Robert Reinick's Lieder.

Lieder

von

Robert Reinick,

Maler.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweite vermehrte Miniatur-Ausgabe.

Berlin,

Verlag von Gruß & Kern.

Gropius'sche Buch- u. Kunsth.

1852.

Inhalt.

Stimmungen und Gestalten.

	Seite
Morgenfeier	3
Auf dem See	5
Sonntags am Rhein	8
„Die Sterne durch den Himmel gehn"	10
Sonntagsfrühe	11
Waldesträume	13
Der Strom	15
Auf der Wanderschaft	18
Im stillen Grunde	20
Des jungen Soldaten Abschied	22
Auf der Wacht	25
Morgenlied	27
Im Vaterland	28
Nach der Krankheit	30
„Du bist die Sonne, ich bin das Meer"	32
Wunsch	34
Nachtgesang	35
Falsche Pläne	36
Tagesanbruch	38
Die Großmutter	40
Das Kind am Abend	41
Vier Wiegenlieder	46
Gesellenlied	52
Gefährliche Nachbarschaft	54

Frühling und Liebe.

Ruhe!	59
Jetzt weiß ich's	60
Frühlingsglocken	62

	Seite
Heraus!	65
Die Apfelblüthe	67
Frühlingsahnen	69
Laut und traut	71
Lustiger Rath	73
Wer's nur verstände!	75
An den Sonnenschein	77
Zwiegesang	79
Liebchen, wo bist du?	81
Schweigen	84
Woher ich's weiß	86
Des Mädchens Geständniß	87
1. Das fragt sich doch noch sehr!	87
2. Wie kommt es nur?	89
3. Liebeshoffnung	90
Frühling ohn' Ende	92
„O wurden Sterne meine Lieder"	94
Klage	95
Des Mädchens Antwort	97
„Morgens als Lerche"	99
Frohe Botschaft	100
„Komm in die stille Nacht"	102
Der letzte Mai	104
Keine Antwort	107
Ganz nothwendig	109
Der Himmel im Thal	111
Durch den Wald	113
Wohin mit der Freud?	115
Nach und nach	117
„In dem Himmel ruht die Erde"	119
Liebesgarten	120
Wanderers Nachtlieder	122
Trost im Scheiden	123
„Seit er von mir gegangen"	127
Liebesbotschaft	129
Nachts in der Ferne	131
Entschuldigung	132
Sommernacht	134
Nichts Schöneres	136
Heimkehr	138

Romanzen und Balladen.

Seite
Der Sänger 111
Der geübte Hirsch 116
Die Wassernixe 118
Zwiegesang der Elfen 131
Der Bleicherin Nachtlied 134
Der Ritter von den Kranzen 136
Auf der Barke 156
Der Saltarelle in Civitella 162
Metamorphose 166
Liebestreu 170
Die Mondwanderung 172
Die Ablösung 173
Das Sturm-Roß 175
„Jung Niklas fuhr auf's Meer" 176
Die todte Braut 179
Unter den dunkeln Linden 181
König Erich 183
Rückkehr 185
Dichters Genesung 188
Die Sterne 190
Diebstahl 192
Feurige Liebe 194
Des Jägers Heimkehr 196
Jauntudien 198
Käferlied 200
Kuriose Geschichte 202
Frau, schau wem 204
Das Herrlein in Italien 206
Der verliebte Maikäfer 208
Der neue Simson 211

Beschauliches.

Sängerpflicht 218
Allgewalt der Liebe 223
Seufzer der Nacht 225
Ghaselen 227
1. „Und eben, weil es Winter ist" 229
2. Nach dem Gewitter 229
3. „Singt den Frühling nur ihr Andern!" 231
4. Die gestorbene Rose 233
5. Deine Worte 235

6. Der Strauch der Monatsrose
7. „Immer noch die alte Leier!“
Liebesglaube
Weihnachtsfest
„Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind“
Dichtergebet
Wie die Künstler berufen wurden

Gesellige Lust.

Des alten Wanderers Rath
Trinkerweisheit
Malers Wanderlied
Feuer her!
Kein Jonas
Blauer Montag
Heute
Künstlers Erdenwallen
Bau-Regel
Die lustige Schwadron
Landsknechtlied
Solider Liebesrausch
Zu jeder Tageszeit
Pereat alles Halbe!
Ruhig Philister!
Kellerstudien
Examen rigorosum
Disputatio inauguralis
Der Komet im Weinkeller
Taschen- und Flaschenlied
Mucker und Schlucker
Diogenes
Aus dem Römischen Künstlerleben
1. Ponte molle
2. Ordenslied
3. Kaiser Constantinus
Trinkspruch
Künstlergruß an die Frauen
Skolie
Dem Vaterland.
Deutscher Gesang

Stimmungen und Gestalten.

Morgenfeier

Wenn die Sonne sich im Osten
Zu dem Aether aufwärts schwingt,
Und die nächt'ge Purpurdecke
Von dem Glanz getroffen, sinkt:
Hebe dich, o meine Seele,
In die frische, heit're Luft,
Schwebe mit der frühen Lerche
Ueber Qualm und Morgenduft.

Von den reinen Flügeln streife
Allen trüben Dunst der Nacht:
Daß sie freudig sich entfalten
Ob der schönen Erden-Pracht.
Wolle trunk'nen Blickes schweifen,
Wo kein Nebel dich beengt,
Ueber Thal und Berg und Fluren
Und das Meer, das sie umfängt.

Morgenfeier

Wenn die Sonne sich im Osten
In dem Aether aufwärts schwingt,
Und die nächt'ge Purpurdecke
Von dem Glanz getroffen, sinkt:
Hebe dich, o meine Seele,
In die frische, heit're Luft,
Schwebe mit der frühen Lerche
Ueber Qualm und Morgenduft.

Von den reinen Flügeln streife
Allen trüben Dunst der Nacht:
Daß sie freudig sich entfalten
Ob der schönen Erden-Pracht.
Wolle trunk'nen Blickes schweifen,
Wo kein Nebel dich beengt,
Ueber Thal und Berg und Fluren
Und das Meer, das sie umfängt.

Schau! Die Schiffe auf den Fluthen!
Wagen ziehen durch das Land,
In der Stadt verwirr'nen Gassen
Regt sich emsig Fuß und Hand;
In der Hütt' und auf dem Felde
Jedem ward ein Platz zu Theil,
Drauf er wirke, treu und redlich,
Zu der Menschheit Glück und Heil.

Auf denn meine Seel' und schwinge
Hoch dich auf ins Morgenlicht!
Lerchen singen dir zu Füßen,
Engel ob dem Angesicht;
Stimm' mit ein in ihre Chöre,
Stimm' mit ein in ihr Gebet,
Und dann schweb' erstarkt hernieder
An den Platz, den du erspäht!

Auf dem See.

Die Ruder hab' ich eingezogen,
Da treib ich hin auf freier Bahn.
In langen Pausen weiche Wogen
Sie schlagen tönend an den Kahn;
Der wiegt sich fort in seinem Gleise,
Bis ihn der Abendwind berührt
Und unsichtbare Strömung leise
Tief in des Schilfes Bucht entführt.

O schönes seliges Versinken!
Der enge Raum so grün erhellt!
Ich schau' hinab, die Wellen blinken
Wie Lichter einer fremden Welt:
Ich werde — welch ein heimlich Rauschen!
Die schlanken Halme neigen sich,
Als fragten sie: „Kommst Du zu tauschen?
„Was treibt in diese Räume dich?"

Doch laſſen ſie mich ſtill gewähren,
Sie kennen mich, ſie rauſchen fort,
Sie flüſtern ihre Wundermähren,
Sie ſprechen manch geheimes Wort;
Und drüber ſchwebt in weiten Kreiſen
Ein Reiher ſtummen Fluges hin;
Wird er gebannt von ihren Weiſen?
Verſteht er ſolcher Worte Sinn?

Da tönt vom Ufer her die Welle! —
Ein Reh! es netzt den müden Fuß,
Die frommen Augen blicken helle,
Als brächten ſie mir Waldesgruß; —
Und mir zu Häupten thürmen golden
Sich Wolken auf in ſtiller Pracht,
Es leuchtet durch die Blüthendolden
Ihr Glanz in meine grüne Nacht.

Da lieg' ich in dem engen Raume —
Die laute Welt ſo weit entrückt
Gleich einem wirren böſen Traume,
Der lange, lange mich umſtrickt!
Was denk ich ſolcher Zeit! Ich liege
Jetzt an der Mutter Bruſt, ein Kind,
Die Wellen ſind die Silberwiege,
Ihr Schlummerlied der Abendwind.

Ich bin ein Kind, wer will mich stören
In meiner duft'gen Zauberwelt!
Ich bin ein Kind, o laßt mich hören,
Was Schilf und Welle sich erzählt!
Horch, — welch ein Grollen in den Wogen!
Ein Blitz! Wild braust der Sturm heran.
O Kindestraum, wie bald verflogen! —
Willkommen Sturm, ich bin ein Mann!

Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenſtund'
Wie wandert's ſich ſo ſchön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken gehn!

Ein Schifflein zieht auf blauer Fluth,
Da ſingt's und jubelt's drein:
Du Schifflein, gelt, das fährt ſich gut
In all die Luft hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein fromm's Lied,
Andächtig dort die Proceſſion
Aus der Kapelle zieht.

Und ernſt in all die Herrlichkeit
Die Burg herniederſchaut
Und ſpricht von alter, ſtarker Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das Alles beut der prächt'ge Rhein
An ſeinem Rebenſtrand,
Und ſpiegelt recht in hellem Schein
Das ganze Vaterland.

Das fromme, treue Vaterland
In ſeiner vollen Pracht,
Mit Luſt und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

Die Sterne durch den Himmel gehn.

Die Sterne durch den Himmel gehn
Mit reinem Schimmer,
Sie können zur Erde niedersehn,
Verglühen nimmer.

Die Blumen sehn der Sterne Lust
Mit stillem Sehnen,
Und ihren Augen, unbewußt,
Entquillen Thränen.

Sonntagsfrühe.

Aus den Thälern hör' ich ſchallen
Glockentöne, Feſtgeſänge,
Helle Sonnenblicke fallen
Durch die dunkeln Buchengänge:
Himmel iſt von Glanz umfloſſen,
Heil'ger Friede rings ergoſſen.

Durch die Felder ſtill beglücket
Wallen Menſchen allerwegen:
Frohen Rindern gleich geſchmücket,
Gehn dem Vater ſie entgegen,
Der auf goldner Saaten Wogen
Segnend kommt durch's Land gezogen.

Wie so still die Bäche gleiten,
Wie so hell die Blumen blinken!
Und aus fernen lichten Zeiten
Weht ein Grüßen her, ein Winken.
Ist's entschwundner Kindheit Mahnung?
Ist es schönrer Zukunft Ahnung?

Waldesträume.

Im Waldesdunkel entſchlummert' ich heut,
Da träumte mir, daß rings das Land
Mit ſeiner grünen Herrlichkeit
Die Bruſt mir hätt' in Lieb' entbrannt:
Und die Wellen im Bach und die Blumen im Grund,
Sie machten mir alle das Herz ſo wund,
Als ſollt' ich vor Liebe vergehen. —
Weckt mich nicht, weckt mich nicht, Waldvöglein!

Da tauchť aus dem Waſſer in blühender Luſt
Ein ſchönes Weib und lockt' mich und ſang:
„Willſt in Liebe vergehn, komm an meine Bruſt!"
Und ſie zog mich hinab, da ward mir bang:
Eiskalt um mich die Welle ſchoß,
Eiskalt, eiskalt mein Herz zerfloß,
Ich fühlte das Leben vergehen. —
Wecket mich, wecket mich, Waldvöglein!

Wohl mir! ich erwacht' und entſchlummert' auf's Neu',
Da ſtand ich auf jäher Felſenwand,
Nur graue Nebel flogen vorbei,
Und mir zu Füßen ein traurig Land,
Und die Blumen ſo welk und die Bäume ſo leer,
Und die Menſchen zogen ſo kalt daher,
Ich wollt' in Schmerzen vergehen —
Weckt mich, weckt mich, Waldvöglein!

Und es kam aus dem Thal ein Mägdlein herauf,
Gar fromm und klar und züchtig und fein,
Und das warſt du und die Sonne ging auf,
Und du führteſt mich fort von dem öden Stein
In die luſtige Welt und die ſchöne Zeit
Und von dort in die ſchönere Ewigkeit,
Und die Liebe wird nimmer vergehen! — —
Weckt mich nicht, weckt mich nicht, Waldvöglein!

Der Strom.

Tief in waldgrüner Nacht
Iſt ein Bächlein erwacht,
Kommt von Halde zu Halde geſprungen.
Und die Blumen, ſie ſtehn
Ganz verwundert und ſehn
In die Augen dem luſtigen Jungen.

Und ſie bitten: „Bleib hier
„In dem ſtillen Revier!“
Wie ſie drängen, den Weg ihm zu hindern!
Doch er küßt ſie im Flug'
Und mit neckiſchem Zug'
Iſt entſchlüpft er den lieblichen Kindern.

Und nun ſpringt er hinaus
Aus dem ſtill grünen Haus:

„O du weite, du ſtrahlende Ferne!
„Dir gehör' ich, o Welt!“ —
Und er dünkt ſich ein Held,
Und ihm leuchten die Augen wie Sterne

„Gebt mir Thaten zu thun!
„Darf nicht raſten, nicht ruhn,
„Soll der Vater, der alte mich loben!“ —
Hoch zum Fluſſe geſchwellt
Von dem Fels in die Welt
Brauſt er nieder mit freudigem Toben.

„Gebt mir Thaten zu thun,
„Kann nicht raſten, nicht ruhn!“ —
Und ſchon hört man die Hämmer ihn ſchmettern,
Und vorbei an dem Riff
Trägt er ſicher das Schiff
In dem Kampfe mit Sturm und mit Wettern.

Immer voller die Luſt,
Immer weiter die Bruſt!
Und er wächſt zum gewaltigen Strome:
Zwiſchen rankendem Wein
Schauen Dörfer darein
Und die Städt' und die Burgen und Dome.

Und er kommt an das Meer,
Hell leuchtet es her
Wie verklärt von göttlichem Walten.
Weld ein Rauschen im Wind?
„Du mein Vater!“ — „„Mein Kind!““
Und er ruht in den Armen des Alten.

Auf der Wanderschaft.

Die Sonne senkte sich gemach,
Ein Sternlein zog der Sonne nach,
Das glühte so hell und heiter.
„Du Sternlein, geh' noch nicht zur Ruh,
„Und blink mir noch ein wenig zu;
„Ich wandre ja noch weiter!“ —

Dir Heerde zog den Wald hinein
Ein schwarzbraun Mädel hinterdrein,
Das glühte so frisch und heiter.
„Ach Mädel, geh' noch nicht zur Ruh,
„Und lach mir noch ein wenig zu,
„Sonst laß ich dich nicht weiter!“

Der Stern that seiner Wege gehn,
Das Mädel das blieb auch nicht stehn,
Wie lacht' es so frisch und heiter!
Es rief: „Grüß Gott! auf Wiedersehn!“
Das Sternlein, ja, das werd' ich sehn;
Das Mägdlein? — — Weiter! weiter!

Im ſtillen Grunde.

Am Roſenſtrauch im ſtillen Grund
Ein Waldbach zog vorüber.
Das Röslein hatt' ſo rothen Mund,
Der Bach er ſchaut' herüber.
Er blinkt' und winkt' ihm fort und fort.
Das Röslein war ſo glücklich dort
In ſeinem ſtillen Grunde. —

Da ſchlich der Bach ſich leiſ' heran
Und ſchwätzt' in ſüßen Weiſen,
Manch lockend Verslein hub er an
Vom Wandern und vom Reiſen,
Von neuer Luſt an neuem Ort.
„Ach!" ſeufzt' das Röslein, „könnt' ich fort
Aus dieſem ſtillen Grunde!"

Das Röslein neigt' zum Bach ſich vor,
Wollt' immer mehr noch wiſſen:
Der Bach, er flüſtert' ihm in's Ohr.
Vom Flüſtern kam's zum Küſſen,
Und Blick um Blick, und Wort um Wort
Bis er geküßt das Liebchen fort
Aus ſeinem ſtillen Grunde.

Das Röslein mit dem falſchen Bach
Iſt in die Welt geſchwommen
Und iſt zuletzt mit Weh und Ach
Verblichen und verkommen. —
Du armes ſchönes Röslein du,
So fand dein Herz doch endlich Ruh
In einem ſtillen Grunde!

Des jungen Soldaten Abſchied.

Mein Herz iſt großer Trauer voll,
Dieweil ich jetzt marſchiren ſoll
Und mich von Hauſe wende.
Die Eltern ſind ſchon alt und grau,
Wer weiß ob ich ſie wiederſchau',
Nachdem der Krieg zu Ende.

Vor Allem doch mich Eins betrübt:
Sie, die mich hat ſo treu geliebt,
Muß ich zurücke laſſen.
Der Abſchied wird mir gar ſo ſchwer,
Ach liebſter Schatz, wein' nicht zu ſehr,
Wenn die Trompeten blaſen.

Ihr Eltern, liebſte Eltern mein,
Laßt doch das viele Klagen ſein!
'S kennt ja nicht anders kommen!
Der Sinn, den ihr mir eingeprägt,
Anjetzo ſeine Früchte trägt
Zu euer Aller Frommen.

Es wär' doch eure eig'ne Schand',
Wenn ich für's theure Vaterland
Nicht wollt' zum Säbel faſſen.
Ach liebſter Schatz, bedenke doch:
Kannſt du mit Lieb umfaſſen noch,
Den ſeine Ehr' verlaſſen?

Mich zwinget kein Tyrann dazu,
Mit Freuden meine Pflicht ich thu,
Marſchire unverdroſſen.
Und trifft die Kugel meine Bruſt,
So ſterb' ich gern, mir wohl bewußt:
Gott hat es ſo beſchloſſen.

„Der ſchönſte Tod auf dieſer Welt
Iſt, wer auf grüner Haide fällt,"
So hab ich oft geſungen.
Nun denn, ſo hat es keine Noth,
Willkommen Sieg, willkommen Tod!
Wird nur der Feind bezwungen!

Drum Herz, mein Herz, sei freudenvoll,
Wenn ich auch die verlassen soll,
Die mir so lieb auf Erden!
Auf Trennung folget Wiedersehn,
Und kann's auf Erden nicht geschehn,
So soll's im Himmel werden!

Auf der Wacht.

Viel tausend Stern am Himmel stehn,
Getreulich ihre Wacht versehn
Mit hohen Freuden.
Du Kriegsmann, nimm es wohl in Acht,
Und halte Wacht in dunkler Nacht
Auf grüner Haiden.

Treu deinem Herrn, treu deinem Gott
Wirst Du den Feind und alle Noth
Bestehn mit Freuden.
Bleib treu, bleib treu und halte Wacht
In stiller Nacht, in wilder Schlacht,
Auf grüner Haiden.

Die Tapferkeit hält lange Zeit:
Die Treu besteht in Ewigkeit,
Nichts kann sie scheiden.
Halt' Wacht, du deutsches Herz, halt' Wacht,
Bis dich gebracht die kurze Nacht
Zu ew'gen Freuden.

Morgenlied.

Bald iſt der Nacht
Ein End' gemacht,
Schon fühl' ich Morgenlüfte weben.
Der Herr, der ſpricht:
„Es werde Licht!“
Da muß, was dunkel iſt, vergehen. —

Vom Himmelszelt
Durch alle Welt
Die Engel Freude jauchzend fliegen:
Der Sonne Strahl
Durchflammt das All. —
Herr, laß uns kämpfen, laß uns ſiegen!

Im Vaterland!

1812.

Der Lieder Luſt iſt mir erwacht!
Wer hat mir ſelchen Lenz gebracht? —
Das Vaterland!
Fern ſchweift' ich in der Welt umher
Zum ſchönen Süden über's Meer;
Doch [illegible] ich nirgend wiederfand:
Dein [illegible]rem war's, o Vaterland!

Des Südens lichter Wunderglanz
Verdunkelte dem Auge ganz
Das Vaterland.
Ich glaubt' in ſelchem Sonnenſchein,
Da müßt' ich ewig glücklich ſein,
Und vor den trunknen Sinnen ſchwand
Dein treues Bild, mein Vaterland!

Wie ſingt der Vögel luſt'ge Schaar
Im Frühling doch ſo hell und klar
Im Vaterland!
So ſingen ſie dort draußen nicht,
Da ſtrahlt der Tag zu heiß und licht:
Drum haben ſie ſich hergewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland!

Auch ich ſang einſt aus friſcher Bruſt
In deines Frühlings milde Luſt,
Mein Vaterland!
Der Süd hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab' ich kaum gedacht,
Ein Zauber hielt mein Herz umſpannt:
Du löſteſt ihn, o Vaterland!

Ich kehrte heim, ich ward geſund,
Und freu' mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland.
Gleich wie die Lerche ſchwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts
Und grüßet rings das grüne Land,
Das liebe Deutſche Vaterland!

Nach der Krankheit.

Da ſteh' ich auf dem Berge droben,
Den ich mit Sehnſucht angeblickt!
So ſind die Nebel denn zerſtoben,
Die lange meinen Sinn umſtrickt!
Die Lerche, die die leichten Schwingen
Am erſten Frühlingsmorgen hebt,
Sie kann wohl freudiger nicht ſingen,
Als meine Seele jauchzt und bebt.

Ein Glanz nur iſt es, was ich ſehe,
Drin Alles rings zuſammenfließt;
Ein Glockenton in Fern' und Nähe,
In den ſich jeder Laut ergießt.
Ein Duft von Himmel, Wald und Blüthen,
Ein friſcher Hauch um meine Bruſt! —
O Herz, du mußt dich faſt behüten
Vor alſo übergroßer Luſt!

Des Geiſtes Schönheit iſt zu mächtig.
Der hier die Arme um dich ſchlingt,
Sein goldner Flügel allzu prächtig,
Zu voll die Lieder die er ſingt; —
Schon faſſen Schauer meine Glieder. —
Hinweg mein Aug' von ſolchem Licht,
Kehr' in die ſtille Kammer wieder!
Das ſchwache Herz erträgt es nicht.

Du biſt die Sonne, ich bin das Meer!

Du biſt die Sonne, ich bin das Meer! —
Du wandelſt an dem Himmelszelt
Ein helles Licht der dunkeln Welt.
Und wandelſt ſtill und rein und hehr,
Und kommſt du herauf und bringſt den Tag,
Mit tauſend Wellen ſtreb' ich dir nach —
Und muß doch bleiben und ſeufzen ſchwer.

Du biſt die Sonne, ich bin das Meer! —
Es zogen ſchwarze Wolken auf,
Es brauſten die Stürme vom Land herauf,
Ich ſah dich lange Zeit nicht mehr.
Da ruht' es auf mir wie wüſte Nacht,
Da wogt' es in mir und brauſte mit Macht
Vernichtung kalt und wild umher.

Du bist die Sonne, ich bin das Meer! –
Die Welt ist arg, sie spricht von dir:
Du stiegest nächtens herab zu mir,
O nein, du bist zu rein und hehr.
In deinem Himmel schlummerst du,
Die Engel singen dir süße Ruh',
Ich schlummre nicht, ich seufze schwer.

Wunſch.

Ich hab' dich geliebt, du ahnteſt es nicht.
Ich wollte ſprechen, ich durft' es nicht,
Ich harrte beſſerer Stunden.

Die beſſern Stunden, ich fand ſie nicht.
Ein Anderer kam, er zögerte nicht,
Ich bin deinem Herzen entſchwunden.

Wohl mag er dich lieben, ich weiß es nicht;
Ob treuer, als ich, ich glaub' es nicht.
O, hätteſt dein Glück du gefunden!

Nachtgesang.

Die Sterne leuchten am Himmel,
Es blinken die Wellen im See:
Es lockt und es grüßt aus der Tiefe,
Es grüßt und es winkt aus der Höh'.

Und leise flüstern die Lüfte,
Da schauert in Wonne der See:
Rings heilige selige Liebe,
Nur mir in dem Herzen das Weh!

Die Sterne sie wandeln am Himmel,
Die Wellen sie ziehn durch den See:
Was kümmert es sie, ob auf Erden
Ein Herz in Liebe vergeh'!

Falſche Bläue.

Ich hab' in das blaue Meer geſchaut,
Ich hab' dem blauen Meer vertraut;
Ein klarer Himmel lag darein
Mit mildem Stern- und Mondenſchein,
Das hat mich arg betrogen! —
Ich warf mich tief in das Meer hinein,
Es war kein klarer Himmel drein,
Nur wilde, falſche Wogen. —
War Alles, Alles erlogen!

Ich hab' in den blauen Himmel geſchaut,
Ich hab' dem blauen Himmel vertraut;
Er war ſo hell, er war ſo rein,
Eine ſtrahlende Sonne brannte drein,
Das hat mich arg betrogen! —
Die Sonne, ſie brannte heiß und ſchwer,
Viel Wolken hat ſie um mich her
Und böſe Wetter gezogen. —
War Alles, Alles erlogen!

Ich hab' in zwei blaue Augen geſchaut,
Ich hab' zwei blauen Augen vertraut:
Sie ſchienen fromm, ſie ſchienen rein,
Ich ſchaute lang und tief hinein,
Das hat mich arg betrogen!
Ihr heller Glanz ward arge Gluth,
Ihr klarer Spiegel wilde Fluth,
Die hat mich hinabgezogen. —
War Alles, Alles erlogen!

Tagesanbruch.

Der Mond hoch über den Wolken,
Die Sterne um ihn her,
Sie ſchwimmen ſelig durch's dunkle
Und blaue Himmelsmeer.

Im Schlummer liegt die Erde,
Verträumt ihr wirres Leid;
Da rieſeln kalte Schauer,
Hin iſt die Schlafenszeit.

Da röthet ſich's im Oſten,
Da flammt herauf der Tag:
Im Himmel und auf der Erde
Wird's hell und laut und wach.

Die blinkenden Sterne fliehen
Vom Tagesglanz verſcheucht,
Der Mond zieht ſtill von hinnen,
Sein mildes Licht erbleicht. — —

O meiner Jugend Träume,
Was iſt geſchehn mit euch?
Du meiner Jugend Liebe
Wie biſt du worden ſo bleich!

Die Großmutter.

Großmutter.

Glückſelige Jugendzeit! —
Als ich noch Kind war,
Gleich meiner Enkelin,
Die dort ſpielt unter dem Blüthenbaum,
Und der Lehrer uns Kindern
Von der Schwachheit der Menſchen
So viel erzählte,
Und wie es ſo ſchwer ſei,
Sich vor Sünde zu hüten,
Da dacht' ich oft:
Was die Leute doch wollen!
Immer gut zu ſein
Und das zu thun,

Was die Mutter verlangt,
Was iſt's denn ſo Großes? —
Doch als ich älter werden
Und trat in die Welt hinaus,
Ach, wie ſo ſchwer ward's!
Ach, wie ſo ſchwer ward's! —

Kind.

Großmutter! hörſt du den ſchönen Vogel ſingen?

Großmutter.

Und als ich Jungfrau werden
Und meiner jungen Seele
Des Lebens Fülle ſich aufthat,
Und ich hörte die Eltern
Von Sorgen ſprechen
Und daß die Welt nur
Voll Trübſal ſei,
Da dacht ich bei mir:
Was die Leute doch wollen!
Sein fröhlich Gemüth
Vor Unmuth zu wahren
Und nur der Schönheit
Dieſer reichen Erde

Sein Herz zu öffnen,
Was iſt's denn ſo Großes? —
Doch ich ward alt
Und es kamen die Sorgen;
Ach, wie ſo ſchwer ward's!
Ach, wie ſo ſchwer ward's! —

Kind.

Großmutter, der ſchöne Vogel iſt weggeflogen!

Großmutter.

Jetzt iſt weiß mein Haar,
Ich bin eine Greiſin,
Nur kurze Friſt, und der Tod kommt:
Doch wenn ich die Menſchen
Vor ſeinem Kuſſe
Zittern ſehe
Und bange ſich ſträuben,
Da mein' ich oft:
Zu ſcheiden von hier
Was iſt's denn ſo Großes! — —
Und doch! und doch!
Wenn die Stunde wird ſchlagen
Und ich werfe den Blick

Zum letzten Mal
Auf dieſe lichte Welt,
Auf alle meine Lieben
Und auf das ſüße, ſüße Kind dort:
Ach wie ſo ſchwer
Ach, wie ſo ſchwer wird es werden!

Kind.

Großmutter! Wie iſt es hier doch ſo wunderſchön!

Das Kind am Abend.

Ich kenn' ein kleines Mädchen, ſanft und gut,
Und froh und luſtig wie ein junges Reh.
Und hat das Kind ſein heiter Tagewerk
Vollbracht, hat in dem Garten mit Geſpielen
Sich müd getummelt, an dem Abend dann
An ſeiner Mutter Seit' im Bilderbuche
An ſchönen Märchen höchlich ſich erbaut,
Da werden trübe wohl die blanken Aeuglein,
Es ſenkt der Kopf mit ſeinen vollen Locken
Sich auf die runden Aermchen ſtille nieder.
Doch ſpricht die Mutter dann: Kind, geh zu Bett!
Schnell ſpringt es auf, lehnt ſich an ſeine Eltern,
Schmiegt ſich mit ſeinen rothen warmen Wangen
Noch einmal feſt und innig an ſie an,
Sagt gute Nacht und fragt ganz leiſe noch
Zu guter Letzt, ſo recht aus Herzensgrunde:

„Bist mir auch gut, lieb Vater, liebe Mutter?“
Und kann nicht eher ruhn, als bis die Eltern
Ihm den erbet'nen Segen zugesichert.
Dann aber springt es seinem Bettchen zu
Und schlummert süß bis an den lichten Morgen.

O Kindeseinfalt, wie erschließest du
In wenig Worten oft ein Paradies
Von Unschuld uns und reiner Frömmigkeit!

Vier Wiegenlieder.

1.

Im Frühling.

„Eia popeia" —
Das iſt ein altes Lied;
Der Mond hat's oft gehöret,
Iſt oft ſchon worden müd';
Die Bäche und die Quellen,
So wach ſie ſich auch ſtellen,
Im Traum nur ziehn die Wellen.
— „Eia popeia" —
Sobald's die Nacht geſungen,
Wird Alles, Alles müd.

„Sta vercia“
Das iſt ein altes Lied,
Doch Eine ſingt und ſingt es
Und wird davon nicht müd.
Es ſchweigt in allen Räumen,
Es blüht in allen Bäumen,
Sie kann nicht ſchlafen nicht träumen.
— Sta vercia! —
Eh nicht ihr Kindlein ſchlummert,
Die Mutter wird nicht müd.

2.

Im Sommer.

Vom Berg hinabgeſtiegen
Iſt nun des Tages Reſt,
Mein Kind liegt in der Wiegen.
Die Vögel all' im Neſt,
Nur ein ganz klein Singvögelein
Ruft weit daher im Dämmerſchein:
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
„Lieb Kindlein, gute Nacht.“ —

Das Spielzeug ruh't im Schreine,
Die Kleider auf der Bank,
Das Mäuschen ganz alleine
Es raschelt noch im Schrank,
Und draußen steht der Abendstern
Und winkt dem Kind aus weiter Fern:
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
„Lieb Kindlein, gute Nacht!"

Die Wiege geht im Gleise,
Die Uhr tickt hin und her,
Die Fliegen nur ganz leise
Sie summen noch daher.
Ihr Fliegen, laßt mein Kind in Ruh!
Was summt ihr ihm so heimlich zu?
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
„Lieb Kindlein, gute Nacht!"

Der Vogel und die Sterne,
Und Alle rings umher,
Sie haben mein Kind so gerne,
Die Engel noch viel mehr.
Sie decken's mit den Flügeln zu
Und singen leise: „Schlaf in Ruh!
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
„Lieb Kindlein, gute Nacht!"

3.

Im Herbſt.

Sonne hat ſich müd' gelaufen, ſpricht: „Nun laß ich's ſein!“
Geht zu Bett und ſchließt das Auge und ſchläft ruhig ein.
Mein Kindchen macht es ebenſo,
Mein Kindchen das ſchläft ein.

Bäumchen, das noch eben rauſchte, ſpricht: „Was ſoll das ſein?
„Will die Sonne nicht mehr ſcheinen, ſchlaf ich ruhig ein.“
Mein Kindchen macht es ebenſo,
Mein Kindchen das ſchläft ein.

Vogel, der im Baum geſungen, ſpricht: „Was ſoll das ſein?
„Will das Bäumchen nicht mehr rauſchen, ſchlaf ich ruhig ein!“
Mein Kindchen macht es ebenſo,
Mein Kindchen das ſchläft ein.

Häschen ſpitzt die langen Ohren, ſpricht: „Was ſoll das ſein?
„Hör' ich keinen Vogel ſingen, ſchlaf ich ruhig ein!“
Mein Kindchen macht es ebenſo,
Mein Kindchen das ſchläft ein.

Jäger höret auf zu blasen, spricht: „Was soll das sein?
„Seh ich keinen Hasen laufen, schlaf ich ruhig ein!“
Mein Kindchen macht es ebenso,
Mein Kindchen das schläft ein.

Kommt der Mond und guckt herunter, spricht: „Was soll das sein
„Kein Jäger lauscht?
„Kein Häschen springt?
„Kein Vogel singt?
„Kein Bäumchen rauscht?
„Kein Sonnenschein?
„Und's Kind allein
„Sollt' wach noch sein?“ —
Nein! nein! nein!
Mein Kindchen macht die Augen zu,
Mein Kindchen schläft schon ein!“ —

4.

Im Winter.

Schlaf ein, mein süßes Kind
Da draußen geht der Wind,

Er pocht an's Fenſter und ſchaut hinein,
Und hört er wo ein Kindlein ſchrein,
Da ſchilt und immt und brummt er ſehr.
Holt gleich ſein Bett voll Schnee daher
Und deckt es auf die Wiegen,
Wenn's Kind nicht ſtill will liegen.

Schlaf ein, mein ſüßes Kind,
Da draußen webt der Wind,

Er rüttelt an dem Tannenbaum,
Da fliegt heraus ein ſchöner Traum,
Der fliegt durch Schnee und Nacht und Wind
Geſchwind, geſchwind zum lieben Kind
Und ſingt von Licht und Kränzen,
Die bald am Chriſtbaum glänzen.

Schlaf ein, mein ſüßes Kind,
Da draußen bläſt der Wind.

Doch ruft die Sonne: „Grüß Euch Gott!“
Bläſt er dem Kind die Backen roth,
Und ſagt der Frühling: „Guten Tag!“
Bläſt er die ganze Erde wach,
Und was erſt ſtill gelegen,
Springt luſtig allerwegen.

Jetzt ſchlaf, mein ſüßes Kind,
Da draußen bläſt der Wind.

Geſellen-Lied.

„Kein Meiſter fällt vom Himmel.“
Und das iſt auch ein großes Glück!
Der Meiſter ſind ſchon viel zu viel;
Wenn noch ein Schock vom Himmel fiel',
Wie würden uns Geſellen
Die vielen Meiſter prellen
Trotz unſerm Meiſterſtück!

„Kein Meiſter fällt vom Himmel.“
Gottlob, auch keine Meiſterin!
Ach lieber Himmel, ſei ſo gut,
Wenn droben eine brummen thut,
Behalte ſie in Gnaden,
Daß ſie zu unſerm Schaden
Nicht fall' zur Erden hin!

„Kein Meiſter fällt vom Himmel.“
Auch keines Meiſters Töchterlein!
Zwar hab' ich das ſchon lang gewußt,
Und doch, was wär' das eine Luſt,
Wenn jung und hübſch und munter
Solch Mädel fiel' herunter
Und wollt' mein Herzlieb' ſein!

„Kein Meiſter fällt vom Himmel.“
Das iſt mein Troſt auf dieſer Welt;
Drum mach' ich, daß ich Meiſter werd'
Und wird mir dann ein Weib beſcheert,
Dann ſoll aus dieſer Erden
Mir ſchon ein Himmel werden,
Aus dem kein Meiſter fällt.

Gefährliche Nachbarſchaft.

Ach was iſt das für ein Grauſen,
Wenn ein Maler und ein Dichter
Beid' in einer Seele hauſen!
Nimmer giebt es ſchlimmre Wichter.

Will ich malen, ſpricht der Dichter
Gleich mit meinen Traumfiguren,
Daß ſie wenden die Geſichter,
Und verwiſcht mir die Conturen.

Mach' Gebilde ich mir als Dichter,
Schreit der Maler: „Gruppen! Gruppen!“
Drängt ſie dicht und immer dichter
An einander wie die Puppen.

Schöne Gärten läßt der Dichter,
Nette Häuſer auch erſtehen;
Gleich wird Maler ein Vernichter,
Muß Ruin, und Wildniß ſehen.

Wünscht sich dunkle Nacht der Dichter,
Will durch Raum und Zeiten schweben:
Schreit der Maler: „Lichter! Lichter!“
Bleibt an einer Stelle kleben.

Hab' ich drum als guter Richter
Oft den Einen schon verstoßen:
Macht der Andre gleich Gesichter,
Ruft ihn wieder, mir zum Possen.

Seht, wie boshaft jetzt dem Dichter
Nur für sich die Reime fließen,
Und auf Maler reimet nicht er,
Soll mich das nun nicht verdrießen?

Doch jetzt sag' ich's Ihm, Herr Dichter!
Er fataler, schaler Prahler,
Macht kein besseres Gedicht Er,
Jagt zum Teufel Ihn der Maler.

Frühling und Liebe.

Juchhe!

Wie iſt doch die Erde ſo ſchön, ſo ſchön!
Das wiſſen die Vögelein;
Sie heben ihr leicht Gefieder,
Und ſingen ſo fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie iſt doch die Erde ſo ſchön, ſo ſchön!
Das wiſſen die Flüſſ' und Seen;
Sie malen in klarem Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel,
Und die Wolken, die drüber gehn.

Und Sänger und Maler wiſſen es,
Und es wiſſen's viel andere Leut';
Und wer's nicht malt, der ſingt es,
Und wer's nicht ſingt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!

Jetzt weiß ich's!

Jetzt weiß ich, warum es mir nirgend gefallt,
Als einzig allein in dem grünen Wald!
— Juchheißa, juchhe, in dem grünen Wald! —
Da treibt mich's, wie närriſch zu jauchzen und ſingen,
Als ſollt' mir die Kehl' in dem Halſe zerſpringen.
Die Leute die ſagen,
Ich wär' ein Narr;
Thu' nichts darnach fragen;
Bin ein luſtiger Vogel, — und das iſt wahr!

Und das iſt die Wahrheit, das weiß ich genau,
Denn geſtern, da kam eine ſteinalte Frau,
— Juchheißa, juchhe! krumm, runzlich und grau! —
Die hat mir's geſagt: daß vor tauſend von Jahren,
Eh' noch meine Seel' in dies Antlitz gefahren,
Im Walde leibhaftig
Ein Vogel ich war,
Und flürbe wahrhaftig
Als ein luſtiger Vogel, — und das iſt wahr!

Doch war da noch Eines, das wissen ich wollt',
Da war meine Alte zum Kuckuck getrollt! —
— Juchheißa, juchhe, zum Kuckuck getrollt! —
Drum frag ich es euch nun, ihr seid ja so weise:
Ob einst ich ein Spatz, oder Lerch', oder Meise?
Doch meint ihr, ich wäre
Ein' Nachtigall gar,
Dank' schön für die Ehre!
Bin ein lustiger Vogel, — und das ist wahr!

Frühlingsglocken.

Schnee-Glöckchen thut läuten!
Was hat das zu bedeuten? —
Ei, gar ein luſtig Ding!

Der Frühling heut geboren ward,
Ein Kind der allerſchönſten Art;
Zwar liegt es noch im weißen Bett,
Doch ſpielt es ſchon ſo wundernett.
Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all,
Erwacht im Thal!
Was ſoll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!

Mai Glöckchen thut läuten!
Was hat das zu bedeuten? —
Frühling in Bräutigam.

Macht Hochzeit mit der Erde heut
Mit großer Pracht und Festlichkeit.
Wohlauf denn, Reif' und Tulipan,
Und schwenkt die bunte Hochzeitfahn'!
Du Reis' und Lilie, schmückt euch fein,
Brautjungfern sollt ihr heute sein!
Ihr Schmetterling'
Sollt bunt und flink
Den Hochzeitreigen führen,
Die Vögel musiciren!

Blau Glöckchen thut läuten!
Was hat das zu bedeuten? —
Ach, das ist gar zu schlimm!

Heut Nacht der Frühling scheiden muß,
Drum bringt man ihm den Abschiedsgruß.
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
Es rauscht der Wald, es klagt der Quell,
Dazwischen singt mit süßem Schall
Aus jedem Busch die Nachtigall.

Und wird ihr Lied
Sobald nicht müd',
Iſt auch der Frühling ſchon ſo ferne:
Sie hatten ihn alle ſo gerne!

Heraus!

Ging unter dichten Zweigen
Am Morgen im grünen Wald,
Der Vögel luft'ger Reigen
Von allen Wipfeln schallt'.

Und riefen all' einander:
„Heraus wo Vöglein sind,
Zu singen mit einander
In den kühlen Morgenwind!"

Da hat's auch mir geklungen
Tief in die Brust hinein,
Da hat sich's drin geschwungen,
Als wär's ein Vöglein.

Und iſt ein Vogel drinnen,
So flieg' er frei heraus,
Und iſt ein Lied darinnen,
So zieh' es fröhlich aus!

Die Apfelblüthe.

Hab' als Knab' einmal erblicket
Einen blühenden Apfelbaum:
Hab' die schönste Blüth' gepflücket,
Rosenfarbig mit weißem Saum.

Hab' mein innerstes Gemüthe
An der duftigen Pracht erquickt,
Und mich mit der schönen Blüthe
Wie ein Bräutigam ausgeschmückt.

Und so sprang ich zu der Stuben:
„Seht! wie schön mich der Lenz bedacht!"
Ach, was ward mir armen Buben
Für ein grimmig Gesicht gemacht:

„Sündlich ſei's, die Blüthe pflücken,
Eh' zur Frucht ſie gereifet ward,
Die im Herbſt mich ſollt erquicken
Als ein Apfel von ſeltner Art!“ —

O ihr weiſen Adamskinder,
Die der Apfel nur ſelig macht,
Denkt doch, was den erſten Sünder,
Vater Adam, zu Fall gebracht!

Als im Paradieſesraume
Sich noch freute das Elternpaar
Ob der Blüth' am Apfelbaume,
Rein und ſelig ihr Leben war;

Doch gleich wurden ſie berücket,
Als der Apfel ſich reif erwies;
Hätten ſie die Blüth' gepflücket,
Säßen wir noch im Paradies.

Frühlingsaugen.

Wann im Lenz der blaue Himmel
Nachts sich schmückt mit seinen Sternen,
Daß sie, wie mit Liebesaugen
Sich in deine Seele saugen
Und dich winken zu den Fernen:
Hüte dich fein
In dem Lenzen
Vor dem Glänzen der Aeugelein!

Kommt der Morgen, läßt den Blüthen
Lichte Perlen niederthauen,
Daß ihr Auge voller Thränen
Dir erweckt ein heimlich Sehnen,
Wann sie dir entgegen schauen:
Hüte dich fein
In dem Lenzen
Vor dem Glänzen der Aeugelein!

Drauf, wann ſich der Mittag breitet
Und es ſchweigt in weiter Runde,
Und es flimmert auf der Welle,
Und es blicken wunderhelle
Augen aus des Waſſers Grunde:
Hüte dich fein
In dem Lenzen
Vor dem Glänzen der Aeugelein!

Und am Abend, und am Abend,
Wann in Gärten allerwegen
Holde Kinder ſich ergehen
Und verſtohlen nach dir ſehen
Aus den grünen Laubgehegen:
Hüte dich fein
In dem Lenzen
Vor dem Glänzen der Aeugelein!

Laut und traut.

Singevöglein singet,
Singevöglein schwinget
Hoch sich und stolz in den Himmel hinein,
Schaut mit fröhlichem Gemüthe
Nach dem goldnen Sonnenschein,
Singet in den Lenz hinein,
Singet laut von Blum' und Blüthe.
Möchte vor Allem,
Ja, vor Allem,
So ein Singevöglein sein!

Sommervöglein küsset,
Sommervöglein grüßet
Still und traut die Blume sein.
Schwebet leise zu der Blüthe
Durch den warmen Sonnenschein.

Flüſtert ihr in's Ohr hinein
Recht aus innerſtem Gemüthe,
Seh' ich die Eine,
Die ich meine,
Möcht' ich ſelb ein Vöglein ſein!

Luſtiger Rath.

Vöglein, lieb Vöglein,
Was treibt ihr für Faxen!
Singt, wie eu'r Schnäbelein
Grade gewachſen,
Immer daſſelbe Lied,
Und doch wird's Keiner müd.
Sagt mir in aller Welt,
Wie ſich das Ding verhält!

Sebt, ich Poetlein,
Ich muß mich ſo quälen,
Verſe Tag aus, Tag ein
Tauſendmal zählen;
Grübl' ich auch noch ſo ſehr,
Suche ſtets Neues her:
Macht es doch wenig Spaß;
Vöglein wie kommt denn das?

„Dichterlein, Dichterlein,
Treibe nicht Faxen;
Iſt nur dein Schnäblein
Zum Singen gewachſen,
Rührt ſich's im Herzen dein,
Jauchz' in die Welt hinein!
Grübeln, du armer Wicht,
Taugt zum Singen nicht."

Wer's nur verstände!

Was ist geschehn, was ist geschehn?
Die Sträucher und Bäum' und Blumen und Gras
Sie haben miteinander, ich weiß nicht was.
Der Schmetterling flattert von Ort zu Ort,
Er flüstert der Primel manch heimlich Wort,
Und die Primel muß es der Tulpe sagen
Und die Tulpe muß die Aurikel befragen.
Das wispert ohn' Ende
— Wunderlich, wunderlich! —
Wer's nur verstände!

Was ist geschehn, was ist geschehn?
Das Fräulein ruft aus dem Weiher herauf,
Da schauert die Birke vor Freuden auf;
Und die Vögel schwirren ohn' Ruh und Rast
Und rufen und singen von Ast zu Ast,
Das ist ein Gewirre, das ist ein Gewimmel,
Auf grüner Erden, am blauen Himmel,
Das hat kein Ende!
— Wunderlich, wunderlich! —
Wer's nur verstände!

Was iſt geſchehn, was iſt geſchehn?
Da ſteht ein Paar an dem Gartenthor,
Sie ſagen ſich wichtige Ding' ins Ohr. —
Und drüben am Hauſe, da winkt es hinauf,
Und leiſe thut ſich ein Fenſter auf.
Still wird's auf Erden und ſtill am Himmel:
Nur mir im Herzen da bleibt das Gewimmel.
Wer macht ihm ein Ende?
— Wunderlich, wunderlich! —
Wer's nur verſtände!

An den Sonnenschein.

O Sonnenschein! o Sonnenschein!
Wie scheinst du mir ins Herz hinein,
Weckst drinnen lauter Liebeslust,
Daß mir so enge wird die Brust!

Und enge wird mir Stub' und Haus,
Und wie ich lauf' zum Thor hinaus,
Da lockst du gar in's frische Grün
Die allerschönsten Mädchen hin!

O Sonnenschein! Du glaubest wohl,
Daß ich wie du es machen soll,
Der jede schmucke Blume küßt,
Die eben nur sich dir erschließt?

Haſt doch ſo lang' die Welt erblickt,
Und weißt, daß ſich's für mich nicht ſchickt:
Was machſt du mir denn ſolche Pein?
O Sonnenſchein! o Sonnenſchein!

Zwiegeſang.

Im Fliederbuſch ein Vöglein ſaß
In der ſtillen ſchönen Maiennacht,
Darunter ein Mägdlein im hohen Gras
In der ſtillen ſchönen Maiennacht.
Sang Mägdlein, hielt das Vöglein Ruh',
Sang Vöglein, hört' das Mägdlein zu,
Und weithin klang
Der Zwiegeſang
Das mondbeglänzte Thal entlang.

Was ſang das Vöglein im Gezweig
Durch die ſtille ſchöne Maiennacht?
Was ſang doch wohl das Mägdlein gleich
Durch die ſtille ſchöne Maiennacht?

Von Frühlingsonne das Vögelein,
Von Liebeswonne das Mägdelein,
Wie der Geſang
Zum Herzen klang,
Vergeſſ' ich nimmer mein Leben lang!

Liebchen, wo biſt du?

Zaubrer bin ich, doch was frommt es?
Denn mein Lieb iſt eine Fei,
Höhnt mich mit noch ärgerm Zauber,
Ruf ich freundlich ſie herbei:
Liebchen, wo biſt du?

Heute noch in Feld und Garten
Ging ich, ſie zu ſuchen, aus;
Plötzlich lacht' aus einer Roſe
Glühend roth ihr Mund heraus!
Liebſter, da bin ich!

Ich nun ward ein ſchneller Zephyr,
Küßt' im Flug die Roſe ſchon.
Ach! nur eine Roſe küßt' ich,
Liebchen war daraus entflohn.
Liebchen, wo biſt du?

Sieh, da ſchaut ſie aus der Sonne,
Eingehüllt in Strahlen ganz,
Und doch blinkten ihre Augen
Mir durch all den Himmelsglanz:
Liebſter, da bin ich!

Ich, zum klaren See mich wandelnd,
Fing mir ſchnell den Sonnenſchein;
Ach! nur Sonnenſtrahlen fing ich,
Liebchen ſaß nicht mehr darein.
Liebchen, wo biſt du?

Horch, da ſang am Waldes-Ufer
Plötzlich eine Nachtigall;
Wohlbekannt war mir die Stimme,
Und ſie ſang mit ſüßem Schall:
Liebſter, da bin ich!

Schnell zum Abendſtern verwandelt,
Blickt ich durch die grüne Nacht;
Ach! den leeren Buſch erblickt' ich,
Liebchen hatt' ſich fortgemacht.
Liebchen, wo biſt du?

Und ſo treibt ſie's alle Tage,
Läßt mir eben jetzt nicht Ruh',
Während dieſes Lied ich ſinge,
Ruft ſie unſichtbar mir zu:
Liebſter, da bin ich!

Liebchen, mach' dem Spiel ein Ende,
Komm nun endlich ſelbſt herbei,
Glaub', ein einz'ger Kuß iſt ſchöner,
Als die ganze Zauberei!
Liebchen, wo biſt du?

Schweigen.

Schweigen iſt ein ſchönes Ding!
Doch nicht immer iſt's manierlich;
Plaudern möge, wer ſich zierlich
Holden Frauen will erweiſen,
Und wo Worte nicht genügen,
Ei, da kann man ſich vergnügen
Wohl auch noch in beſſern Weiſen:
Zum Exempel:

Singen iſt ein ſchönes Ding!
Singen trägt von Herz zu Herzen
Ernſte Lieb' und liebend Scherzen;
Was mit Reden kaum zu wagen,
Niemand wird es übel deuten,
Wenn es Töne hold begleiten,
Singend kann man Vieles ſagen:
Zum Exempel:

Küſſen iſt ein ſchönes Ding!
Küſſe geben und empfangen,
Kann man Schön'res wohl erlangen?
Und zwei Lippen ſeh' ich brennen,
Die allein ſie anzublicken
Schon vor Allem mich entzücken,
Und ich könnte wohl ſie nennen:
Zum Krempel: — —

Schweigen iſt ein ſchönes Ding!

Woher ich's weiß.

Kann ich den Himmel auch nicht ſehn
Vor der Kaſtanien grünem Schein,
Die ſchattig vor dem Fenſter ſtehn:
Doch weiß ich, daß er mild und rein.

Kein liebes Wort ſprachſt du mir noch:
Dein Herz, man hat es mir verhüllt
Durch dunkle Wände, ſtarr und hoch;
Doch weiß ich, daß es rein und mild.

Woher ich weiß, das der Himmel blau?
Strahlt doch im See der Wiederſchein.
Und wenn dein klares Aug' ich ſchau:
Kein See, kein Himmel ſtrahlt ſo rein!

Des Mädchens Geſtändniß.

I.

Das fragt ſich doch noch ſehr!

Der Abend war ſo wunderſchön,
Da gingen beide wir durch's Feld:
Die Sonne wollte untergehn,
Und ſchien noch freundlich in die Welt:
Die Vögel ſangen im Geſträuch,
Im Korn und in der blauen Luft;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Muth
Und doch dabei ohnmaßen froh;
Ich war der ganzen Welt ſo gut,
Gott weiß, mir war noch niemals ſo.

Da ſprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich ſelbſt nicht mehr,
Und er auch war ſo gut dabei
Und ging ſo ſtille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund,
Da drückt' er plötzlich meine Hand,
Und küßt' mich leiſe auf den Mund;
Und ich, ich konnt' nicht widerſtehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verſtehn,
Wie's mir nur eingefallen iſt.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieſer Kuß nichts Böſes war;
War's doch nachher in meiner Bruſt
So rein, wie es geweſen war.
Ich hätt's auch Jedem gern gethan,
Der irgend mir begegnet wär',
Und doch! — wär' es ein andrer Mann —
Je nun, — das fragt ſich doch noch ſehr!

2.

Wie kommt es nur?

Wie kommt es nur! Kaum ſchau ich ihn:
Wie heiß mir gleich die Wangen glühn!
Nie war es ſo in frühern Tagen.
Ich ſprach' und ſchwatz' mit Andern doch,
Blieb keine Antwort ſchuldig noch —
Ihm weiß ich nicht ein Wort zu ſagen.

Wie kommt es nur! — Sieht er mich an:
Mir iſt, als hätt' ich was gethan;
Die Blicke muß ich niederſenken.
Sonſt lacht' ich Allen ins Geſicht,
Ihn anzuſehn, ich wag' es nicht
Und muß ſo viel doch an ihn denken.

Wie kommt es nur! — Und iſt er fort,
Klingt mir in's Ohr ſein kleinſtes Wort,
Es iſt ein Klang, ich kann's nicht ſagen!
Ob er denn wirklich anders ſpricht
Als andre Leut'? ich weiß es nicht:
Ich kann — ich keinen drum befragen.

Wie kommt es nur! — Ich wünsch' — ich möcht' —
Ich weiß nicht, was ich wünsch' und möcht',
Ich kann nicht Wort, nicht Ton ihm geben. —
O könnt' ich singen, wie der Schwan:
Ein Ton, ein Wort — — und sterben dann?
Nein, leben und zum Himmel schweben!

3.

Liebes-Hoffnung.

Ich thöricht Kind
Ich liebe dich,
Und weiß doch nimmer:
Liebst du auch mich?
Ich fragte die Blumen
Groß und klein;
Ach leider die meisten
Sie sagten Nein. —
Die dummen Blumen
Sie wissen nicht,
Was es heißt, was es heißt: „Er liebt mich nicht."

Ich thöricht Kind
Ich liebe dich,
Und wähne immer:
Du liebst auch mich.

Ich fragte mein Herz:
„Was meineſt Du?“
Das rief mir freudig
„Er liebt dich“ zu.

O du mein Herz
Weißt ſicherlich,
Was es heißt, was es heißt: „Er liebet mich.“

Frühling ohn' Ende.

Nun brechen aller Enden
Die Blumen aus grünem Plan:
Wo ich mich hin mag wenden,
Da hebt ein Klingen an!
Möcht' dir ein Sträußlein binden,
Möcht' dir ein Lied erfinden.
Wo aber fang' ich an?

Hier blühn Marienſterne,
Dort Primeln licht und bunt;
Bald ruft ein Horn zur Ferne,
Bald rauſcht es im kühlen Grund.
Ganz wirr iſt mir zu Sinne,
Weiß nicht, was ich beginne;
Mein Herz iſt mir verwund't.

Ja, möchteſt ſelbſt du kommen,
Da wär's wohl gute Zeit,
All' Leid wär' mir benommen
Und lauter Seligkeit:
Die Blumen könnten blühen,
Die Klänge weiter ziehen,
Iſt doch die Welt ſo weit.

Wenn ſich zwei Augen gefunden,
Wer ſchaut die Blumen an?
Wenn ſich zwei Mündlein runden,
Was braucht's der Lieder dann?
Wenn einig Herz und Hände:
Welch' Frühling ohne Ende
Hebt da zu blühen an!

„O würden Sterne meine Lieder!“

Der Himmel blickt zur Erde nieder,
Sie ruht in stiller Schönheit dort.
Die Sterne sind des Himmels Lieder,
Sie künden seiner Liebe Wort.

Die Erde möcht' dem Himmel sagen,
Wie seine Liebe sie beglückt;
Und rings in diesen Lenzestagen
Empor der Blumen Auge blickt.

Du aber schlägst dein Auge nieder.
O sänk' der Himmel in mein Herz,
O würden Sterne meine Lieder!
Die Blumen schauen himmelwärts.

Klage.

Warum ſoll ich denn nicht ſchauen
Deiner Augen hellen Schein?
Seh' ich doch in all' die Sterne
Und den lichten Mond hinein!

Warum ſoll ich denn nicht küſſen
Deiner Lippen Roſenpaar?
Beut ja doch dem Morgenſtrahle
Ihren Mund die Roſe dar!

Warum willſt du denn nicht hören,
Wenn mein helles Lied erklingt?
Hörſt du doch auf jeden Vogel,
Der in deinem Garten ſingt!

Sprichſt: du wäreſt nicht dein eigen,
Aug' und Lippe nicht mehr dein;
Und ich ſollte nun verſchließen
Still und ſtumm die Liebe mein?

Nein, das kann ich nicht ertragen,
Will es ſingen ſtill für mich;
Stern' und Blume will ich grüßen,
Träumen nur, ich grüßte dich!

Des Mädchens Antwort.

Wozu frommt dir nur das Schaun?
Thu' es lieber nicht!
Sieh, es kann der kleinſte Stern
Auch aus weiter Himmelsfern'
Wieder mit Blinken
Freundlich dir winken, —
Ach, ich darf es nicht!

Wollteſt küſſen meinen Mund,
Woll' es lieber nicht!
Küſſen will erwiedert ſein;
Roſe kann dem Morgenſchein
Freundlich erblühen,
Grüßend erglühen, —
Ach, ich darf es nicht!

Möchteſt ſingen mir ein Lied.
Sing' es lieber nicht!
Sieh', es kann die Nachtigall,
Können die Vögel allzumal
Wieder mit Singen
Freude dir bringen, —
Ach, ich darf es nicht!

Und wohl ſprach ich wahr zu dir:
„Wär' mein eigen nicht,
Aug' und Lippe nimmer mein.“
Alles, Alles iſt ja dein,
All' mein Leben
Möcht' ich dir geben, —
Ach, ich darf es nicht!

Und nun bitt' ich dich zuletzt:
Wähn', o wähne nicht,
Daß zu tragen nicht dein Leid;
Kannſt du es doch jederzeit
Singen und ſagen,
Offen es klagen, —
Ach, ich darf es nicht!

Morgens als Lerche.

Morgens als Lerche
Möcht' ich begrüßen der Sonne Strahl,
Mittags Libelle,
Küssen die Blum' im Blüthenthal,
Abends ein Schwan wohl
Schwimmen in funkelndem Sternenschein,
Möcht' in der Mondnacht
Leicht und luftig ein Elfe sein!

Sonne, wann endlich
Trittst du strahlend heraus zu mir?
Blume, o dürft' ich
Hier in den Blüthen ruhen bei dir!
Stern, und hörst du
Rauschen die Wasser? sie rufen dich.
Schön ist die Mondnacht,
Elfenkönigin, zeige dich!

Frohe Botschaft.

Hielt die allerschönste Herrin
Einst mein Herz so eng gefesselt,
Daß kein Wort es konnte sprechen
Aus den engen Fesseln.

Sandt' es ab als flinke Diener
Feurig schnelle Liebesblicke,
Zu besprechen sich im Stillen
Mit der Herrin Blicken.

Sandt' es Pagen, fein und listig:
Heimlich schlichen hin die Finger,
Schmiegten leise sich und bittend
An die schönsten Finger.

Sandt' es ab zwei kühne Boten:
Sind die Lippen gar verwegen
An der Herrin Mund geflogen,
Botschaft sich zu holen.

„Nun, ihr Boten, Pagen, Diener!
Welche Botſchaft bringt ihr wieder,
Haben Augen, Finger, Lippen
Nichts mir zu verkünden?“

Und voll Freuden rufen Alle:
Juble, Herz! und laß das Zagen,
Deine Herrin ſendet Gnade,
Deine Bande fallen!

Komm in die ſtille Nacht!

Ständchen.

Komm in die ſtille Nacht! —
  Liebchen, was zögerſt du?
  Sonne ging längſt zur Ruh',
  Welt ſchleß die Augen zu,
Rings nur einzig die Liebe wacht!

Liebchen, was zögerſt du?
  Schon ſind die Sterne hell,
  Schon iſt der Mond zur Stell',
  Eilen ſo ſchnell, ſo ſchnell!
Liebchen, mein Liebchen! drum eil' auch du!

Sonne ging längſt zur Ruh'! —
  Traust wohl dem Schimmer nicht,
  Der durch die Blüthen bricht?
  Treu iſt des Mondes Licht.
Liebchen, mein Liebchen, was fürchteſt du?

Welt ſchleß die Augen zu!
  Blumen und Blüthenbaum
  Schlummern in ſüßem Traum,
  Erde, ſie athmet kaum,
Liebe nur ſchaut den Liebenden zu!

Einzig die Liebe wacht,
  Ruft dich allüberall;
  Höre die Nachtigall,
  Hör' meiner Stimme Schall,
Liebchen, o komm in die ſtille Nacht!

Der letzte Mai.

„Heute will der Mai von hinnen ſchweben,
Ohne Küſſe darf er nicht entſchwinden!
Liebſte, ſei's auch nur ein Stündchen eben,
Laß heut' Nacht dich in der Laube finden."

Alſo ſchrieb ich, und nicht durft' ich warten:
Einer Elfe gleich ſah ich behende
Nachts dich ſchweben durch den dunkeln Garten,
Und bald hielt ich deine lieben Hände.

Und mit dir trat über ferne Höhen
Hell der Mond empor, die blanken Sterne:
Durch die Blüthen ging ein lieblich Wehen,
Eine Nachtigall ſchlug in der Ferne.

Und die Nachtigall hat sich geschwungen
Dicht vor uns auf eine Rose nieder,
Und die vollen, süßen Töne klungen
Wundervoll, wie lauter Liebeslieder.

Und wir wagten kaum das Haupt zu wenden,
Kaum die stillen Lüfte einzuziehen,
Daß die Liedesluft nicht möchte enden,
Nicht der scheue Sänger möcht' entfliehen.

Da ertönten plötzlich in der Nähe
Fremde Stimmen, und mit scheuem Beben
Sprangst du auf, gleich einem flücht'gen Rehe,
Konntest fliehend kaum die Hand mir geben.

Mit dir hat des Maien letzte Stunde,
Hat die Nachtigall sich fortgeschwungen,
Ohne daß von deinem lieben Munde
Einen einz'gen Kuß ich hätt' errungen.

Und doch sind mir jene Augenblicke
Wie ein reicher Liebestraum vergangen,
Und mir ist, gedenk' ich dran zurücke,
Als ob tausend Küsse ich empfangen.

War doch Beider Herz in Eins verklungen,
Da wir lauschten jenem Gruß der Liebe;
War doch Erd' und Himmel rings verschlungen
Als ein einz'ger schöner Kuß der Liebe.

Keine Antwort.

Wenn in dem Frühling die Erd' erwacht,
Wie mag's ihr zu Mute wohl ſein?
Und tritt ein Quell aus dunklem Schacht,
Was fällt ihm da wohl ein?

Der Reif, die ſich über Nacht
Erſchloß, was fällt ihr wohl ein?
Und wenn ein Mädchen zur Lieb' erwacht,
Wie mag's ihr um's Herze ſein? — —

Ich fragte den Quell, die Roſe dann,
Ich fragte die Erde drum;
Sie alle lachten mich ſelig an,
Und blieben doch alle ſtumm.

Und als mein Lieb ich auch gefragt,
Die ſonſt ſo Vieles weiß,
Da hat auch ſie kein Wort geſagt,
Und küßte mich ſtill und heiß.

Eine Thräne rann ihr die Wange hin,
Selig ſchaute ſie drein. —
Nun denk ich ſo in meinem Sinn:
Soll das eine Antwort ſein?

Ganz nothwendig.

Als ihr Bild ich neulich malte,
Waren beide wir allein;
Und das war auch ganz nothwendig,
Mußten ungestöret sein.

Als ich da nach Malersitte
Bei den Augen nun begann,
War es wieder ganz nothwendig,
Daß wir uns in's Auge sahn.

Als ich drauf zum Haar gekommen,
Viel zu medisch lag es noch;
Malerisch mußt' ich es locken;
Ganz nothwendig war es doch!

So gelangt' ich denn zum Munde,
Fand zum Malen ihn zu bleich,
Und da mußt ich ganz nothwendig
Roth ihn küssen alsogleich.

Und ſo malt' ich manche Stunde,
Waren beide ſtets allein,
Und das war auch ganz nothwendig,
Mußten ungeſtöret ſein.

Der Himmel im Thal.

Der Himmel da oben, der freut mich sehr,
Möcht' gern einmal hinauf;
Doch schloß kein Engel mir bisher
Dazu die Pforten auf.
So sucht' ich denn auf Erden hier
Mit offner Thür einen andern dafür,
Das ist im Thal das Försterhaus,
Da geh' ich täglich ein und aus.
Du Himmel im Thal,
Sei gegrüßt, sei gegrüßt viel tausendmal!

Der Himmel da oben, der ist gar schön,
Doch glänzt er fast zu hell,
Und wenn die Sonne muß untergehn,
Kommt schwarz die Nacht zur Stell'.
Zu dunkel ist mir die schwarze Nacht,
Die grüne Nacht, das ist eine Pracht!

Die Waldesnacht, das iſt meine Freud',
Da bin ich geneſen von allem Leid!
In grüner Nacht
Du Himmel im Thal,
Sei gegrüßt, ſei gegrüßt viel tauſendmal!

Am Himmel da oben flimmern zwar
Viel Sterne licht und ſchön;
Mein Himmel da unten hat nur ein Paar,
Tief dunkel anzuſehn,
Doch wenn ſie blinken in grüner Nacht,
Der Sonne Pracht nicht heller lacht;
Und blinken ſie einem in's Herz hinein,
Da kann man auf Erden ſchon ſelig ſein.
Ihr dunkeln Stern'
In grüner Nacht,
Du Himmel im Thal,
Seid gegrüßt, ſeid gegrüßt viel tauſendmal

BIBL. UNIVERSITÄTS LIPS

Durch den Wald.

Durch den Wald, wie ſchimmert es ſonnig im Grün,
Durch den Wald, wie jubelt der Vögel Schall!
Und des Jagdhorns Ruf und der Widerhall
Sie rufen und zieh'n, ich weiß ſchon wohin.
Durch den Wald, durch den Wald
Kommt die Eine bald!
Deß freut ſich mein Herz und der fröhliche Wald.

In dem Wald, wie wird es ſo dunkel und ſtill?
Kaum weiß ich, ob draußen die Sonne noch tagt,
Und des Baches Rauſchen, als ob er klagt,
Und alles um ſie, die nicht kommen will!
Durch den Wald, durch den Wald
Ach kam' ſie doch bald!
Und die Vögel ſie flattern ſo ſtumm durch den Wald.

Horch! ein Klang wie Geſang! und wie hallt es ſo nah!
Durch die Sträuche, was ſchimmert ſo bunt dort, ſo hell!
So ſingt kein Vogel, ſo blinkt nicht der Quell.
Das war ihre Stimme — ſie kommt — ſie iſt da!
Und ein Jubel erſchallt
Aller Vögel im Wald,
Und es jauchzet mein Herz und der fröhliche Wald.

Wohin mit der Freud?

Ach du klar blauer Himmel
Und wie ſchön biſt du heut!
Möcht' an's Herz gleich dich drücken
Vor Jubel und Freud.
Aber's geht doch nicht an,
Denn du biſt mir zu weit,
Und mit all meiner Freud
Was fang ich doch an?

Ach du liebe grüne Welt
Und wie ſtrahlſt du voll Lust.
Und ich möcht' mich gleich werfen
Dir vor Lieb an die Bruſt:
Aber's geht doch nicht an,
Und das iſt ja mein Leid,
Und mit all meiner Freud
Was fang' ich doch an?

Und da ſah ich mein Lieb
Am Kaſtanienbaum ſtehn,
War ſo klar wie der Himmel,
Wie die Erde ſo ſchön,
Und wir küßten uns beid'
Und wir ſangen vor Luſt
Und da hab ich gewußt:
Wohin mit der Freud!

Nach und nach.

Weißt, mein Liebchen, du wohl noch,
Wie es dich verdroſſen hat,
Als das erſte Mal ich bat:
„Einen Kuß bekomm' ich doch?“
Wie du da mich abgewehret
Und dein Köpfchen weggekehret,
Sprachſt: „Ei, wie ſchickt ſichs doch!“

Als ich wieder dich geſehn
Und dich bat um einen Kuß,
Macht' es dir nicht viel Verdruß,
Ließ'ſt dein Köpfchen ruhig ſtehn:
Und ich küßte deine Wangen,
Und du ſprachſt mit leiſem Bangen:
„Ach, es könnte Jemand ſehn!“

Kam zum dritten Mal zu dir,
Und ich küßte kühn und frei,
Und dein Köpfchen ohne Scheu
Neigte gar ſich her zu mir.
Und jetzt küſſen wir und küſſen,
Mögen's alle Leute wiſſen,
Sprichſt kein böſes Wort dabei.

In dem Himmel ruht die Erde.

Ständchen.

In dem Himmel ruht die Erde,
Mond und Sterne halten Wacht,
Auf der Erd' ein kleiner Garten
Schlummert in der Blumen Pracht. —
Gute Nacht, Gute Nacht!

In dem Garten ſteht ein Häuschen,
Still von Linden überdacht;
Draußen vor dem Erkerfenſter
Hält ein Vogel ſingend Wacht. —
Gute Nacht, gute Nacht!

In dem Erker ſchläft ein Mädchen,
Träumet von der Blumen Pracht;
Ihr im Herzen ruht der Himmel,
Drin die Engel halten Wacht.
Gute Nacht, gute Nacht!

Liebesgarten.

Die Liebe iſt ein Roſenſtrauch.
Wo blüht er?
Ei nun, in unſerm Garten,
Darin wir zwei, mein Lieb und ich,
Getreulich ſeiner warten,
Wofür er uns aus Dankbarkeit
Alltäglich neue Roſen beut;
Und wenn im Himmel Roſen blühn,
Sie können dort nicht ſchöner glühn.

Die Liebe iſt ein klarer Bach.
Wo zieht er!
Ei nun, in unſerm Garten.
So viele Wellen, ſo viel Luſt
Und Freuden aller Arten;
Auch ſpiegelt er die Welt umher,
Als ob ſie noch viel ſchöner wär';
Drauf fahren wir ſo luſtig hin,
Wie Vögel durch den Himmel ziehn.

Die Liebe iſt ein heller Stern.
Wo glüht er?
Si nun, in unſerm Garten.
Ach, Liebchen, ſprich, was läßt du mich
Oft gar ſo lange warten?
Denn ſeh' ich dich nicht alle Stund,
Des Sternes Glanz mein Herz verwund't:
Doch kommſt du, ſteigt er mild herauf,
Als geht im Mai die Sonne auf.

Wanderers Nachtlieder.

I.

Wenn ſich ein junger Knabe muß
Von ſeinem Mädchen ſcheiden,
Wie bringt doch jeder letzte Kuß
Statt Luſt nur neues Leiden!

Da geht er ſeiner Straße nach,
Die Bruſt will ihm zerſpringen;
Was kümmert ihn der Frühlingstag,
Und ob die Vögel ſingen!

Wie um ihn her iſt weit und breit
Der laute Tag verklungen,
Da hat er denn ſein Herzeleid
In Liedern ausgeſungen.

2.

Dort unten hinter dem Walde
Steht meines Liebchens Haus:
Da ſchaut ſie jetzt zum Fenſter
In den dunkeln Garten hinaus:

Schaut nach der Gartenpforte,
Wo ich von dannen ſchied,
Und in die dunkle Ferne;
Und ſingt ein Abſchiedslied.

Naß ſind vom Thau die Blumen
Und auch das grüne Gras,
So ſind auch ihre Augen
Jetzt wohl von Thränen naß!

3.

Rückblick vom Berge.

Freud', o Freud'! aus meinem Thale
Plötzlich dort ein Schimmer bricht!
Ja, das iſt in Liebchens Kammer
Ihrer Lampe ſtilles Licht:

O du Mond und all' ihr Sterne,
Was noch brauch' ich euren Schein?
Strahlt doch dieſer kleine Schimmer
Sonnenhell in's Herz hinein!

Wenn ihr lieben goldnen Strahlen
Denn auch ihr in's Auge ſcheint,
In die ſchönen lichten Thränen,
Die mein Mädchen um mich weint:
Flammet auf in hellem Schimmer,
Daß ſie wieder fröhlich blickt
Und in tiefſter Seele fühlet:
Dieſen Gruß der Liebſte ſchickt!

Troſt im Scheiden.

Du ziehſt dahin, der Trennung Schmerz
Wie trüg' ihn wohl das arme Herz,
Wenn nicht ein ſüßer Troſt ihm bliebe?
Wo du auch wandelſt, bin ich dein,
Wo du auch weilſt, du biſt ja mein,
Ich hab' ja dich und meine Liebe!

Ich hab' ja meine Lieb' und dich!
Wer könnte nur beklagen ſich,
Dem ſolch ein Troſt noch übrig bliebe.
Kann wohl dein Herze was erfreun,
Daß ich nicht ſprach': es iſt auch mein?
Ich hab' ja dich und meine Liebe!

Die Herrlichkeit der ſchönen Welt,
Die jetzt dein Auge neu erhellt,
Glaub' nicht, daß dir allein ſie bliebe.

Und faßt dich Schmerz, was Gott verhüt',
Ich trag' ihn ſtill und freudig mit;
Ich hab' ja dich und meine Liebe.

Die Liebe, mir in's Herz gebannt,
Trägt mich zu dir durch Meer und Land:
Wer ſagt denn, daß ich einſam bliebe!
Ich jauchz' und wein' mit dir zugleich,
Bin auch nicht arm, bin ja ſo reich,
Ich hab' ja dich und meine Liebe.

„Seit Er von mir gegangen.“

Seit Er von mir gegangen,
Wie ſtill die Welt umher!
Daß einſt die Vögel ſangen,
Ich weiß es gar nicht mehr.
So viel' der Blumen blühen,
Mir gilt nicht mehr ihr Schein,
Seit Er von mir gegangen,
Läßt Alles mich allein.

Wer treut ſich nicht herzinnig,
Sieht er beiſammen ſtehn
Zwei Menſchen, die einander
Recht treu in's Auge ſehn.
Wer einſam iſt und trauert,
Den läßt man traurig ſein.
Seit Er von mir gegangen,
Wie könnt' ich fröhlich ſein.

Die Blumen in dem Garten
Sie wudern wild umher;
Wie sollt' ich ihrer warten?
Ich brauche sie nicht mehr.
Der Sonnenschein da draußen
Macht meinen Augen Roth,
Seit Er von mir gegangen,
Sind sie vom Weinen roth.

Wird wohl ein Tag noch kommen,
Wo ich den Sonnenschein,
Die Vögel und die Blumen
Mag sehn und fröhlich sein?
Wo ich vor Freuden singe
Ein Kind vor lauter Lust? —
Seit Er von mir gegangen,
Kein Laut in meiner Brust! —

Liebesbotſchaft.

Wolken, die ihr nach Oſten eilt,
Wo die Eine, die Meine weilt,
All' meine Wünſche, mein Hoffen und Singen
Sollen auf eure Flügel ſich ſchwingen,
Sollen euch Flüchtige
Zu ihr lenken,
Daß die Züchtige
Meiner in Treuen mag gedenken!

Singen noch Morgenträume ſie ein,
Schwebet leiſe zum Garten hinein,
Senket als Thau euch in ſchattige Räume,
Streuet Perlen auf Blumen und Bäume,
Daß der Holdſeligen,
Kommt ſie gegangen,
Alle die fröhlichen
Blüthen ſich öffnen mit lichterem Prangen!

Doch vor des Tages verletzender Gluth,
Freundliche Wolken, o nehmt ſie in Hut!
Wallet in lichtem, in luftigem Schweben
Dann einen duftigen Schleier weben;
Rufet die ſpielenden
Luftgenoſſen,
Daß von kühlenden
Weſten werde die Süße umfloſſen!

Und am Abend, in ſtiller Ruh'
Breitet der ſinkenden Sonne euch zu!
Mögt mit Purpur und Gold euch malen,
Mögt in dem Meere von Gluthen und Strahlen
Leicht ſich ſchwingende
Schifflein fahren,
Daß ſie ſingende
Engel glaubet auf euch zu gewahren.

Ja, wohl möchten es Engel ſein,
Wäre mein Herz gleich ihrem rein;
All' meine Wünſche, mein Hoffen und Singen
Zieht ja dahin auf euren Schwingen,
Euch, ihr Flüchtigen,
Hinzulenken
Zu der Züchtigen,
Der ich einzig nur mag gedenken!

Nachts in der Ferne.

Die Nacht iſt nicht ſo ſchweigſam, wie du meinſt,
Es ziehn der Weſen viel im nächt'gen Raum,
Und ob du heiter blickſt und ob du weinſt,
Sie flüſtern ſich es zu, du merkſt es kaum.

Sie flattern weiter durch die ſtille Luft,
Sie ſchwingen über alle Wipfel ſich;
Du meinſt: es ſei der Nacht geſchäft'ger Duft,
Du glaubſt allein zu ſein, — du täuſcheſt dich.

Die leichtbeſchwingte unſichtbare Schaar
Sie blickt in deine Seele tief hinein:
Dein Innerſtes, ſie macht es offenbar;
Doch fürchte nichts, ſie kündet's mir allein.

Sie hat dein liebes Bild mir hergebracht,
Mir winkt dein Auge, lacht dein ſüßer Mund. —
Wie ſie geſchwätzig iſt, die ſtille Nacht!
Wie heiß, wie treu du liebſt, ſie thut mir's kund.

Entſchuldigung.

Süß Liebchen, denkſt du noch daran,
Bevor ich mußt' verreiſen,
Wie ich mit dir ſo ſchön gethan
In Worten und in Weiſen?
Schön Blümlein nannt' ich dazumal
Und Sonne dich ſo gerne,
Und meine ſüße Nachtigall,
Und deine Augen Sterne.

Ich glaubt', wir wären da allein,
Und hab' dich laut geehret;
Doch Vogel, Sonn' und Sternenſchein
Und Blume hat's gehöret.
Das war ein gar zu ſüßes Lob
Für ihre eitlen Ohren,
Und traten zu einander drob
Und haben ſich verſchworen.

Und weil ich nun bin fort von dir
Im ſchönen Mai gegangen,
Da kommen täglich ſie zu mir
Mit zärtlichem Verlangen:
Ich ſoll ſie lieben immerdar
Auf allen meinen Reiſen,
Und als mein Liebſtes ſie ſogar
In meinen Liedern preiſen.

Ich ſagte drauf, ich hätte dich,
Du würdeſt drum mich ſchelten:
Da wurden ſie gar ärgerlich
Und ließen mich's entgelten.
Die Sonne ſtach mit ihrem Strahl,
Der Stern' wollt' nimmer ſcheinen,
Es ſchwieg die liebe Nachtigall,
Die Blumen wollten weinen.

Das ließ fortan mir keine Ruh'
Und macht' mir viele Schmerzen;
Drum, wenn ich ihren Willen thu',
Mein Lieb, nimm's nicht zu Herzen.
Du Blüthe, Sonn' und Nachtigall
Mit deinem Sternenſcheine,
Du weißt ja doch, wen überall
Mit ſolchem Lied ich meine.

Sommernacht.

Der laute Tag iſt fortgezogen,
Es kommt die ſtille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen
Da gehen tauſend Sterne auf,
Und wo ſich Erd' und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu ſcheinen
Mit mildem Glanz in's dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und ſchwebet hin von Land zu Land:
Das iſt ein leiſes Liebesküſſen,
Das Herz dem Herzen zugeſandt,
Das im Gebete aufwärts ſteiget,
Wie gute Engel, leicht beſchwingt,
Das ſich zum fernen Liebſten neiget
Und ſüße Schlummerlieder ſingt.

Und wie es durch die Lande gehet,
Da möchte Alles Bete ſein:
Der Nachthauch durch die Wipfel wehet,
Die ſtimmen leiſe rauſchend ein:
Und durch den Himmel geht ein Winken
Und auf der Erde nah und fern,
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo ſolche Geiſter wallen
Im Mondenſchein, auf lauer Luft!
O Nacht, wo ſolche Stimmen ſchallen
Durch lauter reinen Blüthenduft!
O Sommernacht, ſo reich an Frieden,
So reich an ſtiller Himmelsruh':
Wie weit zwei Herzen auch geſchieden,
Du führeſt ſie einander zu!

Nichts Schöneres.

Als ich zuerſt dich hab' geſehn,
Wie du ſo lieblich warſt, ſo ſchön,
Da fiel's mein Lebtag mir nicht ein,
Daß noch was Schönres ſollte ſein,
Als in dein liebes Augenpaar
Hineinzuſchauen immerdar.

Da hab' ich denn ſo lang' geſchaut,
Bis du geworden meine Braut;
Und wieder fiel es mir nicht ein,
Daß noch was Schönres könnte ſein,
Als ſo an deinem rothen Mund
Sich ſatt zu küſſen alle Stund.

Da hab' ich denn so lang' geküßt,
Bis du mein Weib geworden bist:
Und kann nun wohl versichert sein,
Daß gar nichts Schöneres kann sein,
Als wie mit seinem lieben Weib
Zu sein so ganz ein' Seel, ein Leib!

Heimkehr.

Aus dem Grunde deines Herzens,
O Geliebte, blickteſt du
Mit den reinen blauen Augen
In die Tiefe meiner Seele.
Und auf deiner Blicke Schwingen
Zogen Klänge, wie ich nimmer
Sie geahnet, in mein Herz.
Und die Klänge wurden Worte,
Und die Worte wurden Lieder,
Und die Lieder, ſich erhebend
Auf den Schwingen des Geſanges,
Suchen wieder ihre Heimath. —
Sieh', da kommen ſie zu dir,
Möchten an dein Herz ſich ſchmiegen. —

Und ſie ſchmeicheln und ſie bitten:
„Liebes Herz, dem unſer Leben

„Wir verdanken, willst du uns
„Als die deinen noch erkennen?
„Liebes Herz, verstoß uns nicht!“ —

Liebes Herz, verstößt du sie?

Romanzen und Balladen.

Der Sänger.

Wann die Nacht heraufgekommen
Und im Schlummer ruht die Welt,
Iſt für mich ein Licht entglommen,
Das mein Auge wach erhält;
Durch die weite Himmelsferne
Stillen Zuges, unbeirrt,
Folgt mein Geiſt dem Lauf der Sterne,
Der ſich leuchtend mir entwirrt.

Quellen hör' ich um mich rauſchen,
Nah und näher kommt der Klang,
Und ich muß den Tönen lauſchen,
Folgen ihrem Wundergang.
Und das Rauſchen, das noch eben
Wie ein Quell durch Blumen rann,
Wird zum Strom und neues Leben
Webt aus ſeiner Fluth mich an.

Aus dem nächt'gen Dunkel heben
Nebel wallend ſich empor,
Sie geſtalten ſich und ſchweben
Um mich her, ein lichter Chor.
Stille Hütten, reiche Hallen
Laden mich hineinzuſchaun,
Götter, Helden ſeh' ich wallen,
Holde Kinder, ſchöne Frau'n.

Nachtigallen hör' ich ſchlagen
In der Gärten ſtillem Grund,
Fromme Grüße, leiſe Klagen
Schweben hin von Mund zu Mund. —
Stille wird's; da ſeh ich Flammen!
Wirr durchzucken ſie die Nacht,
Schwerter ſchlagen hell zuſammen,
Und vorüber brauſt die Schlacht. — —

Lippen heiß und liebeglühend,
Warum hält mich euer Bann?
Augen, wilde Flammen ſprühend,
Sagt, was hab' ich euch gethan?
Jeder klagt mir ſeine Schmerzen,
Jeder jauchzt mir ſeine Luſt,
Und das Alles *einem* Herzen,
In der engen Menſchenbruſt! —

Horch! und wieder Wellenrauschen!
Immer näher kommt der Klang:
Die Gestalten stehn und lauschen,
Und zum Reigen wird ihr Gang.
Und es zieht der Strom sie nieder,
Fern und ferner geht sein Lauf,
Und in Frieden schau' ich wieder
Zu den Himmelssternen auf.

Also, wann die Nacht gekommen
Und im Schlummer ruht die Welt,
Ist für mich ein Licht entglommen
Das mein Auge wach erhält;
Wunder haben mich umsponnen,
Lebensflammen mich durchglüht,
Und die Schmerzen und die Wonnen
Nehmt sie hin in meinem Lied!

Der gefühnte Hirſch.

Einer. Ein Jäger verfolgte mit wilder Haſt
Chor. Ueber Stein und Geklipp
Einer. Den edelſten Hirſch und ließ ihm nicht Raſt
Chor. Durch Wald und Geſtrüpp.
Einer. Der Hirſch, in der Angſt, er ſtürzt' in den Grund,
Da ſchallte das Horn, da faßt' ihn der Hund.
Zwei Pfeile trafen des Thieres Herz,
Die machten ihm gar einen großen Schmerz.
Chor. — So geht es im grünen Walde. —

Einer. Doch eh' er verendet in Qual und Pein, —
Chor. Ueber Stein und Geklipp
Einer. Kam daher ein ſchwarzbraun Mägdelein
Chor. Durch Wald und Geſtrüpp.
Einer. Da flehte das Thier: „O du liebliche Maid!
Und willſt du nicht rächen mein bitteres Leid?“ —
Sein Herzblut rann durch Blumen und Gras,
Das machte dem Mägdlein die Augen naß.
Chor. — So geht es im grünen Walde. —

Einer. Das Mägdlein saß in Blumen und Klee
Chor. Ueber Stein und Geklipp,
Einer. Der Jäger stürmte mit Heißajuchhe
Chor. Durch Wald und Gestrüpp.
Einer. Da blickten zwei Augen ihm tief in das Herz,
Die machten ihm gar einen großen Schmerz,
Die trafen schärfer als Pfeile von Stahl.
So rächte das Mägdlein des Thieres Qual.
Chor. — So geht es im grünen Walde. —

Die Waſſernixe.

Ich ging am Ufer durch den Abendwind,
Der Sonne letzter Strahl war kaum verglommen,
Da biſt, ein wunderlieblich Fiſcherkind,
Auf leichtem Kahn du durch den See geſchwommen.
Mit heller Stimme rief ich dich zu mir,
Zum andern Ufer ſollteſt du mich fahren;
Ich ahnte nicht die drohenden Gefahren,
Und ſorglos ſtieg ich in den Kahn zu dir.

Du ſtießeſt ab, — die Sonne ſenkte ſich,
Von rothen Wellen wurden wir getragen, —
Ich ſah dich an; da war's, als ſchaute ich
Ein ſchönes Märchenbild aus frühen Tagen:
Es fuhren Schwäne ſtill um uns dahin,
Und auf den Waſſern ruht' ein heimlich Schweigen,
Das ſchlanke Rohr allein mit ſtillem Neigen,
Es grüßte dich, wie ſeine Königin.

Und plötzlich faßte mich ein ſtilles Grauen,
Als drauf der Nachen fuhr durch lichte Blüthen,
Durch breite Blätter, ſeltſam anzuſchauen,
Als ob ſie heimlich Wunder ſollten hüten.
Die Blumen pflückteſt du mit kühner Hand,
Sie in die dunkeln Locken dir zu ſchlingen,
Ein Lied begannſt du lieblich drein zu ſingen,
Und in die Tiefe war dein Blick gewandt.

Und als du auch die breiten Blätter nun
Zu wunderbarem Schmuck dir wollteſt pflücken,
Da bat ich dich: „O, laß ſie immer ruhn!
Ein Frevel iſt's, zur Fluth ſich ſo zu bücken,
Worin die böſe Waſſernixe weilt.
Es mögen dieſe Blätter, dieſe Blüthen
Dich ſtets vor ihrem Zauberblick behüten,
Damit ihr ſchneller Arm dich nicht ereilt.“

Doch lächelnd ſprachſt du: „Dir will ich's vertraun:
Die Nixe unten, die ich will begrüßen,
Es iſt mein Schweſterchen, drum laß mich ſchaun;
Du aber ſieh' nicht hin, ſonſt mußt du büßen.“ —
Und dennoch that ich's, trotzend der Gefahr:
Da ſah dein Bild ich aus dem Waſſer blinken,
Sah deine weißen Arme drunten winken,
In lichtem Blüthenſchmuck dein dunkles Haar.

Du böſe Nixe haſt mir's angethan
Mit deinem rothen, liederreichen Munde, —
Wie hub er auch ſo ſüß zu ſingen an! —
Mit deinem warmen Blick aus tiefem Grunde.
Und täglich muß ich in den See hinaus,
Auf daß dein holder Mund mir möge ſingen,
Die weißen Arme liebend mich umſchlingen,
Dort in des Schilfes dunkelkühlem Haus.

Zwiegeſang der Elfen.

Erſte Stimme — Hörſt du das Flüſtern?
Laß uns durchſchweben
Die dunkeln Hecken;
Komm, laß uns lauſchen! —

Zweite Stimme — Sind es die Roſen,
Die zwiſchen den Reben
Sich dort verſtecken,
Im Traume rauſchen?

Erſte Stimme — Sind es die Vögel im Strauch?

Zweite Stimme — Ob des Windes Hauch?

Erſte Stimme — Her zur Laube! Hier kannſt du ſehn

Zweite Stimme — Sachte, ſacht! — O ſieh, wie ſchön!

Beide Stimmen. Störe ſie nicht! —
Heimlicher Liebe Pein,
Heimlicher Liebe Glück
Fliehet des Tages Schein,
Fliehet des Mondes Blick,
Will nicht verrathen ſein.
Störe ſie nicht!

Erſte Stimme. Nachtſchatten, blühe,
Mit ſüßem Duft umwebe ſie!

Zweite Stimme. Leuchtkäfer, glühe,
In lauer Luft umſchwebe ſie!

Erſte Stimme. Sing', Nachtigall, in leiſem Ton!

Zweite Stimme. Sie ſchlafen ſchon, — ſie träumen ſchon.

Beide Stimmen. Heimlicher Liebe Pein,
Heimlicher Liebe Glück
Will nicht verrathen ſein,
Fliehet der Sonne Blick
Flieht in ſich ſelbſt zurück.

Gute Nacht! Gute Nacht!
Fort mit des Glühwurms Licht,
Fort mit des Mondes Strahl!
Schweig', liebe Nachtigall,
Störe sie nicht.
Gute Nacht! — —

Der Bleicherin Nachtlied.

Wellen blinkten durch die Nacht,
Blaß der Mond am Himmel ſtand,
Mägdlein ſaß an Ufers Rand,
Hielt bei ihrem Leinen Wacht,
Sang in leiſen Melodei'n
In die weite Nacht hinein:

Bleiche, bleiche, weißes Lein
In des ſtillen Mondes Huth!
Biſt du bleich, dann biſt du gut,
Biſt du bleich, dann biſt du rein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein. —

Sonne giebt zu lichten Schein,
Läßt dem Herzen keine Raſt;
Iſt der Tag nur erſt erblaßt,
Wird das Herz auch ruhig ſein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

War ein thöricht Mägdelein,
Roth und frisch mein Angesicht:
Rothe Wangen taugen nicht,
Locken Unglück nur herein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein,
Bleich muß alles Ende sein!

Eile dich und bleiche fein!
Hab' ja treu gewartet dein;
Legt man mich ins Grab hinein,
Deck' in Frieden mein Gebein! —
Bleiche, bleiche, weißes Lein,
Bleich muß alles Ende sein!

Der Ritter von den Kränzen.

Abendſchein bricht durch die Blätter
In den ſtillen, grünen Wald;
Plötzlich Ruf und Horngeſchmetter
Durch die dunkeln Räume ſchallt;
Aus den Hecken, bang und ſcheue,
Bricht hervor ein zartes Reh,
Weiß wie unberührter Schnee,
Trägt ein Kränzlein im Geweihe

Und der König mit dem Troſſe
Hinterdrein durch's dichte Laub
Fliegt daher auf ſchnellem Roſſe;
Doch entflohen iſt ſein Raub.
Und er hält im Lauf zurücke,
Ruft die Jägerſchaar heran,
Zu dem jüngſten Jäger dann
Hebt er an mit finſterm Blicke:

„Knabe! dieſe ſeltne Beute,
Du nur haſt ſie mir entrückt,
Die als ſchönſte Zier mir heute
Dieſes Tages Luſt geſchmückt.
Fallen mußt' ſie meinen Pfeilen,
Als du plötzlich, wie im Traum —
Wahrlich, ich begreif es kaum! —
In den Schuß mir mußteſt eilen.

„Traun! nach deinen kühnen Blicken
Glaubt' ich höhern Sinn in dir:
Doch mit Thorheit oder Tücken
Lohnſt du das Vertrauen mir.
Und ich rathe dir zum Frommen;
Fällſt du nicht noch heut das Thier,
Wird ſofort die Waffe dir,
Einem Kinde gleich entnommen."

Und der Jüngling hört's mit Schweigen,
Senkt zur Erde nur den Blick.
Horch! da rauſcht es in den Zweigen
Und es kehrt das Reh zurück.
„Knabe! laß es nicht entrinnen!
„Schieße!" ruft der Fürſt in Haſt:
Doch der Jüngling iſt erblaßt,
Und er weiß nicht, was beginnen.

Aber plötzlich ſich erhebend,
Springt er auf den Stand heran,
Zagend noch und faſt erbebend
Legt er ſchon den Bogen an;
Und jetzt faßt er ſeine Beute
Kühn ins Aug', es ſchwirrt der Bolz
Und — das Kränzlein hängt am Holz,
Doch das Reh entfloh in's Weite.

Da ein lauter Jubel dringet
Durch der Jäger frohen Troß,
Jeder ſeinen Hut ihm ſchwinget;
Doch den König das verdroß.
„Knabe! daß der Schuß gelungen,
Wahrlich, ſtaunen muß ich ſehr;
Aber ſtaunen noch viel mehr,
Welch ein Starrſinn dich bezwungen."

„Denn kein Zufall trieb das Eiſen
Durch des grünen Kranzes Zier.
Doch will ich mich gnädig weiſen: —
Bringſt du mir alsbald das Thier,
Sei'ſt fortan bei jedem Jagen
Du der Nächſte mir zur Hand,
Doch aus meinem Aug' verbannt,
Willſt Gehorſam du verſagen."

Und der Knabe, ſturmgetrieben,
Eilet in den Wald hinein. —
Weiß er, wo das Wild geblieben?
Sollt es gar ſein eigen ſein? —
Und er theilt die letzten Hecken,
Schaut vor einem Gartenthor,
Wie ein Mägdlein kniet davor
Und ihr Ach umfängt mit Schrecken.

„Ach, wer konnte dich verwunden,“
Spricht ſie freundlich zu dem Thier,
„Wer den Kranz, den ich gewunden
Für den Liebſten, rauben dir?
Sollteſt ihn im Walde finden,
Sollteſt ihm ein Bote ſein,
Daß die Mutter willigt ein
Uns auf immer zu verbinden.

Und wie iſt mir nun ſo bange,
Daß auch er verwundet iſt!
Denn es iſt ſchon gar ſo lange,
Daß er zu mir kommen müßt'.
Haben Räuber ihn getödtet?
Und vielleicht — o weh! mir graut!
Ach, ich arme, arme Braut! —
Hat ſein Blut auch dich geröthet.“

Wie ſie alſo klagt und weinet,
Nicht mehr hält der Jüngling ſich,
Und beglücket und vereinet
Haben beid' umfangen ſich. —
Aber aus den Liebesträumen
Werden bald ſie aufgeſchreckt;
Denn vom Laube kaum bedeckt,
Glänzt es hinter Buſch und Bäumen.

Und der König ſteht vor ihnen,
Und der Knab' ſinkt vor ihm hin:
„Hoher König: Dir zu dienen,
Nimm der Liebſten Reh dahin.
Kunde von dem ſchönſten Glücke
Bracht' im Wald es mir daher;
Tödten könnt' ich's nimmermehr,
Doch nie hegt' ich böſe Tücke."

Drauf mit Lächeln in den Zügen
Spricht der König: „Seht doch an!
Kränzlein ſchießet mit Vergnügen
Dieſer flinke Jägersmann.
Zwei erzielt er ſchon ſich heute:
Von dem Thierlein, von der Braut:
Ei, wenn man es recht beſchaut,
Iſt ein Kranz gar ſchmucke Beute.

„Nun, Herr Ritter von den Kränzen,
Guter Schuß will guten Lohn;
Drum zu Feſt und frohen Tänzen
Lad' ich heut euch vor den Thron.
Wer zwei Kränze ſich kann pflücken,
Nehm' er auch den dritten hin,
Und es ſoll die Königin
Dort euch mit dem Lorbeer ſchmücken."

Auf der Barke.

(Zwiſchen Capri und Sorrento.)

„Du lehnſt das Haupt auf deine Hand,
O ſchönes Mädchen, biſt ſo ſtill;
Dein Blick ſchweift von der Barke Rand,
Als ob er etwas ſuchen will.

„Ich ſeh' doch nichts auf weitem Meer,
Was deine Blicke feſſeln könnt'.
Von Capri ſind wir weit daher,
Noch fern vom ſchattigen Sorrent.

„Doch jener Punkt am Horizont!
Iſt er's vielleicht, den du erſpäht?
Ein Segel ſcheint es, hell beſonnt,
Von Libyens Wind daher geweht.“ — —

Da hebt ſich ihrer Wangen Gluth
Und mächtig ſingt ſie über's Meer. —
Der Töne Schall verſchlingt die Fluth
Und ſinnend ſchweigt ſie, wie vorher.

Und wieder Sang und wieder Ruh',
Ihr Auge ſtarrt zur Ferne hin. —
Du wunderbares Mädchen du,
Verſtünd' ich nur der Worte Sinn!

2.

Die Sonne ſank dem Meere zu,
Und der Veſuv in Purpurduft
Gehüllet, wälzt in ſichrer Ruh'
Des Rauches Säule in die Luft.

Ave Maria rufen hell
Die Abendglocken über's Meer, —
Kein Ruder ſchlägt die leiſe Well',
Es ſchweigen die Schiffer rings umher.

Die Mützen in gefalt'ner Hand
Murmeln ſie leiſe ihr Gebet, —
Das Mädchen aber unverwandt
Zur Ferne nach dem Segel ſpäht. —

Es kommt heran, — es fliegt vorbei —
Ein freudig Grüßen hin und her!
Horch, dort im Schiff' ein Jubelſchrei,
Ein Jüngling ſtürzt ſich draus in's Meer!

Das Mädchen ſieht's, das Mädchen ſchreit:
„Ach Peppo! meine Seele du!
O heil'ge Jungfrau, der ſo weit
Mir heimkehrt, ſend' ihm Hülfe zu!" —

Da rauſcht es um die Barke her;
Ein brauner Arm greift aus der Fluth,
Zwei Augen blicken aus dem Meer
Leuchtend in dunkler Liebesgluth.

3.

Zum Borde ſchwingt mit Leichtigkeit
Der Jüngling ſich und drückt in Luſt
Die hellgeputzte ſchöne Maid
An ſeine braune nackte Bruſt.

Doch ſchüchtern macht das Kind ſich los:
„Ach Peppo, wir ſind nicht zu Haus!" —
Da ſchüttet er in ihren Schooß
Die mitgebrachten Schätze aus.

Aus ſeiner Schiffermütze ſtreut
Er der Korallen rothe Pracht:
„Schau Liebchen!“ ruft voll Freudigkeit
Der Jüngling, „was ich mitgebracht!“

„Das fiſcht' ich dir in Afrika,
Doch heut Sorrent viel Schön'res mir:
Korallen gab's in Menge da,
Doch meine Perle fand ich hier.“

Der Saltarello in Civitella.

„Pietro! Bruder! komm zum Schloſſe,
Durch die Fenſter laß uns gucken.
Schon iſt's dunkel, keiner ſieht uns,
Wenn wir hinterm Oelbaum ducken.
Zu dem alten Don Vincenzo
Sind ſchon wieder Fremde kommen,
Geben ein Feſtino heute,
Deutſche ſind's, wie ich vernommen.“ —
Klinge, Mandoline, klinge!
Raßle, raßle, Tamburin!

„So, hier kann man Alles ſehen
Ohne daß ſie uns erkennen,
Bravo, bravo, Don Vincenzo!
Läßt ſich Herr Marcheſe nennen;
Und doch macht der alte Geizhals
Stets den Wirth für fremde Maler.

Pietro, ſchau den ſteifen Kratzfuß!
Nun, das bringt ihm manchen Thaler.“ —
Klinge, Mandoline, klinge!
Raßle, raßle, Tamburin!

„Sieh nur dort rings an den Wänden
Die gemalten Kardinäle!
Nie betrat ich armes Mädchen
Dieſe hübſchen, bunten Säle. —
Schau'! die Fremden! Schöne Männer
Sind's mit ihren langen Bärten;
Wünſchte wohl, das nur ein Zehntheil
Ihrer Scudi uns gehörten!“ —
Klinge, Mandoline, klinge,
Raßle, raßle, Tamburin!

„Sieh, ſchon wimmelt's dort im Zimmer,
Viel der Unſern ſind gekommen, —
Wie, Roſina und Carmella
Haben auch es angenommen?
Mit den Fremden dort zu tanzen!
Dieſe ehrvergeſſ'nen Dirnen!
Mir dürft' keiner damit kommen,
Und wie wird der Pater zürnen!“ —
Klinge, Mandoline, klinge,
Raßle, raßle, Tamburin!

„Pietro, was? auch deine Nina?
Wahrlich! dort im rothen Mieder!
Siehst du wohl, der blonde Fremdling
Setzt sich ihr zur Seite nieder.
O wie albern, wie geziert
Mit dem Tamburin sie klappert,
Und der schöne Mann dazwischen
Ihr in's Ohr so traulich plappert!“ —
Klinge, Mandoline, klinge,
Maßle, raßle, Tamburin!

„Auf nun springen sie zum Tanze:
Bravo, bravo! das gefällt mir!
Wenn ich dies Geziere sehe
Alle Freude wird vergällt mir!
Wie sie mit den Beinchen trippelt,
Rechts und links ihr Schürzchen schwinget!
Nein, ich kann's nicht länger ansehn,
Mir das Blut zur Wange dringet!“ —
Klinge, Mandoline, klinge,
Maßle, raßle, Tamburin!

„Pietro, schau! nun kniet sie nieder
Und der fremde Mann umschwirrt sie. —
Sahst du seine kühnen Blicke?
Wie ein Turteltäubchen girrt sie. —

Was, ein Roß? — Du armer Pietro!
Doch, — wo bist du denn geblieben? —
Bruder! — Bruder! — — — O Madonna!
Eifersucht hat ihn vertrieben!“ —
Klinge, Mandoline, klinge,
Raßle, raßle, Tamburin!

„Ha, dort seh' ich ihn im Zimmer,
Heimlich schleicht er um die Ecke,
Beißt sich grimmig in den Daumen,
Niemand sieht ihn im Verstecke. — —
Hilf Madonna! Reine! Süße!
O, wie bang' ist mir zu Muthe. —
Pietro, halt! Bei allen Heil'gen!! — —
Ha, der Fremdling liegt im Blute!“ —
Schweige, Mandoline, schweige,
Schweige, schweige Tamburin!

Metamorphoſe.

Lächelnd ſprach zu mir das Mädchen:
„Siehſt du hoch ob meinem Haupte
„Jenen Vogel, wie im Kreis er
„Flattert vor der rothen Wolke?
„Auf! und biſt du ſo ein ſichrer
„Schütz, wie du dich ſtets mir rühmteſt,
„Triff ihn, daß er alſobald
„Hin zu meinen Füßen ſinke!“ —
Alſo ſprach zu mir das Mädchen.

Ich den Bogen raſch ergreifend
Zielt' in Eile nach dem Vogel.
Doch die Wolke blendet' mich
Und verloren war die Richtung,
Und ich ſchaut' in ihre Augen
Daß ihr Blick die Spur mir zeige. —

Weh! Da ſchwirrt ein ſcharfer Pfeil
Plötzlich aus der Luft in's Herz mir,
Und ich ſelber ſink' getroffen
Zu des Mädchens Füßen nieder. —

Doch der Vogel aus der Luft
Fliegt herab zum Roſenſtrauche,
Dran erſchreckt die Knospen alle
Sich zu Blüthen roth entfalten;
Und ſich wiegend auf den Zweigen
Sitzt er, ein beſchwingter Knabe,
Jubelt laut und ſchwenkt den Bogen,
Und zum Mädchen ſpricht er lachend:
„Sieh! der Vogel ward zum Jäger
„Und der Jäger ward zum Vogel,
„Nimm ihn hin und nenn' ihn dein!“ —

Liebestreu.

„O verſenk, o verſenk dein Leid, mein Kind,
In die See, in die tiefe See!“ —
Ein Stein wohl bleibt auf des Meeres Grund,
Mein Leid kommt ſtets in die Höh'. —

„Und die Lieb', die du im Herzen trägſt,
Brich ſie ab, brich ſie ab, mein Kind!“ —
Ob die Blum' auch ſtirbt, wenn man ſie bricht:
Treue Lieb' nicht ſo geſchwind. —

„Und die Treu', und die Treu'! 's war nur ein Wort,
In den Wind damit hinaus!“ —
O Mutter, und ſplittert der Fels auch im Sturm,
Meine Treue, die hält ihn aus. —

Mondwandrung.

„Der Förſter ging zu Feſt und Schmaus!“ —
Der Wildſchütz zieht in den Wald hinaus.

Es ſchläft ſein Weib mit dem Kind allein,
Es ſcheint der Mond in's Kämmerlein.

Und wie er ſcheint auf die weiße Wand,
Da faßt das Kind der Mutter Hand.

„Ach, Mutter, wie bleibt der Vater ſo lang',
Mir wird ſo weh, mir wird ſo bang!“

„„Kind, ſieh nicht in den Mondenſchein,
Schließ' deine Augen, ſchlaf' doch ein.““

Der Mondſchein zieht die Wand entlang,
Er ſchimmert auf der Büchſe blank.

„Ach Mutter! und hörſt den Schuß du nicht?
Das war des Vaters Büchſe nicht!“

„„Kind, ſieh nicht in den Mondenſchein,
Das war ein Traum, ſchlaf ruhig ein.““ —

Der Mond ſcheint tief in's Kämmerlein
Auf des Vaters Bild mit blaſſem Schein.

„Herr Jeſus Chriſtus im Himmelreich!
O Mutter, der Vater iſt todtenbleich!“

Und wie die Mutter vom Schlummer erwacht,
Da haben ſie todt ihn heimgebracht.

Die Ablöſung.

In Schnee und Eis in kalter Nacht
Ein Grenadier ſteht auf der Wacht,
Scharf geht der Wind, ſein Stand iſt hart,
Sein Herzblut ſteckt, ſein Puls erſtarrt.

Fern Glockenſchlag! — Erſt halb vorbei!
Da knarrt's im Schnee, es kommt herbei, –
„Wer da? Parole?“ — „ „Morgenroth! —“ “
Der ihn ablöſt', es war der Tod.

Das Sturm-Roß.

Im Schloſſe des Grafen um Mitternacht
Sie ſchlummern Alle, nur Einer wacht.

Da ſchnaubt es und wiehert um Thurm und Haus;
Das iſt des Sturmes wild Gebraus.

„Wach auf, Frau Mutter! und haſt du gehört?
„Da draußen ſchnaubt ein wildes Pferd.“ —

„ „Mein Sohn, was ſtörſt du im Schlummer mich?
„ „Des Sturmes Brauſen es täuſchte Dich.“ “—

„O Mutter, und willſt mich nicht geleiten?
„Muß heut noch die ganze Welt umreiten.“ —

„ „Mein Sohn, du redeſt im Fiebertraum,
„ „Was willſt du umreiten den Weltenraum?“ “ —

„O Mutter, meine böſen böſen Sünden
„Die muß ich der ganzen Welt verkünden.“

„ „Ach laß ſie ſchlummern, die böſen Sünden:
„ „Thu Buße, du wirſt Ruhe finden.“ “

„Meine Sünden, die ſchlafen nicht mehr ein:
„Die wollen mein Herz auseinander ſchrein!“ —

„ „Und warum ziehſt du mich fort mit dir?
„ „O hab' Erbarmen, laß ab von mir!“ “ —

„Meine Mutter die hat mich in Sünden erzeugt,
„Die hat mich mit böſer Milch geſäugt!“ —

„ „Wohl hab ich geboren dich unter Sünden;
„ „Doch Sohn, wo willſt du Ruhe finden?“ “

„Mein Roß, das iſt der wilde Wind,
„Komm Mutter, das trägt uns zur Ruh' geſchwind!“

„ „Der wilde Wind der trägt uns nicht.
„ „Kind, geh mit der Mutter nicht in's Gericht!“ “ —

Und wie ſie auch jammernd ſein Knie umfaßt,
Er reißt ſie fort mit wilder Haſt.

Er ſchwingt ſich mit ihr von des Thurmes Rand —
Der Sturm der brauſt in's weite Land.

„Jung Niklas fuhr auf's Meer."

Jung Niklas fuhr auf's Meer,
Er kam nicht wieder her;
Schön Margreth bei der Mutter saß
Das Auge thränenleer.

Und als herum ein Jahr,
Daß er gestorben war,
Sie schleicht hinaus in stiller Nacht.
Wie scheint der Mond so klar! — —

„Wacht auf, ihr Söhne mein!
„Hört Ihr die Möve schrein?
„Ach großer Gott im Himmel,
„Wo ist mein Töchterlein?" —

Sie liefen hin zum Strand,
Die Fackeln wohl zur Hand;
Ein Nachen schwamm auf hoher Fluth
Im Kreise wie gebannt.

Es ſaßen zwei darein
So blaß im Mondenſchein,
Sie herzten und ſie küßten ſich
So blaß im Mondenſchein.

Der Mond verſank in's Meer,
Schwarz rollt die Fluth daher;
Ein Nachen trieb zum Ufer hin,
Trug keine Margreth mehr.

Die todte Braut.

Ein Mägdlein an dem Brunnen saß,
Das Herz von Gram umfangen,
Von Thränen ihre Augen naß,
Und bleich die jungen Wangen;
So saß sie da den ganzen Tag
Und sehnte sich dem Liebsten nach,
Der erst vor wenig Tagen
Zu Grabe war getragen.

„Da wollt' ich Wasser holen gehn,
Die Rosen zu begießen,
Die immer noch so voll und schön
In meinem Garten sprießen;
Was nützt mir nun der Rosen Lust,
Die schmücken sollten Haupt und Brust,
Wenn ich am Altar stände?
Die Freud' ist nun zu Ende!

„Sie mögen welken immerhin,
Werd' ſie auch nicht mehr ſehen;
Es iſt mir wunderbar zu Sinn,
Muß bald zum Liebſten gehen.
Doch Blümlein, die ihr um mich ſteht,
Mir traurig in das Auge ſeht,
Ihr dürfet nicht verderben,
Wenn ich nun werde ſterben!

„Das Waſſer, das ich ſchöpfen wollt',
Die Roſen zu erquicken,
Ihr, lieben Blumen, haben ſollt,
Die todte Braut zu ſchmücken!" —
Sie goß es auf die Blumen dort,
Wie blühten die ſo freundlich fort!
Da ward nach wenig Stunden
Das Mägdlein todt gefunden.

All Herzeleid war nun entrückt
Aus ihren reinen Zügen;
Als eine holde Braut geſchmückt
Thät ſie in Blumen liegen;
Die fügten ſich gar wunderbar
Als lichtes Kränzlein um ihr Haar,
Und blühten wie in Schmerzen
An ihrem treuen Herzen.

Unter den dunkeln Linden.

Zurückgekehrt zum Heimathsort,
Seh' endlich ich im Thale dort
Die alten dunkeln Linden!
Da hat sie mich zuletzt geküßt,
Hat mir noch lange nachgegrüßt!
Bald werd' ich sie nun finden.

Und doch ist mir das Herz so schwer.
Wie einsam ist es rings umher
Es rauschen nur die Linden;
Ein Vogel singt sein Lied darein: —
Mir ist, als könnt's nicht anders sein
Als müßt ich dort sie finden.

Das war ja stets ihr liebster Schall,
Der Sang der lieben Nachtigall
Dort in den dunkeln Linden;
Das war von je ihr liebster Baum,
Da träumten wir so schönen Traum,
Da war sie stets zu finden! —

Und als ich kam zum Dorfe nah,
Manch ſchwarzes Kreuz erblickt' ich da,
Umrauſcht von dunkeln Linden;
Dazu ein Grab, ſo friſch umblüht,
Da ſang die Nachtigall ihr Lied, —
Da war mein Lieb zu finden!

König Erich.

Herr Erich, der junge Königsſohn,
Klein Anna liebgewann,
Klein Anna mit dem goldnen Haar:
Die ſchönſte Fiſchermaid es war,
Die je man finden kann.

Für ſie früh Morgens in dem Wald
Er jagte Hirſch und Bär;
Des Abends, wann die Sonne ſank,
Er fuhr mit ihr den See entlang,
Zog ein die Netze ſchwer.

„Leb wohl, mein Lieb, es rufet mich
Des Vaters ſtreng Gebot;
Doch bleib' ich treu dir immerdar!“ —
Er kehrte zurück das andre Jahr:
Schön Anna die war todt. — —

Der alte König ſank in's Grab,
Herr Erich empfing die Kron'. —
Herr Erich, es iſt die höchſte Zeit,
Laß ab von Liebesgram und Leid,
Jetzt gilt es Volk und Thron!

Herr Erich ließ vom Liebesgram,
Sein Reich er treu bewacht':
Im Frieden hielt er weiſen Rath,
Zu Meer und Land gekämpfet hat
Der Held manch' heiße Schlacht.

Und als er hoch zu Jahren kam,
Und wohl beſtellt ſein Haus,
Da ſegnet' er ſein glücklich Land,
Nahm wieder Speer und Netz zur Hand
Und fuhr zum See hinaus.

Von keinem Menſchen mehr geſehn,
Dort weilt er ganz allein
In ſeiner Liebſten ödem Haus;
Die Stürme wehten ein und aus,
Ihn dünkt's wie einſt zu ſein.

Früh Morgens zog er in den Wald,
Zu jagen Hirsch und Bär;
Des Abends, wann die Sonne sank,
Warf er das Netz den See entlang,
Als ob's für Anna wär'.

So harrt der greise König dort
Sein Herz der Liebe voll,
Sein Haupt von Silberhaar umwallt, —
Des Tages, der ihn nun so bald
Mit ihr vereinen soll.

Und wie er einst im Schlummer ruht,
Ein Traum ihn selig macht:
Schön Anna, in der Engel Chor,
Sie öffnet ihm des Himmels Thor. —
Dort ist er aufgewacht.

Rückkehr.

Das iſt gewiß die gröſſte Noth,
Wer aus der Fremde kommt nach Haus
Und findet ſeine Liebſte todt;
Da gehn ihm alle Freuden aus.

Es war an einem Sonntag früh,
Da kam ich in die Stadt hinein;
Ich dachte nur allein an ſie,
Wie wollten wir nun glücklich ſein!

Und an der Kirche zog ich hin,
Wo ich das erſte Mal ſie ſah;
Ich hörte Orgelklang darin,
Wie ſchlug mein Herz ſo fröhlich da!

Hier, dacht' ich, wirſt du ſie nun ſehn,
Wie ſie für dich zum Heiland fleht;
Ich wollt auch ganz von ferne ſtehn,
Um nicht zu ſtören ihr Gebet.

Und wie ich in die Kirche kam,
Ward plötzlich mir ſo angſt und bang:
Ein jedes Aug' in Thränen ſchwamm,
Sie ſangen einen Grabgeſang.

Und wie ich kam zum Hochaltar, —
Da ſah ich, ach, du lieber Gott! —
Den Roſenkranz im blonden Haar,
Die Liebſte blaß und ſtarr und todt!

Wie mir da ward, ich weiß es nicht,
Solch Schmerz iſt wirklich auch zu groß:
Und daß er nicht das Herz zerbricht,
Iſt doch das allerſchlimmſte Loos! — —

Dichters Geneſung.

Und wieder hatt' ich der Schönſten gedacht,
Die nur in Träumen bisher ich geſehen;
Es trieb mich hinaus in die lichte Nacht,
Durch ſtille Gründe mußt' ich gehen;
Da auf einmal
Glänzte das Thal
Schaurig, als wär' es ein Geiſterſaal.

Da rauſchten zuſammen zur Tanz-Melodei
Der Strom und die Winde mit Klingen und Ziſchen,
Da weht' es in flüchtigem Zuge herbei
Aus Felſen und Thalen, aus Wellen und Büſchen,
Und im Mondenglanz
Ein weißer Kranz
Tanzten die Elfen den Reigentanz.

Und mitten im Kreis ein luftiges Weib.
Die Königin war es, ich hörte ſie ſingen:
„Laß ab von dem ſchweren irdiſchen Leib!
Laß ab von den thörichten irdiſchen Dingen!
Nur im Mondenſchein
Iſt Leben allein;
Nur in Träumen zu ſchweben ein ewig Sein!

„Ich bin's, die in Träumen dir oft erſchien!
Ich bin's, die in Liedern oft du beſungen;
Ich bin es, die Elfenkönigin!
Du wollteſt mich ſchauen — es iſt dir gelungen.
Nun ſollſt du mein
Auf ewig ſein.
Komm mit, komm mit in den Elfenreih'n!“

Schon zogen, ſchon flogen ſie all' um mich hin. —
Da wehte der Morgen, da bin ich geneſen.
Fahr' wohl nun, du Elfenkönigin,
Jetzt will ich ein anderes Lieb mir erleſen:
Im Sonnenſchein
Und von Herzen rein
Wird wohl auch für mich eins zu finden ſein!

Die Sterne.

Einſt wandert' ich bis in die Nacht,
Da blickt' ein Stern in voller Pracht
Vom Himmel auf mich nieder.
Ich fragte gar nicht, wie er hieß,
Woher, wohin und das und dies:
Ich nickt' ihm freundlich wieder zu
Und ſprach: „Du liebes Sternlein du,
Sei du mein Freund für dieſe Nacht
Der mich begleitet, mich bewacht,
Und kommſt du morgen wieder her
Da ſprechen wir mitſammen mehr.
Grüß Gott, du liebes Sternlein!“

Und als ich kam ein wenig fern,
Da ſchaut' ich einen andern Stern
Ob eines Hauſes Pforten.
Ich fragte gar nicht, wie er hieß,
Woher, wohin und das und dies,
Ich ſah bei der Laterne Schein,

Da müſſ' ein gutes Wirthshaus ſein,
Und ſprach: „Du liebes Sternlein du,
Gieb mir für heute ſanfte Ruh'
Und einen reinen friſchen Wein,
So wollen wir zwei Freunde ſein.
Grüß Gott, du liebes Sternlein!"

Und wie ich Morgens aus dem Haus
Tret' in die friſche Welt hinaus
Und will am Born mich laben,
Da leuchten dort zwei Sterne gar
Aus eines Mädchens Augenpaar.
Ich fragte gar nicht, wie ſie hieß,
Wohin, woher und das und dies;
Ich ſprach: „Ihr Sterne lieb und licht,
Euch laß ich nun und nimmer nicht."
Da wurden die zwei Sterne mein,
Und werden's wohl auf ewig ſein.
Grüß Gott, ihr lieben Sternlein!

Diebſtahl.

Mädel trug des Wegs daher
Einen Korb voll Blüthen;
Knabe ſchlich ſich hinterher,
— Mädel kann ſich hüten! —
Denn der Knabe, der war feck,
Stahl die ſchönſten Blüthen weg.
O du böſer Knabe!

Knabe läuft und bringt nach Haus
Die geſtohlnen Blüthen;
Doch mit Lachen war es aus,
— Knabe kann ſich hüten! —
Denn ein Schelm das Mädel war,
Stahl ihm ſeine Ruhe gar.
O du böſes Mädel!

Drauf, als ſie ſich wieder ſahn,
Wie ſie beid' erglühten!
Schleicht der Knabe ſich heran,
— Mädel kann ſich hüten! —
Und eh' ſie es nur geglaubt,
Hat er Kuß auf Kuß geraubt.
O du böſer Knabe!

Mädel mußt' ſich fügen drin,
Denn mit Kuß und Blüthen
Ging auch Herz und Hand dahin,
— Konnt' ſich nicht mehr hüten! —
Und ſo ſtahlen, auf mein Wort
Beid' am Ende ſelbſt ſich fort.
Liebe machet Diebe!

Feurige Liebe.

Wächſt ein Kraut in unſerm Garten,
Feur'ge Liebe heißt das Kraut;
Kommt des Nachbars ſchmucke Tochter,
Hat mich freundlich angeſchaut.

Steckt das Kräutlein mir ins Knopfloch,
Spricht: „Wie blaß iſt dein Geſicht!
„Feur'ge Liebe trag' am Herzen
„Roth und fröhlich, friſch und licht.“ —

Hab' das Kräutlein auch getragen
Bis es welk und unſcheinbar,
Hab' mir's aus dem Sinn geſchlagen;
Doch da kam's gar wunderbar!

Wurzel ſchlug es mir im Herzen,
Dehnt' ſich drin gewaltig aus,
Brennt wie Neſſeln, unter Schmerzen
Treibt es Blüth' um Blüth' heraus.

Hätt' ich's früher nur geahnet,
Daß das Kraut ſo wunderlich,
Hätt' ich lachend ſie gebeten:
„Schatz, behalt es nur für dich.“

Aber jetzt! ich fühl', ich fühl' es,
Auszuretten gehts nicht mehr.
Aus dem Knopfloch läßt ſich's reißen,
Aus dem Herzen nimmermehr!

Des Jägers Heimkehr.

„Mein Liebſter iſt ein Jäger,
Trägt einen grünen Hut,
Den hab' ich ihm gegeben;
Wie ſtolz er darin thut!

„Und wenn er Abends bei mir,
Wie iſt er ſanft und mild! —
Ach, wär' er auf den Felſen
Doch nicht ſo kühn und wild!

„Ich geh' auch alle Morgen
Zum Heil'genbild hinaus,
Und weih' der Mutter Gottes
Für ihn den ſchönſten Strauß.

„Sie wird ihn wohl behüten,
Er iſt ein frommes Blut! —
Wär' er doch erſt zurücke!
Ich bin ihm gar ſo gut!“

Das Mädchen hat's gesungen,
Da klang es in dem Wald,
Da hing an ihrem Halse
Der schmucke Jäger bald.

Was bracht' er seinem Mädchen
Wohl auf dem grünen Hut?
Drei schöne Adlerfedern
Und einen Gemsbart gut.

Was steckt' er seinem Mädchen
Wohl an die runde Brust?
Drei frische Alpenröslein,
Die blühten voller Lust.

Was hat er ihr gegeben
Auf ihren rothen Mund?
Die allerschönsten Küsse
So recht aus Herzensgrund.

Wieviel es aber waren? —
Laßt doch das Fragen sein! —
Sie schloßen zu die Pforte,
Und ich — ich stand allein.

Zaunſtudien.

Vollsmel. Ein Käfer auf dem Zaune ſaß ꝛc.

Ein Maler vor dem Zaune ſaß.
Aha!
Studirt daran ohn' Unterlaß!
Ja, ja!

Daran ſtudirt er ſieben Tag',
Aha!
Daß man ſich ſchier verwundern mag.
Ja, ja!

„Gebt mir das Bild, Herr Maler!
Aha!
Ich habe noch ſechs Thaler."
Ja, ja!

O, daß ich doch ein Narre wär'!
Aha!
Das liebe Bild geb' ich nicht her.
Ja, ja!

Nun wollt ihr gerne ſehen,
Aha!
Was auf dem Bild thät ſtehen?
Ja, ja!

Das Erſte war ein Holunderbaum,
Aha!
Das Zweite war des Nachbars Zaun,
Ja, ja!

Der hatt' ne große Fugen,
Aha!
Dadurch man konnte lugen,
Ja, ja!

Das Dritte war'n zwei Aeugelein,
Aha!
Die lugten durch ſo hübſch und fein. —
Ja, ja!

Da ſprang der Maler über den Zaun:
Aha!
Die Augen ſind nicht mehr zu ſchaun.
Ja, ja!

Käferlied.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm brumm brumm
In Thau ihr Schnäblein tunken,
Und wurden ſo betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

Da haben ſie getroffen an
Eine wunderſchöne Blum Blum Blum,
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um ſie herum.

Die Blume, die ſie kommen ſah,
War grade auch nicht dumm dumm dumm.
Sie war von ſchlauem Sinne
Und rief die Baſe Spinne:
„Spinn mir ein Netzlein um!“

Die Baſe Spinne kroch heran
Und macht' die Beine krumm krumm krumm:
Sie ſpann ein Netz ſo feine
Und ſetzte ſich dareine,
Und ſaß da mäuschenſtumm.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Geſumm ſumm ſumm,
Sind ſie hineingeflogen,
Und wurden ausgeſogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend ſprach,
Und kümmert ſich nicht drum drum drum:
„So geht's, ihr lieben Käfer,
So gehts, ihr lieben Schäfer,
Trotz altem Summ und Brumm!“

Curioſe Geſchichte.

Ich bin einmal etwas hinausſpaziert,
Da iſt mir ein närriſch Ding paſſirt:
Ich ſah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang;
Viel Hirſche ſprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er ſchoß ſie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir ihr Leut', was ſoll das ſein?

Und als ich weiter bin fort ſpaziert,
Iſt wieder ein närriſch Ding mir paſſirt:
In kleinem Kahn eine Fiſcherin
Fuhr ſtets am Waldeshange dahin;
Rings ſprangen die Fiſchlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fing ſie nicht,
Sie ſang ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir, ihr Leut', was ſoll das ſein?

Und als ich wieder zurück ſpaziert,
Da iſt mir das närriſchſte Ding paſſirt:
Ein leeres Pferd mir entgegen kam,
Im See ein leerer Nachen ſchwamm;
Und als ich ging an den Erlen vorbei,
Was hört' ich drinnen? — Da flüſterten Zwei,
Und's war ſchon ſpät und Mondenſchein —
Nun ſagt mir, ihr Leut', was ſoll das ſein?

Trau, ſchau wem?

Der Herr.

Schönes Mädchen, o ſchau,
Wie doch Alles ſo blau:
Deine himmliſchen Augen
Wie die Blumen der Au!

Das Schäfermädchen.

Lieber Herre, nu ſchau,
Wie doch alles ſo flau:
Deine Haare, deine Augen
Wie die Schaafe ſo grau!

Der Herr.

Schönes Mädchen, o ſchau,
Nimm's nicht ſo genau!
Einen Kuß, liebe Kleine
Und ich nehm' dich zur Frau.

Das Schafermädchen.

'S giebt ein Sprüchel, heißt: „Frau"
'S giebt ein Sprüchel, heißt: „Schau"
Aber 's „Wem" kommt dahinter.
Sieh wo anders 'ne Frau!

Das Herrlein in Italien.

Ein Herrlein wollt' spazieren geh'n
In's Land Italia,
Gar vornehm sich die Welt besehn:
Nun hört, was ihm geschah:
Kaum war er durch der Alpen Schnee,
Da kam ein Regen, o weh, o weh!
Verdeckt die ganze Lombardei,
Daß er nur sah seine eig'nen Knie.
Oh!
Und darauf saß — ein Floh!

Philisterchor.

Italien! Italien!
Was hast du für Canaillen!
Da werd' ein And'rer froh.

Drauf kam er nach Venetia.
Ist das der Rede werth?
Verkommne Leut' und Häuser da,
Kein Wagen und kein Pferd!

Betrübt zum Markusplatz er hinkt,
Und sieht den Löwen hoch beschwingt:
Da faßt Entsetzen sein Gebein,
Schnell packt er seine Koffer ein,
Oh!
Er meint, es wär' ein Floh.

Philisterchor.
Italien! Italien!
Was hast du für Ganaillen!
Da werd' ein And'rer froh.

Florenz ist keine üble Stadt:
Doch ihre Küche schlecht,
Ja, selbst der Broccoli-Salat,
Er mundet ihm nicht recht:
Und Raphael und Tintoretto,
Die machen doch den Kohl nicht fett,
Schon besser thut, umwebt von Stroh,
Ein Fläschchen Alcatico.
Oh!
Auch darin schwamm ein Floh!

* *

Philisterchor.
Italien! Italien!
Was hast du für Ganaillen!
Da werd' ein And'rer froh.

O Roma! heil'ge, ew'ge Stadt,
Wie biſt du ſchlecht bedacht!
Mein gutes liebes Männlein hat
Ganz anders dich gedacht.
Dein Pantheon iſt viel zu ſchmal,
Die Frauen nicht ſentimental.
Ein Weib nur ſah er, ganz charmant,
Schon küßt er ſchmunzelnd ihre Hand,
Oh!
Da beißt ſeine Lipp' ein Floh!

Philiſterchor.

Italien! Italien!
Was haſt du für Canaillen!
Da werd' ein And'rer froh!

Nun, denkt er, die Campagnia
Wird doch was Rechtes ſein.
Ach nein! kein einz'ger Baum iſt da,
Nur Oede, Schutt und Stein!
Albano aber? — Tivoli? —
O Je! die ſchlechten Kneipen die,
Geſichter, wie die Räuberbrut,
Die Sonne ſticht mit arger Glut,
Oh!
Doch ärger noch ein Floh!

Philiſterchor.

Italien! Italien!
Was haſt du für Canaillen!
Da werd' ein And'rer froh.

Zum Süden drauf die Reiſe geht.
Du armer, armer Mann!
In den Pontin'ſchen Sümpfen weht
Die Fieberluft ihn an.
Und wie er nahet dem Räuberpaß
Bei Itri, — ach, es war kein Spaß, —
Da ſpringt aus einem Felſenſpalt
Und ſticht nach ihm mit Mordgewalt —
Oh!
Ein ungeheurer Floh!

Philiſterchor.

Italien! Italien!
Was haſt du für Canaillen!
Da werd' ein And'rer froh.

Neapolis, du falſche Maid,
Wie trügt dein ſtolzer Ruf!
Was iſt denn wohl, wenn er nicht weit,
Der ganze Berg Veſuv?

Die Maccaroni, nun es geht!
Doch der Scirocco der da weht,
Der Lazzaroni faule Brut,
Und im Auguſt der Durſt nach Blut —
Oh!
Von einem tollen Floh!

Philiſterchor.

Italien! Italien!
Was haſt du für Canaillen
Da werd' ein And'rer froh.

Da fehrt das Männlein wüthend um,
Das war zu viel für ihn,
Sieht weder rechts noch links ſich um,
Und denkt in ſeinem Sinn:
„Der Kuckuck hol' das Wunderland
Voll Räuber, Schmutz und Sonnenbrand!
Kein einz'ger Menſch, der Deutſch verſteht!
Doch über alle Teufel geht —
Oh!
Das Höllenthier, der Floh!“

Philiſterchor.

Italien! Italien!
Was haſt du für Canaillen!
Da werd ein And'rer froh.

Nun ſitzt mein liebes Männelein
Zu Hauſ' im Canapee.
Ihr glaubt, jetzt wird er Zeter ſchrein?
O nein, er ſpricht beim Thee
Von nichts als Mandolinenklang,
Orangenwäldern, Volksgeſang,
Terlonia und Vatican
Und Alles hört entzückt ihn an.
Oh!
Nun ſticht ihn ja kein Floh!

Philiſterchor.

Italien! — Italien! —

Der verliebte Maikäfer.

„Glühwürmchen! ſteck's Laternchen an!
Ich will ein Ständchen bringen:
Zur rothen Tulpe führ' mich hin,
Da wohnt meine ſchöne Fliege drin,
Die hört ſo gern mich ſingen!“

Maikäfer ſpricht's, der eitle Geck:
Er knöpft nach Stutzerweiſe
Sein braunes Röckchen zierlich auf,
Zieht kraus die Flügel kraus herauf,
Und macht ſich auf die Reiſe. — —

Auf gelbem Stühlchen ſaß daheim
Schön Fliege gar zu niedlich,
Trank ihren Thau in guter Ruh',
Aß etwas Blumenſtaub dazu,
Und war ſo recht gemüthlich.

Da leuchtet's durch die rothe Wand. —
Sie war wohl fein geworben —
Da ſummt es drauß, da brummt es draus,
Da wankt und ſchwankt das Tulpenhaus,
Maikäferchen ſaß oben.

Schön Fliege denkt: Du alter Narr,
Du kommſt mir recht zu paſſe!
Sie fliegt zum Dach und gießet ſchlau
Einen ganzen großen Tropfen Thau
Dem Käfer auf die Naſe.

Der Aermſte ſinkt in's tiefe Gras,
Doch ſpricht er ohn' Verdrießen:
„Das Zuckerkind! wie denkt ſie mein!
Wollt' mich mit ſüßem Trunk erfreun,
Thät nur zu viel vergießen.“ — —

Schön Fliege macht die Aeuglein zu,
Und meint, der kommt nicht wieder;
Da ſummt es drauß, da brummt es drauß,
Da wankt und ſchwankt das Tulpenhaus. —
Maikäferchen kam wieder.

Schön Fliege denkt: Nun warte, Wicht,
Ich will in Takt dich rütteln!
Sie fliegt von Wand zu Wand herum,
Daß ſich die ganze Tulpenblum',
Als wär' ein Sturm, muß ſchütteln.

Der Käfer ſtürzt herab, doch bald
Vergißt er alles Leiden.
„O je! wie bin ich doch beglückt,
Mein Ständchen hat ſie ſo entzückt,
Daß hoch ſie ſprang vor Freuden!“ — —

Und wieder ſummt und brummt es drauß,
Es ſchwankt die Tulpe wieder.
Da ſtürmt ſchön Fliege draus hervor,
Schlägt mit den Flügeln ihn um's Ohr,
Und ſchleudert weit ihn nieder.

Doch bald erholt er ſich vom Schreck:
„Nun iſt mein Glück vollkommen!
Sie wollt' mich küſſen offenbar,
Da mußte g'rad ich dummer Narr
Ihr untern Flügel kommen!

„Glühwürmchen! löſch dein Lichtchen aus!
Mußt nicht ſo viel vergeuden;
Wir brauchen's morgen Abend doch,
Da kommen wir viel früher noch,
Es macht ihr tauſend Freuden!“

Der neue Simſon.

Ihr jugendkühnen Recken, bereit zu Thatenruhm,
Wo nur die Loſung ſchallet: Krieg dem Philiſterthum!
Ihr, deren Haupt umlocket, das Kinn vom Bart umblüht,
Vor Feindesliſt euch warnen ſoll dies mein Klagelied.

Wer konnte mir ſich gleichen an wildgelocktem Haar?
Weß Bart bot grimmern Anblick, als wie der meine, dar?
Hei, die Philiſtermädel, wie hab' ich ſie geſchreckt!
Hei, die Philiſterbuben, was hatten ſie Reſpekt!

Meſſourcen, Kränzchen, Bälle, ſie waren mir ein Graus,
Doch trieb mein Haß mich einſtens in ein Philiſterhaus;
In ihrer eignen Wohnung wollt' ich ſie greifen an,
Verhöhnen und verſpotten, wie Simſon es gethan.

Beſtraft ward mein Erkühnen, o, daß es nie geſchah!
Dort mußt' ich dich erblicken, du ſchöne Delila!
Du bös Philiſtermädchen, du wandteſt meinen Sinn:
Mein Haß, er ward nun Liebe: dir gab ich ganz mich hin.

Es war in trauter Stunde, ich öffnet' ihr mein Herz,
Da küßte sie so hold mich, und sprach mit list'gem Scherz:
„Wohl könnt' ich lieb dich haben, du guter grimmer Bär,
Doch so mit Bart und Mähne, das geht doch nimmermehr!"

Nicht weiß ich, was erwidert mein liebetrunkner Sinn;
Und als in ihrem Garten ich heut entschlummert bin,
Da war die schöne Feindin mir unvermuthet nah,
Da hat sie mich verrathen, die böse Delila!

Ich wachte auf vom Schlummer: „Philister über dir!"
So dröhnt's aus bösem Traume durch meine Seele mir.
Da sitzen Eltern, Tanten, der alte Großpapa,
Philister ohne Ende in einer Laube da!

Auf flammt in meinem Herzen des alten Hasses Gluth,
Ich will die Locken schütteln in meiner grimmen Wuth,
Will meinen Bart zerraufen nach alter Helden Art, —
Hinweg sind meine Locken, gekürzet ist mein Bart! —

Mit eignen Händen hatte das Mädchen es vollbracht,
Und hat mich drauf geküsset und bittend angelacht;
Und alsobald gefangen führt man zum Thor mich hin
Und gratulirt, als ob ich schon selbst Philister bin!

Nun bin ich ganz geblendet durch ihrer Liebe Macht,
Verlobung ward gefeiert und Hochzeit ward gemacht;
Doch sank mein Heldenthum auch mit Bart und Locken hin,
In Liedern will ich zeigen, daß ich noch Simson bin.

Beschauliches.

Sängerpflicht.

Willſt du von dem Lenze ſingen
Recht aus voller Sängerbruſt:
Wie die Lerche mußt du ſchwingen
Dich hinein in ſeine Luſt,
Mußt dich unter Blüthen ſtrecken,
Daß ſie dicht dein Haupt umdüften,
Mußt die Bruſt den Winden lüften:
Alle Sinne dir zu wecken,
Alle Gluthen dir zu kühlen, —
Du mußt fühlen!

Willſt du recht vom Leben ſingen,
Seiner Luſt und ſeinem Schmerz,
Mußt du tief in's Leben dringen,
Oeffnen ihm dein volles Herz.
Liebe muß dich ganz durchſchwingen,

Viele Luſt dein eigen werden,
Und manch großer Schmerz auf Erden
Muß zu deiner Seele dringen,
Muß dein armes Herz durchwühlen, —
Du mußt fühlen!

Allgewalt der Liebe.

Glaubt dem falschen Worte nicht:
Liebe könnt' in Haß sich wenden!
Könnte Liebe jemals enden,
Stammte sie vom Himmel nicht.
Nur der Sinne wildes Glühen
Mag der Fackel gleich versprühen,
Nicht verlischt der Sonne Licht.

Thöricht, wer dem Himmel droht!
Heiß' die Welten stille stehen,
Sprich: die Liebe soll vergehen —
Lieb' ist selber sich Gebot.
Wähne nicht durch Qual und Leiden,
Was die Liebe fügt, zu scheiden;
Mächt'ger wärst du als der Tod.

Liebe war's, die jederzeit
Wunderthaten hat vollbracht;
Nenn' auf Erden mir die Macht,
Die wie ſie zum Leben weiht.
Ketten bricht ſie, ſprenget Riegel,
Sprengt des Todes ehr'nes Siegel:
Liebe lebt in Ewigkeit!

Seufzer der Nacht.

„Ach eine Thräne nur!“ —
Die Jungfrau ſeufzt es durch die ſtille Nacht;
Sie ſcheint zu ſchlummern, ihre Seele wacht.
Der Liebe Blume will darin erblühn,
Doch kalte Stürme wehn darüber hin;
Von reinſter Freude, bitterm Herzeleid
Im zarten Buſen welch ein harter Streit!
„Ach, eine, eine Thräne nur!“

„Ach nur ein Schwert, ein Schwert!“ —
Der Jüngling ruft es durch die ſtille Nacht,
Zu Thaten iſt ſein junges Herz erwacht,
Der Welt entgegen drängt die heiße Bruſt,
Erkämpfen möcht' er Ruhm und Liebesluſt.
Weg ſchnöde Ruh, die ihn ſo lang' gebannt!
Sein Herzblut wallt, zur Fauſt ballt ſich die Hand:
„Ach nur ein Schwert, ein ſcharfes Schwert!“

„Ach nur ein Lied, ein Lied!“ —
Der Dichter ſeufzt es durch die ſtille Nacht,
Bedrängt von der Gefühle Uebermacht.
Des Lebens Gluth und Lieb' und Todesluſt
Ein Flammenmeer ſchlägt brandend ſeine Bruſt.
Zu viel des Dranges für ein Menſchenherz!
Nicht Schwert, nicht Thräne löſen dieſen Schmerz:
Ach nur ein Lied, ein einzig Lied! —

Ghaſelen.

1.

„Und eben weil es Winter iſt.“

Und eben weil es Winter iſt, will ich den Frühling ſingen,
Und eben weil ihr zagt und klagt, will ich die Flügel ſchwingen!
Ihr ſagt: das Alter gehe um und mach' die Welt zum Greiſe,
Ich aber ſprech' zum Alter: „Komm, laß uns in Liedern ringen!
„Sing' immerhin dein Klagelied von Elend, Noth und Jammer:
„Im Bund' mit Lieb' und Lenz und Luſt will ich dich doch bezwingen!“
Ich ſprech' zum Alter: „Komm, es gilt, und raubſt du mir die Locken:
„Schau her, noch grünt der Epheu mir, ihn um das Haupt zu ſchlingen:

„Spott' immerhin: Die Welt ſei ſchaal, ſie gleich' dem leeren Faſſe:
„Schau, mit gefüllten Bechern will ich um ſo heller klingen.
„Und läßt du, um zu rächen dich, mich einſt am Stabe ſchleichen,
„Ich ſchlage mit dem Stab den Fels, daß Liederquellen ſpringen;
„Und rufſt zu Hülfe du den Tod: mein Leib, er ſei ihm eigen,
„Die Seele ſoll ſich himmelan im Frühlingsliede ſchwingen.“ —
O Frühling, Frühling, komm heran! denn Frühling muß es werden;
Dann wird auch volle Jugendluſt die Herzen neu durchdringen,
Dann jubeln ſelbſt die Greiſe mit, das Alter iſt bezwungen,
Und ich mit meinem kleinen Lied half mit den Sieg errungen.

2.

Nach dem Gewitter

Wie haben im Gewittersturm die Halme ſcheu gebogen ſich!
Die Vögel hatten ſich verſteckt, getrübt des Baches Wogen ſich.
Nun ſtrahlt die Sonne durch's Gewölk und Alles athmet freudig auf,
Der Donner ſchweigt, die Stürme ruhn, die Regen ſie verzogen ſich.
Wo eben das Verderben ſchritt, da wandelt jetzt der Segen hin,
Und leiſe heben nach und nach des Aehrenfeldes Wogen ſich:
Rings leuchtet grün wie Edelſtein der Wipfel regenfriſches Laub
Und ſanft ſich neigend grüßen drin der Aeſte ſchwarze Bogen ſich.
Und wieder ſind die Vögel da, und ſchrei'n vor Freude durch den Wald:
Wie haben die kleinmüthigen mit ihrer Angſt betrogen ſich!

Und wieder ſind die Bienen da, und haben an der Blüthen Kelch
Dem friſcherſchloßnen, duftigen vor Freuden feſtgeſogen ſich.
Ich aber ſchau' voll Dank empor, und ſieh, in heller Farben Pracht
Spannt über die erquickte Welt des Herren Friedensbogen ſich!

3.

„Singt den Frühling nur, ihr Andern.“

Singt den Frühling nur, ihr Andern, ich will trinken, ich will loben
Ihn den Herbſt, den Freudenbringer, dieſes Glas ſei ihm erhoben!
Lenzeswerk iſt Traum und Blüthe, erſt der Herbſt giebt reifes Leben,
Blüthen wandelt er in Früchte, Traum iſt vor der That zerſtoben.
Hei, das nenn' ich Männerfreude, wann im buntgefärbten Walde
Jägerruf und Sturmesbrauſen luſtig durcheinander toben!
Hei, das giebt ein Singen, Klingen, giebt ein fröhlich Becherſchwingen,
Wann der Herbſt, der Wein-umkränzte ſitzt auf ſeiner Tonne droben.
Selbſt das Meer, das lang' geruhet, rüttelt er aus ſeinem Schlummer

Und geweckt vom Hauch des Herbſtes läßt es ſeine Brandung
leben.
Schäumend Meer und ſchäumend Leben! Gern befuhr ich
eure Fluthen,
Jubelnd, wann die tollen Wogen ziſchend vor dem Schiff zer-
ſtoben:
Oft dem Herbſt zu Ehren hab' ich mich berauſcht in ſeinem
Weine;
Doch nie zog des Weines Strudel mich hinab, nein, ſtets nach
oben.
Drum, ihr Andern, ſingt den Frühling! ich, dem Herbſt
zu Ehren, trinke;
Ihn, den friſchen Thaten-bringer will ich auch durch Thaten
leben!

1.

Die geſtorbene Roſe.

Schöne Roſe, wie ſo plötzlich biſt du über Nacht geſtorben!
Ach, wohl ahn' ich es, warum du ſo in vollſter Pracht geſtorben:
Deine Blumenſeele ſollte ſchmücken eine Menſchenſeele;
Eine Braut, wie du ſo lieblich, iſt in dieſer Nacht geſtorben.

3.

Deine Worte.

Der Opferflamme gleich laß deine Worte sein,
Dein Herz soll ein Altar an heil'gem Orte sein.
Tobt wild des Lebens Meer, o laß den Irrenden
Dein Wort der Leuchte gleich in sicherm Porte sein;
Zur großen kühnen That, zu jedem guten Werk
Laß deine Rede stets die erste Pforte sein;
Doch lacht dir Lieb' und Lenz, sing' in den Lenz hinein!
Dein jubelnd Lied es wird am rechten Orte sein.
So, ruft dich einst der Herr: zieh' du getrost dahin!
Fürsprecher werden dir die eignen Worte sein.

6.

Der Strauch der Monatsrose.

Du Stolze zürnest deinem Loose? — Begnüge dich,
Vernimm das Lied der Monatsrose: „Begnüge dich!
„Der Tannen stolze Wipfel brechen im Wettersturm;
„Ich lache bei des Sturm's Getose. Begnüge dich! —
„Auf Polstern der Paläste findest du nicht das Glück,
„Ach, Diademe sitzen lose! Begnüge dich! —
„Wo küßt am schönsten dich der Frühling? Auf Felsenhöhn?
„O nein, im Thal auf duft'gem Moose. — Begnüge dich!
„Die Centifolie blüht im Jahre nur kurze Zeit,
„Dann ist sie hin die stolze Rose. — Begnüge dich!
„Im Lenz, im Winter, sprich, wer bringet dir Blüth' um Blüth'
„Entgegen? Ich, die Monatsrose! Begnüge Dich! —
„So unablässig blüh' und schaffe du Lust gleich mir,
„Und mit dem stillen kleinen Loose begnüge dich!"

7.

„Immer noch die alte Leier!"

„Immer noch die alte Leier! Dichter, hört uns auf zu quälen
„Mit weſtöſtlich-, doch nicht tröſtlich-Hafis-Rückert'ſchen Ghaſelen!
„Die langzeil'gen und langweil'gen, jagt ſie hin, woher ſie ſtammen,
„In die Wüſte, zu den Brüdern, den ſandſtampfenden Kamelen.
„Stets in gleichem Gang' und Klange gehen Beide; doch im Magen
„Pflegt Kamelen und Ghaſelen es an Waſſer nicht zu fehlen.
„Dichter, kehrt den Blick nach Weſten, nach dem Land' der Eiſenbahnen,
„Jetzt geziemt's Locomotiven ſich zum Pegaſus zu wählen!
„Doch Euch fehlt das Herz, Ihr wißt nicht zeitgemäß Euch zu begeiſtern,
„Müßt Euch Schlafrock und Pantoffeln aus des Oſtens Harem ſtehlen.

„Werdet Männer! Singt politisch! Singt industrielle Lieder!
„Werft die Kinderschuh' zum Teufel!" —— Ruhig, ruhig, werthe Seelen!
Sprecht von Schuhen Ihr, wohlan denn, bleibet hübsch bei Eurem Leisten;
Eine Macht, die Ihr nicht kennet, kann dem Dichter nur befehlen.
Heißt sie mich ein Roß besteigen: trägt im Flug' es mich von hinnen;
Bringt sie mir das Schiff der Wüste: trab' ich ruhig in Ghaselen,
Und im Trabe sing' wie Hafis lustberauscht ich Wein und Liebe,
Höre, wie am Weg' die Palmen alte Sagen sich erzählen,
Alte Sagen von dem Lande, welches Allah hat gewürdigt
Es zum Paradies, der Wiege aller Völker, auszuwählen.
Schöner Ost, noch weht ein Odem jener Zeit durch deine Palmen!
Schnürt dich erst ein Eisengürtel . . . . . Schweiget, schweiget ihr' Ghaselen!

Liebesglaube.

Ihr tadelt mich, daß ich nur Luſt kann ſingen,
Indeß die Welt vom Haſſe wird zerſpalten;
O glaubt: die Gräuel, die auf Erden walten,
Sie wiſſen auch mein Inn'res zu durchdringen.

Doch wollt' ein Schmerzenslied mir nie gelingen,
Das Ghaos nie zum Sange ſich geſtalten:
Des Haſſes wild-dämoniſche Gewalten
Zum Liebesreigen konnt' ich ſie nicht zwingen.

Doch wann der Lenz die Erde will umfaſſen,
Und ſenkt vom Himmel ſich die Liebe nieder,
Da muß ich ſingen und ich kann's nicht laſſen. —

Kehrt denn der Frühling nicht noch immer wieder?
Iſt denn die Liebe tot? — Ich kann's nicht faſſen. —
Die Liebe lebt, ich fühl' 's und ſinge Lieder!

Weihnachtsfest.

Der Winter iſt gekommen
Und hat hinweg genommen
Der Erde grünes Kleid:
Schnee liegt auf Blüthenkeimen,
Kein Blatt iſt an den Bäumen,
Erſtarrt die Flüſſe weit und breit.

Da ſchallen plötzlich Klänge
Und frohe Feſtgeſänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palläſten
Iſt rings in grünen Aeſten
Ein bunter Frühling aufgewacht.

Wie gern doch ſeh' ich glänzen
Mit all den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Luſt beſchienen!
Wohl ſchön're Freude giebt es kaum!

Vor Menſchen ſei ein Mann, vor Gott ein Kind!

Vor Menſchen ſei ein Mann, vor Gott ein Kind!
Vor Menſchen zeige deiner Menſchheit Größe,
In kräft'ger That bewähre ſich dein Wille:
Vor Gott erkenne deine Schwäch' und Blöße,
Nur Bitten gilt vor ihm aus Herzens-Fülle.
Und fühlſt du dich allein auf weiter Erden:
Sei nur ein Kind, Gott will dein Vater werden.

Im Denken ſei ein Mann, fühl' als ein Kind! —
Dein Geiſt durchdringe ohne Raſt das Leben,
Nur dazu wurden ihm die regen Triebe;
Dem Wohl der Brüder gelte dein Beſtreben,
So kräftigeſt du dich zu höh'rer Liebe.
In reinem Herzen ſollſt du ihrer warten
Zu ſchönerem Erblühn im Himmelsgarten

Sei Mann im Leben, Kind in der Natur! –
Wenn du in ſpäten Jahren dann dich ſehneſt
Zum Vaterhaus, zu deiner Kindheit Räumen,
Nicht ſind entſchwunden ſie, wie oft du wähneſt:
Tritt nur hinaus zu Blum' und Blüthenbäumen,
Sie ſchmücket noch wie vor des Vaters Segen,
Geh' als ein fröhlich Kind ihm nur entgegen!

Dichtergebet

O Herr, der du der Quell des Lebens bist,
Du weißt es, was in mir des Lebens ist.
Erleuchte gnädig die Gedanken mir,
Daß ich nicht hege, was da krank in mir,
Und was des Lebens werth, das tödte ab,
Laß mich es still versenken in ein Grab;
Doch was ein Theil von deinem Ebenbilde,
Laß mich es formen in ein rein Gebilde,
In Worte laß', in Weisen es mich fassen,
Daß ich es kann vor Menschen tönen lassen;
Auf daß die Funken, die mein Herz durchsprühn,
In Andern zünden und als Flamme glühn,
Daß an der Freudigkeit, die ich gefunden,
Manch Herz zu neuer Frische mag gesunden! —
Du, aller Wahrheit, alles Lebens Grund,
Herr, mach' mich wahr und freudig und gesund!

Wie die Künſtler berufen wurden.

Legende.

Verfloſſen war manch Tauſend Jahr',
Seitdem die Welt erſchaffen war
In Schönheit und in rechter Pracht,
Vom Herrn mit aller Luſt bedacht. —
Da ſaß auf einer Wolke klar
Einſt eine frohe Engelſchaar,
Erzählten ſich vom Himmelreich,
Von Sonn' und Mond und ſo dergleich.
Drauf hub von ihnen einer an
Und ſprach: „Wär' es nicht wohlgethan
„Einmal zur Erde hinzuſehen,
„Wie's da den Menſchen mag ergehen?
„Das muß doch wunderlieblich ſein,
„Zu ſchauen, wie ſie da ſich freun

„Ob all der Herrlichkeit umher,
„So Gott gemacht zu ſeiner Ehr,
„Wie ſie von Herzen jubiliren
„Und ein glückſelig Leben führen!“ —
Und wie der Engel alſo ſpricht,
Da ſäumten auch die andern nicht,
Schwangen mit leuchtendem Gefieder
Auf einen hohen Berg ſich nieder,
Von wo ihr Auge deutlich ſah,
Was unten in der Stadt geſchah.

O weh, ſo viel ſie auch geſchaut,
Sie fanden nichts, was ſie erbaut.
Die Menſchen waren voll Verſtand,
Dabei ſchlau, emſig und gewandt:
Doch wußten ſie ſich nur zu plagen,
Das nannten ſie „ihr Glück erjagen.“
Da gab's ein Feilſchen, Drängen, Schrein,
Und Alles nur um Mein und Dein,
Um Geld und Gut, Macht und Gewinn. —
Auf Markt und Gaſſen her und hin
Kein ſchlicht einfältig Menſchenkind
Der Engel Blick da unten findt.
Die Leute hatten Augen zwar,
Und waren blind doch ganz und gar
Für all' die Schönheit und die Pracht

So Gott der Herr für sie gemacht.
Der König sah nur an sein Scepter,
Grammaticam nur der Präzepter,
Der Schuster seine Pfriem und Leist,
Der Kriegesknecht sein Schwert zumeist.

Wie solches nun die Engel sahn,
Schauten sie sich erschrocken an.
Nach dem, was von der Menschen Art
Auf Markt und Gassen sie gewahrt,
Thät ihnen alle Lust vergehn
Die Leute näher anzusehn.
Da faßten sie denn schweren Groll,
Wurden gewalt'gen Zornes voll,
Und flogen grades Wegs sogleich
Zu Gottes Thron in's Himmelreich
Und riefen: „Herr, mit deiner Erden
„Muß es noch heute anders werden.
„Wir bitten dich, o schau doch hin,
„Wie sich verkehrt der Menschen Sinn!"

Der Herr mit ernstem Angesicht
In heil'ger Ruhe darauf spricht:
„Ihr, die ihr so des Zornes voll,
„Was meint ihr, daß geschehen soll?" —
Die Engel riefen: „Liefert

„Send' uns hinab zur Erde dort,
„Tilg' alle Schönheit zu dieser Frist,
„Und laß nur stehn was nützlich ist.
„Der Sonne nimm den lichten Glanz,
„Den Brünnlein ihrer Wellen Tanz.
„Laß alle Blumen uns abmähen,
„Den Berg mit Heu und Stroh besäen,
„Dem Vogel nimm sein Stimmlein zart,
„Daß er nur krächz' nach Raben Art:
„Und von der Menschen Angesicht,
„Das du so lieblich zugericht't,
„Nimm jede Zier und jeden Putz,
„Daß es nur dien' zum bloßen Nutz.
„Wollen die Menschen sich selber leben,
„Brauchst du dir keine Müh' zu geben." —

Da lächelt ob der Engel Rath
Der Herr und spricht: „Sind in der That
„Auf Erden alle Menschenkinder,
„Wie ihr da sagt, so arge Sünder:
„Nehmt eure Sicheln, stieget hin
„Und thut sofort nach eurem Sinn." —
Die Engel heben ihr Gefieder
Und schwebten zu der Erde nieder
Mit goldnen Sicheln in den Händen,
Das Amt der Richter zu vollenden.

Da lag dicht vor der Stadt ein Feld
Mit Blumen wonniglich beſtellt
Gerade zu der Roſenblüh'
An einem ſchönen Morgen früh.
Die Bächlein durch die Blumen rannen,
Dabei ein Wald von Buchen, Tannen,
Drin manch ein Vogel fröhlich ſang. —
Das war ein Rauſchen, war ein Klang,
Ein Funkeln in dem Sonnenſchein,
Es konnte gar nicht luſt'ger ſein!
Und all die Schönheit ſollt' auf Erden
Vertilgt nun durch die Engel werden.

Schon wetzten ſie die Sicheln ſchnell,
Da ſchauten ſie zur ſelben Stell'
Viel kleine Buben keck und friſch,
Die trieben Kurzweil im Gebüſch,
Am Quell und auf dem Wieſenplan.

Die Engel ſchlichen ſich heran
Und ſahen zu der Knaben Spiel.
Da ſaßen an dem Ufer viel,
Hatten ſo rechte Herzensfreud
An dieſer Erde Lieblichkeit;
Mit kleinen Stäblein in der Hand

Riſſen ſie nach im weichen Sand,
Was ſie erſchaut, mit flinker Hand:
Den ſpitzen Fels, den runden Hügel,
Den Vogel mit geſpreiztem Flügel,
Auch Bäum' und Blumen fehlten nicht:
Sogar des Menſchen Angeſicht
Mit Naſ' und Mund und ſchlichtem Haar
Durch Strichlein da umriſſen war. —
Die Andern auch nicht feiern thäten,
Mühten ſich ab in Thon zu kneten
Was ihnen vor Augen war bereit,
Wie's eben ging, mit Emſigkeit:
Konterfeiten die eignen Brüder,
Den runden Kopf, die vollen Glieder.
Noch waren da der Kinder mehr,
Die holten grüne Zweiglein her,
Steckten ſie rings in Leim und Erden
Als ſollt' ein Häuslein daraus werden:
Die Reih' gewölbet ſie verſchränken,
Blum' und Blättlein darüber henken:
Hei, wie da jauchzt die ganze Schaar! —
Wann ſolch ein Häuslein fertig war! —

Noch waren Knaben auf dem Plan,
Die huben andre Schnurren an:
Der Brüder Art und Mien' und Blick

Ahmten ſie nach mit viel Geſchick.
Stellten ſich an wie alte Leut',
Sprachen bald närriſch, bald geſcheit.
Zu Tönen andre jubilirten
Wie an den Vöglein ſie's verſpürten,
Schlugen den Takt mit Schelmenblicken
Dazu einander auf den Rücken. —
Auch ſaßen Viele auf den Bäumen,
Und was in Erd- und Himmelsräumen
Geſchaut ſie und gehöret dorten
Mußten ſie künden in hellen Worten,
Reimten zuſammen „Freud'' und „Leid,''
Hatten ihr Verslein gleich bereit. —

Wie ſolches Spiel die Engel ſahn.
Hielten ſie mit den Sieben an;
Mußten lachen aus Herzensgrund,
Ueber die Buben klein und rund,
Die ſie in ihrer Freudigkeit
Mit Wort und Werken ſahn bereit
Des Herren Schöpfung nachzumachen. —
Und ob dem Schau'n und ob dem Lachen
Kam ganz den Engeln aus dem Sinn,
Was ſie geführt zur Erden hin.
Fingen ſelber zu ſpielen an
Mit den Buben auf grünem Plan.

Halfen da bauen und bilden und singen
Und manches schöne Werk vollbringen,

Die Knäblein aber freuten sich
Der Himmelsboten inniglich,
Ließen sich viel von ihnen sagen
Von der Welt Schöpfung und ersten Tagen.
Und als nun gar die Engel ihnen
Erzählten mit verklärten Mienen
Von aller Himmel Herrlichkeit
Und aller Seligen Seligkeit,
Was hörten da die Buben zu!
Hatten auf Erden nicht mehr Ruh',
Wußten nach Kindesart zu schmeicheln
Mit Bitten und mit Händestreicheln,
Daß ihnen zum Versuch nur eben
Die Engel ihre Flügel gäben.

Das hat den Engeln wohlbehagt,
Haben nicht lange nachgefragt,
Nahmen die Flügel sich vom Rücken,
Lieh'n sie den Buben mit frohen Blicken.
Die aber, also ausgezieret,
Mit Himmelsrüstzeug ausstaffiret,
Sie flogen lustig auf und fort
Ueber die Erde hier und dort,

Bis in die Wolken ſelbſt empor:
Klopften ſogar an's Himmelsthor,
Bis da Sankt Peter mit Vertrauen
Erlaubt durchs Schlüſſelloch zu ſchauen.
Was dort ſie ſahn, ſie hielten's feſt
In ihrem Sinn auf's allerbeſt. —

Die Engel, die ſie fliegen ſahn,
Sie hatten große Luſt daran;
Doch als das Spiel währt' gar zu lange,
Ward ihnen doch auf Erden bange:
Die Schwingen hatten ſie vergeben,
Wie ſollten ſie zum Himmel ſchweben?
Umſonſt ſie ihren Ruf erheben,
Die Buben hörten's nicht da oben
Verſenkt in Luſt und Sonnenſchein. —

Jetzt fiel es erſt den Engeln ein,
Was ſie da Alles angerichtet,
Wie ſie den Herrn ſo falſch berichtet,
Wie ſie im Eifer ganz verblendt
Ihm gar gepfuſcht in's Regiment.
So ſetzte reuig ſich die Schaar,
Da wo der Wald am tiefſten war,
Und ſaßen da und grämten ſich
Und ſahn ſich an und ſchämten ſich.

Doch Er, der kennt Verdienſt und Schuld,
Langmüthig iſt und voller Huld,
Er ſah der Engel Reu' und Pein,
Und ſprach: „Euch ſoll verziehen ſein,
„Doch künftighin verdammet nicht;
„Ich bin der Herr, mein das Gericht!“
Gab ihnen neue Schwingen gleich,
Drauf flogen ſie in's Himmelreich.

Und zu den Knaben friſch und gut
Sprach er: „Bewahret euren Muth
„Und ſeid erfüllt mit Himmelsgluth,
„Daß ihr fortan den andern Leuten
„Der Erde Wunder möget deuten.
„Eu'r Auge ſei ein klarer Spiegel,
„Darin ſich zeigt der Schönheit Siegel,
„Das ich hab aufgedrückt der Welt,
„Zu meinem Reich ſie ſo beſtellt.
„Euch aber will ich Künſtler heißen,
„Weil ihr der Kunſt euch ſollt befleißen:
„Erſchloſſen werd' auch ferner euch
„All meiner Schöpfung weites Reich.
„Drum ſollt behalten ihr die Schwingen
„Zu Luſt und Ernſt und hohen Dingen,
„Draus Jeglicher entnehmen mag:
„Daß Menſchenweisheit arm und ſchwach.

„Daß ich es bin, der dieſe Welt
„Erſchuf und lenkt und ſie erhält!“ —

Und wie der Herr geſagt ſolch Wort,
So iſt es auch geſchehn hinfort:
Mit leichten Flügeln ausgezieret
Die Buben blieben ausſtaffiret,
Kommten nun fliegen aller Orten
Ueber die Erde hier und dorten,
Sahn Vieles rings auf weiter Erden
Was war, was iſt und noch ſoll werden:
Schlechtes und Rechtes, Schand und Ruhm,
Dazu viel Schalkheit und Narrenthum;
Und was ſie ſahn, ſie ſtellten's hin
In ihrem Werk mit treuem Sinn. —

Alſo, Legenda uns erzählt,
Die Künſtler kamen in die Welt.

Gesellige Lust.

Des alten Wanderers Rath.

Junge, wanderſt du durch's Land,
Mach' es nicht wie die Philiſter,
Die mit Trödel allerhand
Sich beſchweren den Torniſter.
Was doch nützen dir die Lumpen! —
Weite Stiefel, einen Humpen,
Friſches Herz und friſche Kehle,
Die vergiß nicht, liebe Seele!

Sind die Stiefel feſt und weit,
Wirſt du gehen und nicht hinken;
Iſt der Humpen gut und breit,
Kann man ſchon ſein Penſum trinken:
Durch die reine friſche Kehle
Strömt das Lied aus voller Seele,
Doch das Alles iſt entbehrlich,
Bleibt dein Herz nur friſch und ehrlich.

Bricht der Humpen: ei was ſchadt's?
Auch aus einem Stiefel trinkt ſich's,
Sucht der Fuß durch's Leder Platz:
Auch mit offnem Stiefel ſingt ſich's,
Ward die Kehl' ein wenig roſtig:
Nun, das Lied klingt etwas froſtig;
Aber — iſt das Herz geſprungen,
Gute Nacht, ihr armen Jungen!

Trinken? — O das Herz auch trinkt
Freud' und Luſt in vollen Zügen.
Gehn? — Und wenn der Fuß auch hinkt,
Kann das Herz noch immer fliegen.
Singen? — trotz den Nachtigallen
Kann ein fröhlich Herz erſchallen;
Drum bewahr's zu allen Zeiten.
Junge, mag dich Gott geleiten!

Trinker-Weisheit.

Memento vivere!

Strahlt vor dir im Humpen echter Wein,
Laß dir rathen: ſchau zuvor hinein!
Schaue:
Wie ſie blüh'n und glüh'n die duft'gen Fluthen!
Wie ſie ſprüh'n ſo kühn die hellen Gluthen!
Laß den Sinn im Dufte ganz verſinken,
Frühlingsroſen in dem Glanz dir winken!
Schaue!

Haſt du ſo in Weines Grund geblickt,
Sei der Humpen an den Mund gedrückt.
Koſte!
Keuſch wie Bienen erſt an Roſen nippen,
Küß den Becher du mit reinen Lippen;
Sauge draus der Sonne Himmelskräfte,
Sauge draus der Erde Blumenſäfte!
Koſte!

Und nun trinke, trink das duft'ge Naß,
Und der Schenke schenke Glas auf Glas!
Trinke!
Daß im Blut du fühlst der Sonne Strahlen,
In der Fluth wegspülst der Erde Qualen,
Daß die Geister, die in Reben leben,
Immer dreister dich zum Leben heben:
Trinke!

Also wird in jedem Tropfen Wein
Alle Fülle dieses Lebens dein.
Lebe!
Küß und juble! singe frische Weisen,
Laß des Lebens Pulse voller kreisen,
Schmück dein Haupt mit Rosen und mit Reben
Und des Weines würdig sei dein Leben!
Lebe!

Malers Wanderlied.

Was giebt es Luſt'gers in der Welt,
Als wie ein Maler ſein,
Und wenn der Frühling iſt im Feld,
Zu ziehn in's Land hinein?
Sind auch die Taſchen ſchlecht beſtellt,
Frei wandr' ich durch die ganze Welt.

Früh, wenn der Lerchen Lied erſchallt
Und Erd' und Himmel glüht,
Da ſitz' ich ſchon im grünen Wald,
Wo Alles um mich blüht;
Und Morgenroth und Wolkenpracht
Wird auf die Leinwand flugs gebracht.

Und ſingend zieh' ich weiter fort,
Die Lerchen ſtets zur Seit',
Und ſtehe hier und ſtehe dort
Und zeichne, was mich freut;
Da kommen recht die Leut' heran
Und haben ihre Freude dran.

Zieht heiß der Mittag dann herein,
„Frau Wirthin, guten Tag!
Und will ſie portraitiret ſein,
Das iſt gar leichte Sach'!"
Und kaum hab ich ſie conterfeit,
Steht mir das ſchönſte Mahl bereit.

Und hat ſie gar ein Töchterlein,
Da wird Quartier gemacht;
Der müßte ja kein Maler ſein,
Den das nicht fröhlich macht',
Mein Skizzenbuch iſt viel zu klein,
So viele Mädel ſind ſchon drein.

So geh' ich luſtig durch die Welt,
Wo Jeder gern mich ſieht;

Und wem mein Malen nicht gefällt,
Den freut mein luſtig Lied;
Und wollt ihr eins zur Probe han,
Fang' ich das Lied von vorne an.

Feuer her!

(Im Wirthshause zu ſingen.)

Feuer her, Frau Wirthin, Feuer!
Feuer her in vollen Flaſchen!
Herbſt! noch klingt es in den Taſchen,
Klingt wohl gut, doch feurig ſingen
Feurig ſich zum Himmel ſchwingen,
Kann man nur beim Gläſerklingen! —
Drum getauſcht, Frau Wirthin, mein:
Sie die Heller, wir den Wein!

Feuer her, Frau Wirthin, Feuer!
Feuer her aus ſchönen Augen,
Die für friſche Herzen taugen!
Wein muß unſre Kehlen läutern,
Rundgeſang die Seele heitern,
Liebesluſt das Herz erweitern!
Drum ihr Töchterlein herein
Zu den Liedern, zu dem Wein! — —

He, Frau Wirthin, etwas Feuer!
Für mein Pfeifel etwas Kohlen!
Ei, das mag der Teufel holen:
Heller iſt hinweg geſchwommen,
Wein hat Abſchied gar genommen,
Und das Mädel will nicht kommen —
Nun, ſo ſei der Luſt ein End',
Wenn nur Herz und Pfeifel brennt!

Kein Jonas.

Der Jonas kehrt' im Wallfiſch ein:
Das muß ein ſauber Wirthshaus ſein!
Salzwaſſer giebt es da ſtatt Wein,
Dabei ſoll Einer ſingen!
Der „goldne Karpfen" iſt mein Fiſch,
Da iſt allzeit gedeckt der Tiſch,
Rein iſt der Wein, das Bier iſt friſch,
Der Fiſch ſoll mich verſchlingen!

Der Jonas ſaß im Wallfiſch; ja!
Kein Tanzplatz und kein Mädel da,
Von Fiſchbein Alles, was er ſah,
Langweilig war's im Ganzen!
Da leb ich mir den „ſchwarzen Bär"!
Von Fiſchbein nicht die Spur umher,
Doch läßt der Bär die kreuz und quer
In ſeinem Bauche tanzen.

Im Wallfiſch, wo der Jonas war,
Stockmäuschenſtill das ganze Jahr!
Solch Waſſerfiſch, das iſt doch klar,
Muß allzeit ſtille ſchweigen.
Ei Sapperment, dem „weißen Schwan“
Dem hört ihr meilenweit ſchon an,
Was man Plaiſir drin haben kann
An Sang und Flöt' und Geigen.

Der Jonas ein Prophete war,
Darum er denn auch offenbar
Logiren konnt' ohn' viel Gefahr
In ſolchem Waſſerſchanke.
Jedweder gehe ſeine Bahn:
Ich tanz' im „Bär“, ich ſing' im „Schwan“
Im „Karpfen“ ſtoß' ich luſtig an.
Im Wallfiſch —? — — — Nein, ich danke!

Blauer Montag.

'S iſt doch närriſch, wenn wir eben nur vom Wein einmal genippt,
Daß der Hut ſo wunderbarlich gleich nach einer Seite kippt!
Doch das macht uns erſt Courage; denn die Mädel, ſeht doch an,
Lachen, wo ſie uns nur ſchauen, haben ihre Luſt daran.

Ach, du allerſchönſtes Mädel mit den blauen Augen dort,
Blauer Montag iſt ja heute, warum läufſt du uns denn fort?
Blauer Montag, blauer Himmel, blaue Augen — liebſter Schatz!
Was nur blau und luſtig, hat ja heut in unſerm Herzen Platz.

Zwar wir wackeln allzusammen, unser Liedel so wie wir,
Doch da können schlechte Schuster und Poeten nur dafür.
Denn wir geben ganz gerade, nur die Stiefel geben krumm,
Und wir singen wie die Lerchen, doch was ist das Liedel dumm!

Liedeldumm, Liedeldumm, Liedeldumm — — —!

Heute.

Allemal kann man nit luſtig ſein,
Allemal hat man kein Geld,
Allemal liebt mich mein Schatzel nit,
Allemal hat ſie kein Zeit.
Volkslied.

Heut iſt der Mond und die Taſchen voll,
Heut nehm' ich keinem was krumm,
Heute da gebt's wie es geben ſoll,
Gelt?
Dreht ſich mir alles herum, — juchhe!
Rund iſt die Welt.

Allemal kann man nicht luſtig ſein,
Allemal hat man kein Geld,
Heute muß alle Welt durſtig ſein,
Gelt?
Heut wird vom beſten beſtellt — juchhe!
Rund iſt die Welt.

Allemal liebt mich mein Schatzel nicht,
Allemal hat ſie kein' Zeit;
Schau ihr mal heut in das Angeſicht,
Gelt?
Schau mal, wie ſchmunzelt ſie heut, — juchhe!
Rund iſt die Welt!

Allemal iſt nicht der Himmel rein
Vielemal iſt er auch grau;
Schau mir doch heute den Sonnenſchein,
Gelt?
Schau mal, der Himmel wie blau! — juchhe!
Rund iſt die Welt.

Wein und ein Mädel und Sonnenſchein!
Da bleibt' ein Anderer ſtumm.
Heut ſpring ich immer auf einem Bein.
Gelt?
Dreh' wie ein Kreiſel mich 'rum — juchhe!
Rund iſt die Welt!

Künſtlers Erdenwallen.

Der Künſtler.

Mel. Vous me quittez, pour aller à la gloire.

O, ſchöne Welt, du überreiches Leben,
Wie fühl' ich dich in meiner tiefſten Bruſt!
Gleich einem Gott will ich dich frei umſchweben,
Mir meiner innern Schöpfungskraft bewußt.

Oder.

Die Philiſter.

Mel. Es ſaßen drei Geſellen.

Nun das muß ich geſtehen!
Wie kann der Menſch ſich blähen!
Was nützet er dem Staat mit ſeinen Kinderei'n?
Sie amüſiren wohl, doch bringen ſie nichts ein.

Der Künſtler.

Mein iſt die Welt, ich kann es laut verkünden,
Mein iſt die Welt mit ihrer Herrlichkeit!
Wo iſt ein König, reich wie ich, zu finden?
Wer, dem ſie ſolche Wunderſchätze beut?

Ober.

Die Gläubiger.

So laſſen Sie ſich nicht lumpen,
Wir wollen nicht mehr pumpen!
Zwölf Thaler ſechszehn Groſchen und ſieben Pfennig baar.
Die ſind doch nur ein Spaß für ſolchen Millionar.

Der Künſtler.

Doch was mir ſo in Fülle ward geſpendet,
Ich geb' es freudig in die Welt hinein.
Mit Liebe hab' ich jedes Werk vollendet,
Mit Liebe wird es aufgenommen ſein.

Ober.

Die Rezenſenten.

O weh! o weh! mein Lieber,
Sie malen ja immer trüber!
Und mit den Naſen haben ſie ein eigenes Malheur:
Die Flügel ſind zu leicht, der Rücken dran zu ſchwer.

Der Künſtler.

Ein neues Bild erſteht vor meinen Blicken,
Wie ich es nie bisher ſo herrlich ſah.
O möge Nichts es meinem Geiſt entrücken,
Friſch denn an's Werk! die rechte Zeit iſt da!

Ober.

Frau und Kinder.

So komm doch nur zum Eſſen!
Wer wird denn das vergeſſen!
Und denke nur einmal, das iſt doch zum Verzagen!
Die Liese hat den neuen Teller zerſchlagen.

Der Künſtler.

O ſchnöde Welt! o armes, armes Leben!
So haſt du nichts als nur den goldnen Schein.
Wo ſoll der Geiſt in dir ſich friſch erheben?
Wo kann ich frei von ird'ſchen Ketten ſein?

Ober.

Die Zechbrüder.

Bei uns im duſtern Keller!
Beim goldnen Muskateller!
Da iſt des Künſtlers Himmel, da ſingen Engelein,
Da hört man nicht Philiſter, nicht Weib und Kinder ſchrei'n.

Bau-Regel.

Einer.

So jemand baut ein neues Haus
Und baut zuerſt den Söller,
Da kommt niemals ein Sinn heraus,
Zuerſt bau' er den Keller!

Chor.

Stoßt an! Zuerſt den Keller!

Einer.

Und wer zuerſt ein Mädel freit
Und denkt zu trinken künftig,
Der hat es oft gar ſchwer bereut,
Der war im Bau nicht zünftig:

Chor.

Stoßt an, denn wir ſind zünftig!

Einer.

Doch habt Ihr erſt im Keller Wein,
Da macht Euch keine Sorgen:
Die Liebe kommt von ſelbſt herein,
Wenn heute nicht, doch morgen.

Chor.

Stoßt an! Fort mit den Sorgen!

Einer.

Der Keller erſt, das Dach hernach!
Das iſt ein gut Gezimmer.
Im Keller Wein, und Lieb' im Dach,
Und Lieb' und Wein für immer!

Chor.

Und Lieb' und Wein für immer!

Die luſtige Schwadron.

Reiterlied.

Ihr Mädel, raſch an's Fenſter heran,
Die luſtige Schwadron rückt an.
Hurrah!
Im Herzen die Ehre,
Ein Schätzel darneben,
So läßt ſich's im Kriege
Und Frieden ſchon leben:
Dazu eins geſungen
Beim Schall der Muſik,
So werft ihr den Feind
Und den Teufel zurück!

Ihr Mädel, raſch an's Fenſter heran
Die luſtige Schwadron rückt an!
Hurrah!

Wann Morgens der Reiter
Den Rappen ſich zäumet,
Und raſſelnd und wiehernd
Der Rappe ſich bäumet,
Manch feurige Augen
Verliebt nach ihm ſehn,
Doch ſtolz thut der Reiter
Den Schnurrbart ſich drehn.

Ihr Mädel, raſch an's Fenſter heran,
Die luſtige Schwadron rückt an!
Hurrah!
Und kehret der Reiter
Vom Manöveriren,
Kein Vater, kein Vater
Kann's Mädel regieren;
Doch wer ſeinen Rappen
Zu bändigen wagt,
Der ſprödeſten Dirn' auch
Die Nicken verjagt!

Ihr Mädel, raſch an's Fenſter heran,
Die luſtige Schwadron rückt an!
Hurrah!

Und geht es zum Kampfe:
Wie Donner und Wetter
So fliegen wir Reiter
In's Kugelgeſchmetter.
Kartaunen und Bomben
Und Kugeln von Stein
Die ſchlagen darneben,
Doch wir ſchlagen drein!

Ihr Mädel, raſch an's Fenſter heran.
Die luſtige Schwadron rückt an!
Hurrah!
Kartaunen und Bomben
Gehn oft in die Quere,
Der Reiter haut ſicher
Durch Flinten und Speere,
Der Reiter trifft ſicher
Manch feuriges Herz
Dem Feind im Gefechte,
Dem Mädel im Scherz!

Ihr Mädel, raſch an's Fenſter heran,
Die luſtige Schwadron rückt an!
Hurrah!

Und wißt ihr, wer uns
Die Parole gegeben?
Der wackerſte Reiter
Der jemals am Leben:
Held Blücher, der rief ſie
Im luſtigſten Ton:
D'rum „Vorwärts“ du wack're,
Du luſt'ge Schwadron!
Trarrah! Hurrah! Trarrah!
Vorwärts!

Landsknecht-Lied.

Einer.

Dem Landsknecht ſteht das Kämpfen gut,
Dieweil er hat des Bären Muth,
Hat offnes Herz, geſchloßne Fauſt,
Vor „deutſchem Hieb" den Feinden grauſt,
Fragt nur bei ihnen an!

Chor.

Si ja! die können's ſagen!
Liegen ja all' erſchlagen.
Beim Schlagen und beim Trinken,
Wer ſinket, der mag ſinken!
Landsknecht, trink aus!
Landsknecht halt aus!

Einer.

Auch trinkt der Landsknecht gar nicht ſchlecht,
Jedwedes Faß iſt ihm gerecht,
Dem Wallfiſchbauche gleicht ſein Schlund,
Da ſink't der Wein ſobald nicht Grund:
Fragt nur beim Landsknecht an.

Chor.

Ei was, wir müſſen zechen.
Da bleibt nicht Zeit zum Sprechen! —
Beim Schlagen und beim Trinken
Wer ſinket, der mag ſinken!
Landsknecht, trink aus!
Landsknecht, halt aus!

Solider Liebesrauſch.

1.

Ja! die Liebe! Alles, Alles
Kehrt ſie doch im Menſchen um!
Wer ein Narr, den macht geſcheit ſie,
Und Geſcheite macht ſie dumm.
Wer proſaiſch wird poetiſch,
Und der Grobe fein beim Theetiſch. —
Schwindlich wird mir, denk ich dran,
Was die Liebe machen kann!

Chor.

Fürchterlich! man ſiehts ihm an,
Was die Liebe machen kann!

2.

Aber keinem hat die Liebe
So wie mir es angethan;
Denn ich war, ſo lang' ich denke,
Ein ſolider junger Mann.
Doch ſeitdem ich nun ein Bräut'gam
All mein Sein mit ſich in Streit kam —
'S iſt doch ganz abſonderlich,
Wie ein Menſch verändert ſich!

Chor.

'S iſt doch ganz abſonderlich,
Wie der Menſch verändert ſich

3.

Ganz verzweifelt tolle Streiche
Treibt doch, wer wie ich verliebt!
An die Decke möcht' ich ſpringen —
Wenn es nur nicht Beulen giebt.
O, ich trink' das ganze Weltmeer
Wenn es meiner Braut gefällt, leer!
Eines nur, das laß ich ſein:
Ich vertrage keinen Wein.

Chor.

Um ſo beſſer! Schenk uns ein!
Wir vertragen Lieb und Wein!

Zu jeder Tageszeit.

1.

Schmetterling, was freu' ich mich:
Wir zwei beide, du und ich,
Morgens immer gleich zur Schenke!
Wird dir flau,
Trinkst du Thau,
Ei, das ist ein schön Getränke!
Doch den Thau, ich muß dir sagen,
Kann mein Magen nicht vertragen.
Nein!
Der verträgt nur Wein. — —

2.

Trabe, Rößlein, immerzu!
Wir zwei beide, ich und du,
Mittags nur zuerst zur Schenke!
Wird dir schwül
Trink dich kühl:
Wasser ist ein schön Getränke!
Doch ich bin ein Mensch und Wasser
Macht uns Menschen immer blasser.
Nein!
Sieh, ich trinke Wein! — —

3.

Liebſter Schatz, nun laß mich gehn:
Abend iſt's. Auf Wiederſehn!
Weißt ja, wie ich dein gedenke. —
Wird dir weh,
Trinke Thee.
Thee das iſt ein ſchön Getränke.
Doch ich weiß nicht, die Chineſen
Sind mir ſtets fatal geweſen.
Nein!
Laßt mich fort zum Wein! — —

4.

Mond! Sieh da, wie freu ich mich:
Alter Junge, du und ich,
Immer neblig aus der Schenke! —
Aber was?
Du biſt blaß,
Was tranſt du für ein Getränke?
Regen? — Und den Wein vergißt er?
Waſſer? O du Erzphiliſter!
Nein!
Trinke Wein, trink Wein!

Pereat alles Halbe!

Was ſoll mir eine Halbe Wein?
Pereat alles Halbe!
Noch zog kein Sommer in's Land hinein
Beim Flattern einer Schwalbe.
Zwei Schwalben geben beſſern Ton,
Zwei Halben machen ein Ganzes ſchon,
He! Wirthſchaft! Num're Zwei heran!
Glaubt ihr, ich ſei ein Muſelmann,
Der nüchtern nach dem Alkoran,
Den Halbmond nur verehren kann?
Pereat alles Halbe!

Was ſoll ich mit der halben Mond?
Pereat alles Halbe!
Wenn der am lieben Himmel thront,
Scheint alles blaß und falbe.
Solch katzenjämmerlicher Schein
Kann keines Zechers Banner ſein.

Mein Wappen iſt, und nicht zum Spaß,
Ein ganzer Mond, ein volles Faß,
Drauf ſteht als Wahlſpruch: — wißt ihr, was?
„Ein ganzer Kerl, ein volles Maas!“
Pereat alles Halbe!

Doch Wein allein es auch nicht thut,
Pereat alles Halbe!
Das Singen macht zwar luſt'gen Muth,
Doch kann es jede Schwalbe.
Nichts Einzeln nur, nichts Halbes! — nein!
Wein und Geſang, Geſang und Wein,
Ein Ganzes ſollen beide ſein,
Ein Ganzes laßt uns alle ſein,
Drum ſchenket volle Becher ein
Und ſingt aus ganzem Herzen drein:
Pereat alles Halbe!

Ruhig Philiſter!

Und ſchlagen zuweilen wir über die Schnur,
Wer will uns ſolches verwehren?
Das iſt nun ſo einmal unſre Natur;
Zum Teufel mit all' euren Lehren!
Ruhig Philiſter!

Wir geizen mit Leben und Lieben nicht,
Geht beides doch nimmer verloren.
Und behagt unſer Jubeln und Singen euch nicht,
Zieht die Mützen doch über die Ohren:
Ruhig Philiſter!

Was uns zum Spaß, wird euch zum Haß;
Ihr ſchleichet und wir mögen ſpringen;
Ihr nippet am Glas, wir trinken vom Faß:
Ihr brummt und wir müſſen ſingen:
Ruhig Philiſter!

Des Himmels Freuden, ihr kennt ſie nicht.
Ihr ſchaut nur im Waſſer die Sonne,
Uns labet am Himmel ihr goldnes Licht,
Wir ſchlürfen ihr Feu'r aus der Tonne.
Ruhig Philiſter!

Ja „Feuer" das iſt das rechte Wort
Im Leben und Lieben und Singen.
Ein feurig Handeln! ein feuriges Wort!
Stoßt an, daß die Gläſer zerſpringen.
Ruhig Philiſter!

Kellerſtudien.

(Beim Faſſe zu ſprechen.)

„Tiefſtes Dunkel führt zum Klaren!“
Alſo ſprach einſt Salomoniſch
Mein Magiſter ſehr lakoniſch.
Ich, ein Knabe noch an Jahren,
Keck bezweifelnd ſolch Gemunkel,
Stieg, das Wunder zu erfahren,
Schnell zu unſres Kellers Dunkel,
Wo ſich Fäſſern Fäſſer ſchaaren.

Schauria düſter war's zur Stunde,
Mäuschenſtill im weiten Kreiſe;
Nur ein Tropfen leiſe, leiſe
Fiel aus eines Faſſes Spunde.
Und mit bangem Herzenklopfen
Forſcht' ich nach des Lautes Grunde;
Schau, da ſenkt ſich Tropf' an Tropfen
Kühl herab zum off'nen Munde,

Und ich kann euch gar nicht ſagen,
Wie das Ding mir ſo gemüthlich:
Und ich that mir daran gütlich,
Recht mit kindiſchem Behagen.
Endlich, ohne was zu ahnen,
Nahm ich gar den Spund beim Kragen,
Dreht' und drehte an dem Krahnen:
Und — ſchon fing mir's an zu tagen.

Hei wie ſchlürft' ich nun in Zügen:
Denn die Tropfen wurden Fluthen
Und die Fluthen wurden Gluthen. —
Freunde, denkt euch mein Vergnügen! —
Ja, mein Licht war aufgegangen,
Sonnen ſah ich um mich fliegen,
Mährchenhafte Weiſen klangen,
Und erleuchtet blieb ich liegen.

Plötzlich tönt ein Ruf: „wo iſt er?“
Katzen die im Keller hauſen.
Jammern um mich her, o Grauſen!
Und vor mir ſteht der Magiſter.
Doch ich, ohn' ihn zu gewahren,
Sprach mit ſeligem Geflüſter:
„Tiefſtes Dunkel führt zum Klaren!“
Und — verſöhnt war der Philiſter.

Was ich damals hab' erfahren,
Lief in meine Seele ſchrieb ich's,
Und mit ganzer Seele trieb mich's,
Daß auch ihr es mögt gewahren.
Seht dies Faß, das ſchwarze, dunkle,
Darum wollen wir uns ſchaaren.
Weg den Zapfen, daß es funkle!
„Tiefſtes Dunkel führt zum Klaren.“

Examen rigorosum.

Die jungen Zecher.

O Wein! o Wein! o Wein!
Du lichter Zauberschein!

Ein alter Zecher.

Das wollen Zecher sein?
Nun frag' ich euch, ihr Laffen,
Was soll das bloße Gaffen?
Was seht ihr sagt denn, an, ihr Leut',
Damit man euch draus prophezeit,
Ob ihr des Weins auch würdig seid.

Ein junger Zecher.

Ich seh' in diesem Wein
Ein duftig Blümelein.

Ein alter Zecher.

Dann laß das Zechen sein!
Verliebt bis an die Ohren,
Zum Schäfer nur geboren,

Setz' Blumen künftig in dein Glas
Und mach' sie fein mit Wasser naß,
Und bringe der Herzliebsten das!

Ein junger Zecher.

Ich seh' in diesem Wein
Nur Gold und Edelstein!

Ein alter Zecher.

Dann laß das Zechen sein!
Du denkst nur an Dukaten,
Drum wollen wir dir rathen:
Bleib' fein zu Haus, du geiz'ger Thor.
Und schütt' dein Glas voll Louisd'or,
Und leg' ein Vorhängschloß davor!

Ein junger Zecher.

Ich seh' in diesem Wein
Nur Stern' und Sonnenschein!

Ein alter Zecher.

Dann laß das Zechen sein!
Astronomie zu treiben,
Mußt immer nüchtern bleiben.
Schlag' deinem Glas den Boden aus
Und mach' ein Teleskop daraus,
Und guck' damit zum Dach hinaus.

Ein junger Zecher.

Ich ſeh' in dieſem Wein
Nur lauter, lauter Wein!

Alle.

Das muß ein Zecher ſein!
Zum Trinken, nicht zum Gaffen
Ward ja der Wein erſchaffen.
Was Blum' und Gold und Stern' und Sonn'!
Im Weine liegt viel größre Wonn',
Drum gaffet nicht und trinkt davon!

Disputatio inauguralis.

Der Unbefangene.

Freunde, ſchaut einmal empor;
Kommt es euch nicht auch ſo vor,
Als ob klingend immerfort
Sich's beweg' am Himmel dort?
Seh' ich auch ganz klar nicht mehr,
Darauf trink' mein Glas ich leer,
Daß es klingt wie Geigen.

Chor.

Eya! eya! wie ſo ſchön,
Wunderlieblich anzuſehn,
Himmel hängt voll Geigen!

Der Proſaiſche.

Geigen? Ei, warum nicht gar!
Sterne ſind's, die offenbar
Ganz gemüthlich her und hin
Eben durch den Himmel ziehn.

Aber Geigen nimmermehr;
Darauf trink' mein Glas ich leer
Bis zur letzten Neigen.

Chor.

Eya! eya! wie ſo ſchön,
Wunderlieblich anzuſehn,
Himmel hängt voll Geigen!

Der Poetiſche.

Geigen? — O, wie klebt ihr doch
Am Gemeinen immer noch! —
Engel, licht und wunderbar,
Fliegen durch die Sterne klar,
Singen dort und jubeln ſehr;
Drauf trink' den Pokal ich leer,
Und das ſoll's bezeugen!

Chor.

Eya! eya! wie ſo ſchön,
Wunderlieblich anzuſehn,
Himmel hängt voll Geigen!

Der Muſikaliſche.

Geigen? — Seid ihr denn bekehrt?
Immer noch den alten Text!
Nein! ein einz'ger Contrabaß,

Groß, wie's Heidelberger Faß.
Iſt der Himmel rings umher:
Wenn ich nicht am Trinken wär',
Möcht' ich ſelbſt drauf geigen!

Chor.
Eya! eya! wie ſo ſchön,
Wunderlieblich anzuſehn,
Himmel hängt voll Geigen!

Der Komet im Weinkeller.

„Tag! wie biſt du doch ſo ſchüchtern
Gegen ſolche nächt'ge Stunde!
Erde draußen! wie ſo nüchtern
Gegen dieſe Kellerrunde!
Draußen jene eine Sonne
Dörrt die Kehlen uns zuſammen,
Aber hier aus dieſer Tonne
Strömen tauſend naſſe Flammen.“

„Und ein jedes Glas wird Sonne!
Sonnen werden Aller Augen!
Freunde! Freunde! welche Wonne,
Solche Strahlen einzuſaugen!
Und ihr alle wie Planeten
Dreht euch ſchön in Sonnenkreiſen,
Während ich gleich dem Kometen
Meine eigne Bahn muß reiſen.“

„Platz gemacht, ihr Weltenbrüder!
Sphärenmelodieen, klinget!
Denn in's dunkle Nichts hernieder
Der Komet sich jetzo schwinget,
Und ich sag' euch: widerstreben
Darf kein Weltball meinen Flammen,
Denn sonst bricht mit grausem Beben
Auch das Weltall rings zusammen."

„Ja, schon schweb' ich, ja, schon heb' ich
Mich empor durch alle Himmel!
Schon umbraust mich, schon umsaust mich
Rings der Welten laut Getümmel.
Ha, wie dort der letzte Weltball
Mir versinkt in Abendröthe!" — —

* * *

Laut auf jubelte das Weltall,
Unterm Lieb lag der Komete.

Taſchen- und Flaſchenlied.

Volle Taſchen, volle Flaſchen!
Doppelklang ſo hell und rein!
Lichtes Silber, goldner Wein!

Volle Taſchen, leere Flaſchen?
Mädel! bring' uns neue her!
Trinken die wohl auch noch leer.

Leere Taſchen, volle Flaſchen?
Ei, Herr Wirth, das muß ſchon gehn,
Werden bald uns wieder ſehn.

Leere Taſchen, leere Flaſchen!
Ja, potz Himmel Sapperment,
Da iſt Sang und Klang zu End'!

Mucker und Schlucker.

Ein Trinker darf kein Mucker ſein
Kein Kriecher und kein Ducker ſein.
Der Wein erſchließt die volle Bruſt,
Im Wein iſt lauter Lieb' und Luſt,
Im Wein der Wahrheit Wonne!
Zum Kuckuk mit der Muckerei,
Der Kriecherei und Duckerei;
Am Himmel ſteht die Sonne.

Und wer in Wein thut Zucker ein,
Das muß ein armer Schlucker ſein.
Ja, Schlucker ſind wir, aber reich,
Wir ſchlucken Wein, mit ihm zugleich
Das reine Gold der Sonne.
Zum Kuckuk mit der Muckerei,
Der Duckerei und Zuckerei!
Wir wollen reine Sonne.

Und wollt ihr weiſe Schlucker ſein:
Müßt ihr auch Sternenfucker ſein:
Strahlt doch in jedem Tropfen Wein
Die ganze Luſt der Welt hinein
Und Stern und Mond und Sonne!
Zum Kuckuk mit der Muckerei,
Der Duckerei und Zuckerei!
Hoch alle weiſe Schluckerei!
Hoch unſre Sternenfuckerei!
Am Himmel ſteht die Sonne!

Von dem Erznarren Diogenes.

Ein lustig Fastnacht-Lied.

(Den Rheinischen Carnevalsbrüdern gesungen)

1817.

1.

Einer — War einst ein Narr Diogenes,
Von dem könnt Ihr was lernen:
Zog durch die Stadt am hellen Tag
Mit brennender Laternen. —

Chorus — — Ich glaub', ich glaub', ich glaub', das war
Ein rechter ausgepichter Narr,
Von dem läßt sich was lernen!

2.

Einer — Da kam nun der Philister Schaar,
Sperrt Mäuler auf und Nasen,
Und rief „Halle! Ein Narr! Ein Narr!
„Laßt uns sein Licht ausblasen!“ —

Chorus — — Ich glaub', ich glaub', ich glaube gar:
Philister sind auch heut nicht rar,
Laßt sie nur immer blasen!

3.

Einer. — Da ſprach der weiſe Diogen:
„Ich ſuche Menſchen, Punktum!“
Glaubt Ihr, ſie hätten das kapirt?
Was iſt doch ſolch Hallunk dumm! —

Chorus. — — Ich glaub', ich glaub', ich glaube ſehr:
Käm' er in unſern Kreis daher,
Er fände Menſchen, Punktum!

4.

Einer. — Dieweil nun unſer Narrenſtaat
Noch damals nicht am Leben,
Sucht ſich der wackre Mann ein Faß
Um fürder drin zu leben.

Chorus. — — Ich glaub', ich glaub', ich glaube ſehr,
Vorher trank er die Tonne leer:
Dem Wein ſein Recht zu geben.

5.

Einer. — Da kam einmal der König hin
Und fand ihn in der Tonne
Und ſprach: „Bitt' eine Gnade dir,“
Drauf Er: „Geh aus der Sonne!“ —

Chorus. — — Zieht ab die Kapp' vor ſolchem Geiſt,
Der über alles Andre preiſt
Die Sonne und die Tonne.

6.

Einer. — Nehmt draus die Lehr': „Ein rechter Narr
Allzeit sein Licht anzündet;“
Drum steckt auch Ihr Laternen an,
Auf daß Ihr Menschen findet! —

Chorus. — — Ich glaub', ein Faß voll gutem Wein
Wird als Latern' das beste sein:
Das übrige sich findet!

Aus dem Römiſchen Künſtlerleben.

I.

Ponte molle!

1.

Hoch über der Tiber Wogen
Schwingt eine Brücke ſich hin,
Wer dort herüber gezogen,
Wohl preiſet man glücklich ihn.
Da ſteigt vor den trunkenen Blicken
Zum Himmel Sanct Peters Dom:
Wie heißet die Brücke der Brücken,
Die dich führt zu dem ewigen Rom?

Chor.

Ponte molle, Ponte molle
Heißt der ſchöne Zauberbogen!
Allen, die herüberzogen,
Schwingt das Glas, das ſchäumend volle!

2.

Dort aus der Campagna Grüften
Und die blauen Berge entlang,
Aus ſchimmernden Wellen und Lüften
Umfängt dich's wie Zaubergeſang.
Was einſt du in Träumen vernommen,
Jetzt iſt es zum Leben erwacht;
Da fühlt das Herz ſich beklommen
In der weiten unendlichen Pracht.

Chor.

Ponte molle, Ponte molle
Heißt der ſchöne Zauberbogen!
Allen, die herüberzogen,
Schwingt das Glas, das ſchäumend volle!

3.

Horch! Plötzlich jubelnde Lieder!
Horch! Deutſcher Rundgeſang!
Die Freunde ſind es, die Brüder,
Sie nahn zu frohem Empfang.
Und die engenden Zauber ſchwinden,
Das Herz wird weit und frei,
Nun kann es ja ſagen und künden,
Wie ſo voller Freuden es ſei!

Chor.

Ponte molle, Ponte molle!
Grüßt mit Jubeln und mit Singen
Sie, die heut herübergingen!
Schwingt das Glas, das schäumend volle!

2.

Ordenslied
der Vajocco-Ritterſchaft.

Wer über Ponte molle ging,
Den muß man reſpectiren;
Darum ein alt Geſetz verhing:
Mit Orden ihn zu zieren.
Doch mit dem Gehn iſt's nicht gethan,
Das kann ein jeder Sciocco;
Auf einem Faſſe komm' heran
Der Ritter vom Vajocco!

Drei Stück' ihm werden nöthig ſein,
Den Ritt wohl zu vollbringen.
Für's Erſt': ein guter Römerwein
Soll aus dem Faſſe ſpringen.

Für's Zweit': er habe luſt'gen Muth,
Und wehte ſelbſt Scirocco!
Nur luſt'gen Brüdern ſtehet gut
Der Orden vom Bajocco.

Für's Dritt': er wird examinirt
Ob er der Kunſt gewachſen.
Doch wer Courage im Herzen ſpürt,
Dem ſind das eitel Faxen.
Da fließt vom Mund die Rede hin
Als wär's der Orinocco,
Und augenblicklich zieret ihn
Der Orden vom Bajocco.

Nun zollt ihm Jeder Ruhm und Preis,
So Künſtler, wie Paini,
Schon ſproßt für ihn das Lorbeerreis
In Vigna Barberini*).
Die ganze Welt ihn honorirt
Von Lappland bis Marocco,
Dieweil zu Rom er ward creirt
Zum Ritter vom Bajocco.

*) Die Lorbeerzweige, woraus man den von Rom ſcheidenden jener Rittern Kränze windet, werden gewöhnlich in der Vigna Barb gepflückt.

Die andern Orden hangen all'
Zu ſehr am alten Herrn noch;
Der unſre iſt kein eitler Schall,
Prangt nicht umſonſt im Knopfloch.
Denn wer da jemals trank und ſang
Mit Rittern vom Bajocco,
Ruft wohl mit uns ſein Leben lang:
Eh viva il Bajocco!

3.

Neu entdeckte und sehr merkwurdige

Historia,

aus was Ursachen **Constantinus** der Römische K

den

Ponte Molle

hat erbauen lassen und was dabei weiter arriviret,

nach der vortrefflichen Weis' des

Prinzen Eugenii

in Teutsche Reime gesetzet.

Constantinus der Röm'sche Kaiser
Wollte bau'n Pallät' und Häuser,
Rom ausschmücken ganz und gar;
Ließ drum schlagen einen Brucken,
Daß da sellt herüberrucken
Eine Teutsche Künstlerschaar.

Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunnt im Reisewagen

Frei paſſir'n den Liberfluß:
Nannt er ihn den Ponte Molle,
Ordinirt ſtatt Brückenzolle
Ein Faß Wein zum Willkomm-Gruß.

Am acht und zwanzigſten November ſo eben
Kam ein Courier bei Sturm und Regen,
Zeigt's in Kaffee Greco an:
Daß die Künſtler arriviren,
So viel, als man kunnt verſpüren,
An die dreimalhunderttauſend Mann.

Als Kaiſer Conſtantinus dies vernommen,
Ließ er gleich zuſammenkommen
Sein Senat und Hofmarſchall;
Er thät ſie recht inſtruiren,
Wie man ſollt' introduciren
Seine Gäſt' mit großem Schall.

Bei der Parol' thät er befehlen:
Daß man ſollt die ſieben zählen
Nach der Uhr di Francia;
Alles ſollt' im Fiano ſitzen,
Mit dem Wein zu ſcharmuzitzen,
Was von Künſtlern wäre da.

Alles ſaß auch gleich im Piano,
Jeder trank erſt ganz piano,
Bis die Gäſte traten ein:
Maler, Bildner, Kupferſtecher,
Architekten, wackre Zecher;
'S gab fürwahr einen guten Wein.

Ihr Geſellen auf der Seiten!
Spielet auf mit Gläſer-Läuten
Mit den Gläſern groß und klein:
Daß die Türken und die Heiden,
Die den Wein nicht können leiden,
Mögen laufen alle davon!

Conſtantinus der Röm'ſche Kaiſer
Drauf nebſt ſeinem Vice-Kaiſer
Den Sermon ſehr ernſt begann.
Der Tribun lief auf und nieder:
„Halt't euch brav ihr Teutſchen Brüder!
„Greift eu'r Werk recht herzhaft an!"

Kaiſer Conſtantinus der mußt' aufgeben
Seinen Geiſt und großes Leben;
Ponte Molle doch beſtand,
Und noch jetzt in frohen Liedern
Bringen wir darauf den Brüdern
Deutſchen Gruß am Tiberſtrand.

Trinkſpruch.

Leid, das iſt ein Strich, den oft uns durch die Rechnung
macht die Zeit;
Freude der, den durch die Rechnung heute wir gemacht der
Zeit.
Iſt ein Blatt der Zeit durchſtrichen, wächſt das Buch der
Ewigkeit,
Und ich ſag euch: wahre Freude iſt ein Blatt der Ewigkeit!
Stoßet an! Das Leid verſinke und die Freude ſoll beſtehn:
Alle ew'gen Blüthen blühen, mögen zeitliche verwehn!

Künſtlergruß an die Frauen.

Auf, zu feſtlichem Beginnen
Töne Sang und Becherklang!
Euch, ihr holden Meiſterinnen
Euch, ihr Frauen, gilt der Dank.
Was in Werken wir erſtreben
Unſre ganze Lebenszeit:
Anmuthsfülle ward gegeben
Euch als köſtlich Ehrenkleid.

Und wie mühevoll wir ringen:
All' die Freuden, all' die Luſt,
Die das eigne Herz durchdringen,
Auszuſtreu'n in Andrer Bruſt:
Nur ein Wort von eurem Munde,
Nur ein flücht'ger Blick von euch:
Und ein Gott, mit euch im Bunde,
Macht die Herzen überreich.

Drum als beide Meiſterinnen
Seid geprieſen allezeit;
Was wir immer auch beginnen,
Nur der Schönheit ſei's geweih't.
Und du Sternenjungfrau droben,
Leuchte freundlich durch die Nacht!
Sieh uns hier, das Glas erheben,
Huldigen der Schönheit Macht.

Skolie.

Reich' den Pokal mir ſchäumenden Weines voll,
Reich' mir die Lippen zum Kuſſe, die blühenden,
Rühre die Saiten die Seelen-berauſchenden! —

Feuer des Muthes brennt im Pokale mir,
Gluthen der Liebe glühn auf der Lippe dir,
Flammen des Lebens rauſchen die Saiten mir. —

Wege des Kampfes, reiß in die Brandung mich!
Wogen der Liebe, hebt zu den Wolken mich!
Schäumendes Leben, jubelnd begrüß ich dich!

Dem Vaterland.

1817.

Dem Vaterland!
Das iſt ein hehres helles Wort,
Das hallt durch unſre Herzen fort
Wie Waldesrauſchen, Glockenklang,
Trommetenſchmettern, Lerchenſang,
Das fällt ein Blitz in unſre Bruſt,
Zu heilger Flamme wird die Luſt!
Dem Vaterland!

Dem Vaterland!
Das Wort giebt Flügel dir, o Herz.
Flieg auf, flieg auf, ſchau niederwärts
Die Wälder, Ströme, Thal' und Höh'n;
O deutſches Land, wie biſt du ſchön!
Und überall klingt Liederſchall
Und überall ein Widerhall:
Dem Vaterland!

Dem Vaterland!
Das seinen Töchtern hat beschеert
Der keuschen Liebe stillen Herd,
Das seinen Söhnen gab als Hort
Die freie That, das treue Wort,
Das seiner Ehren blanken Schild
Zu wahren allzeit sei gewillt,
Dem Vaterland!

Dem Vaterland!
O hohes Wort, o helles Wort,
Du tön' für alle Zeiten fort
Wie Waldesrauschen, Glockenklang
Trommetenschmettern, Lerchensang!
Zu heilger Flamme weih' die Luft
So lange schlägt die deutsche Brust
Dem Vaterland!

Heil dir, heil dir du deutsches Land!

Deutſcher Geſang.

Du deutſches Herz, der Glocke gleich,
Du lautres Erz an Klängen reich,
Du müßteſt ja zerſpringen:
Wenn nicht, was dich zum Himmel drängt,
Was dich beſeligt, dich beengt,
Du könnteſt durch die Lüfte ſchwingen!
Drum mußt du ſingen, mußt du ſingen!

Wie prächtig rauſcht der deutſche Wald,
Wenn aller Gipfel Chor erſchallt
Und drein die Vögel ſingen.
Wohlauf, du deutſcher Sänger-Chor,
Und thu es deinem Wald zuvor,
Dein Brauſen ſoll ſich aufwärts ſchwingen!
Laß nicht vom Singen, nicht vom Singen!

Und von dem Niemen bis zum Rhein
Da ſtimmen treue Herzen ein,
Das giebt ein mächtig Klingen!
Ob Oſt, ob Weſt, ob Süd, ob Nord:
Ein einz'ger Klang wird fort und fort
Durch's weite Vaterland ſich ſchwingen,
Wenn wir aus deutſchem Herzen ſingen.
Das iſt ein einig, einig Singen!

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Robert Reinick's

Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch.

Gesammelte Dichtungen Reinick's für die Jugend,

zum erstenmal gesammelt und herausgegeben.

Mit zahlreichen Bildern.

Zweite, vermehrte Auflage.

Bielefeld und Leipzig,
Verlag von Velhagen & Klasing.
1874.

Inhaltsübersicht.

Robert Reinicks Lebensbild . . . . . Seite 1—8

Erzählungen.

	Seite		Seite
Spitzenchristel	12— 30	Das Geburtstagsgeschenk . .	175—181
Die Wolke	35— 37	Hans Lustig	197—201
Die Nußdiebe	86— 98	Der schmelzende Koch . . .	201—206
Des Esels Schatten	140—143	Zwei Gespräche	212—213
Vom boshaften Hannes . .	156—158		

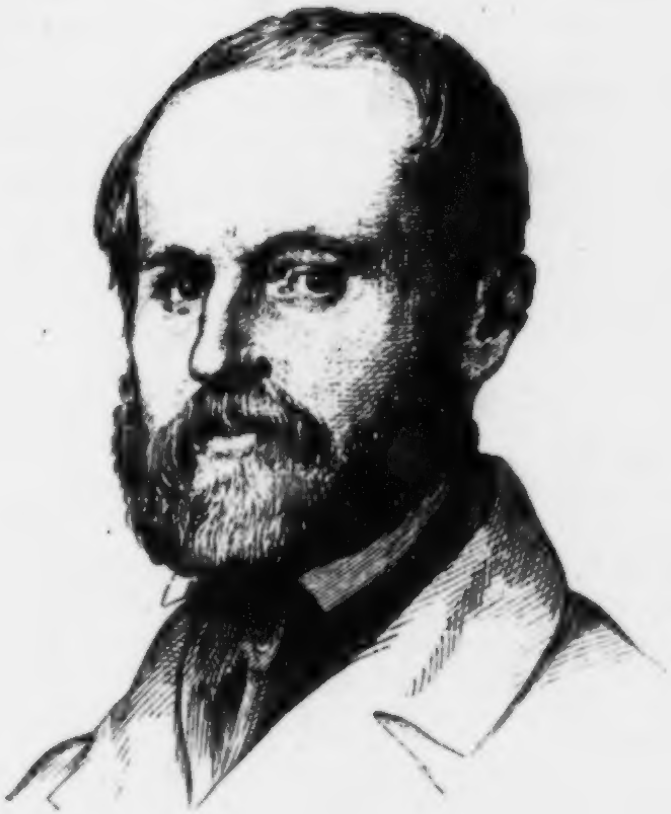
Märchen.

	Seite		Seite
Der Hahn und die Wachtelhündchen	38—41	Die Hausgenossen	161—166
Der Faule und der Fleißige	47—51	Der Rosenstrauch	167—172
Die Waldmühle	63—79	Die drei Schwestern . . .	188—195
Rübezahls Mittagstisch .	105—122	Prinz Goldfisch und das Fischermädchen	220—231
Die Schilfinsel	128—137	Die Wurzelprinzessin . . .	239—258
Eine Hühnerwirthschaft . .	148—153		

Lieder und Reime.

	Seite		Seite
Deutscher Rath	11	Kätzchen	62
Vom schlafenden Apfel . . .	31—32	Bestrafter Hochmuth	79
Der römische Fuhrmann . . .	32	Muß anders werden!	80
Die Bremse	33	Marie	81—82
Soldatenspiel	34—35	Das Mädchen und das Kätzchen . .	82
Der Pfau und die Henne . . .	41	Die Ernte	83
Vier Wiegenlieder	42—46	Frühlingsruf	83
Der Bauernhof	52—62	Der Weihnachtsaufzug	84

	Seite
Verwandlung	85
Der Affe	85
Die Hirsche im Wildgarten	99
Der Hund und die Sau	100
Nur nicht verzagt!	101
Abends im Walde	102
Die Burg	103
Das Dorf	104
Apfelernte	122
Versuchung	123
Zwei Tauben und zwei Hähne	124
Der Schmetterling	125
Die freche Gesellschaft	125
Närrischer Tanz	126
Kindergespräch	127
Ringelreihen	138
Reime für kleine Kinder	139
Zwei Sommerlieder	143—144
Mailust	144
Frühlingsglocken	145
Der Herbst	145
Wie ist doch die Erde so schön!	146
Sonntagsmorgen	147
Der Schmeichler	154
Reimsprüche	154
Der Steckenpferdreiter	155
Neugier	156
Reimsprüche	158
Im Frühling	159—160
Reimsprüche	160
Was geh'n den Spitz die Gänse an?	161
Der Hahn	162—163
Im Aehrenfeld	163
Vogelschießen	163
Einer so, der Andere so	163
Das übergelehrte Kind	166
Das Bienenhaus	173—174
Der Schneemann	174
Reimsprüche	174
Was hilft's!	174
Aus dem grünen Walde	181
Kämmerchen zu vermiethen	182—183
Der tapfere Reiter	183
Der Eine kommt, der And're geht	184
Der Mutter vorzusingen	185—186
Wacht auf!	187
Mach' dich auf	195
Der Sperling am Fenster	196
Wunderliches Spiel	202
Käferlied	203
Der musikalische Esel	203
Der größte Hase	207—208
Reimsprüche	209—211
Der Jahreslauf im Kinderleben	214—219
Reimsprüche	234
Der Faule	235—236
Kaninchen	236
Steckenreiter-Lehren	237—238
Schön Blümlein	238
Reimsprüche	258—259
Zum Schluß	259



Robert Reinicks Lebensbild.

Der Dichter dieses Buches, Robert Reinick, dessen Bild uns oben von dieser Seite anblickt, ist nun schon lange Jahre todt. Aber sein Andenken lebt heute noch im Herzen der Edelsten des deutschen Volks fort, denn er war selbst der Edelsten und Besten Einer, dazu ein Freund und Dichter der Jugend, wie es wenige gegeben hat. So wie er zu erzählen und zu dichten wußte, so wie er sich mit der Kinderwelt abgab, hat es nach ihm Keiner wieder verstanden. Deshalb möge die Jugend aufhorchen, denn es gilt, ihr das Leben eines ihrer besten Freunde zu erzählen.

„Robert Reinick war am 22. Februar 1805 geboren in der alten großen Stadt Danzig, die weit im Norden unseres deutschen Vaterlandes an der Mündung des Weichselstromes in die Ostsee liegt. Das ist eine Stadt, die, obgleich noch immer blühend, doch in alten Zeiten weit mächtiger, und deren Ruhm über ganz Europa verbreitet war, während ein reger, großartiger Handel ihr die Schätze ferner Länder zutrug. Von dieser alten Pracht und Größe zeugen noch zahlreiche Denkmäler. Schon von weitem nimmt sie sich gar stattlich aus mit ihren

vielen, hohen und schönen Thürmen und den Masten der Schiffe, die fortwährend in ihrem Hafen liegen. Und tritt man hinein, da findet man zwar zum Theil nach alter Art enge und winklige Straßen, aber hohe, feste Häuser mit spitzen, wundersam verzierten Giebeln und viele Kirchen mit herrlichen alten Bildern und mächtige öffentliche Gebäude, wie das Rathhaus und die alte Börse, genannt der Artushof. Letzterem gerade gegenüber in einem dieser schönen alten Häuser war unser Robert geboren. Das Bäumchen vor diesem Hause, unter dem Robert als Knabe spielte, ist heute ein alter Baum geworden.

Aber als Robert noch ein kleiner Junge war, traf ihn schon mancherlei Unglück, und er erlebte, was mancher unter uns sein ganzes Leben nicht. Es kam die Zeit des großen Krieges, den die verbündeten Deutschen und Russen gegen Napoleon führten. Robert war acht Jahre alt. Danzig, müßt ihr wissen, ist eine der stärksten Festungen. Die hatten die Franzosen vor ihrem Rückzuge mit einer bedeutenden Heeresabtheilung besetzt, welche einer ihrer tapfersten Generale, Rapp, befehligte. Die Verbündeten griffen die Stadt an, und es entstand eine der hartnäckigsten Belagerungen, da Rapp sich wie ein Held wehrte. Nicht blos viele Soldaten verloren von beiden Seiten das Leben, sondern manche Bürger wurden von den unablässig in die Stadt geworfenen Bomben auf den Straßen getroffen oder unter ihren zusammenstürzenden Häusern begraben. Die geängstigten Bewohner flüchteten sich in die Keller: so mußte auch unseres Roberts Familie mehrere Monate in einem Keller zubringen. Dabei wurden die Lebensmittel immer theurer und seltener und selbst die Wohlhabenden wußten oft nicht, wie sie ihren Hunger stillen sollten. Kaum war es endlich Friede, so starb seine gute Mutter. Da mußten seine ältern Schwestern ihn pflegen und Mutterstelle an ihm vertreten, obgleich sie selbst noch sehr jung waren. Aber kurze Zeit darauf starb auch sein Vater und nun war er ganz verwaist. Ein braver Mann, ein Prediger, dem man ihn und seinen jüngsten Bruder anvertraute, sorgte väterlich für ihn. In seiner Familie blieb er, wie ein Kind im Hause, so lange er das Gymnasium besuchte. Einen Theil des Sommers und die glücklichsten Tage seiner Jugend pflegte er in einer heiteren Gegend, dem sogenannten Danziger Werder, auf einer ländlichen Pfarre bei seiner Großmutter und seinem Oheim zuzubringen, wo sich auch seine stets zarte Gesundheit stärkte.

Unseres Reinicks Voreltern waren seit langer Zeit von Vater auf Sohn ansehnliche Bürger und Kaufleute ihrer Stadt gewesen, und hielten auf ihren erblichen Ruf der Ehrenhaftigkeit und des Biedersinns. Das mußte auch auf den Knaben einen tiefen Eindruck machen, und ihn von früh auf in dem festen Vorsatze bestärken, auch ein braver Mann zu werden. Besonders aber war es eine Tugend, die fest in seinem Wesen begründet war, die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit: nie war er einer Lüge, nie einer Heuchelei, nie eines falschen Scheines fähig: wie er war, so gab er sich, und Gottlob, er brauchte sich nicht

zu scheuen, sich so zu geben. Dieser Liebe zur Wahrheit ist er sein ganzes Leben treu geblieben, so als Mensch, wie später als Künstler und Schriftsteller: nie war in ihm etwas Erkünsteltes, etwas Erborgtes oder Gemachtes. —

Folgte er nun so dem Beispiele seiner Väter und Verwandten, so lag dagegen der Sinn für den Handel nicht in ihm. Der liebe Gott hat das so gefügt, daß der eine zu dem, der andere zu jenem Lust und Neigung verspürt, und das ist auch recht gut; denn wenn alle Menschen ein und dasselbe werden und treiben wollten, da würde die ganze Welt sehr einseitig werden, und einer dem andern in den Weg treten. Deshalb halten vernünftige Eltern ihre Kinder auch nicht ab, sich dem zu widmen, wozu sie einen wirklichen Beruf haben, wenn es nur etwas Tüchtiges ist, und sie erst etwas Rechtes lernen, was zu allen Dingen nöthig ist. Unser Robert sollte nun anfänglich studiren, und besuchte auch fortwährend fleißig die Schule, bis er den Gymnasialunterricht beendigt, und das Zeugniß der Reife für die Universität erlangt hatte. Immer mehr aber war in ihm die Lust und Liebe zum Zeichnen und Malen hervorgetreten, und schon seit Jahr und Tag hatte er bei sich beschlossen, ein Maler zu werden. Das war nun in Danzig damals etwas sehr Ungewöhnliches und seine Verwandten hatten manche Bedenken, da sie wußten, daß ein Künstler, auch wenn er Talent hat, doch nicht so leicht in der Welt zu einer gesicherten Stellung kommt. Da sie aber sahen, wie ernst und überlegt sein Wunsch war, waren sie es zufrieden, und so ging unser Robert, da in Danzig wenig Gelegenheit war, die Grundsätze der Kunst zu erlernen, zwanzig Jahre alt, nach der großen Hauptstadt der Monarchie, Berlin, wo unter vielen andern berühmten Künstlern, auch der treffliche Maler **Begas** eine Schule für junge Maler errichtet hatte, in die er eintrat. Hier fand er nun manche andere junge Männer, die, wie er, fleißig und eifrig strebten, tüchtige Künstler zu werden.

Aber auch noch für eine andere schöne Gabe, die der gütige Schöpfer in ihn gelegt, fand er hier Entwickelung und Ermunterung: das war die Gabe der Dichtkunst. Verse zu machen, das kann mancher lernen, der seine deutsche Sprache gründlich kennt, aber die Gabe der Dichtkunst ist noch etwas anderes, was sich nicht beschreiben und noch weniger lernen läßt, weil es der Himmel unmittelbar in die Brust des Menschen gepflanzt haben muß. Zu einer guten Dichtung müssen sich alle Strahlen der geistigen Thätigkeit des Menschen vereint haben, um wie aus einem Brennspiegel zurück zu strahlen. Des Dichters lebhafte Einbildungskraft nimmt die sichtbaren Eindrücke in sich auf, und läßt sie in Gedanken, Gefühlen und Bildern verklärt aus sich hervorgehen: so heißt es denn mit Recht: Der Dichter wird nicht gemacht, **er wird geboren**. Und ein solcher **geborener** Dichter war Robert Reinick. Wenn er hinaustrat in Garten und Feld und den blühenden Obstbaum und auf glitzernden Thautropfen den goldnen Sonnenschein sah, und über den Blumen die summenden Käfer

und die bunten Schmetterlinge, da regte sich in ihm die reinste Freude an der Schönheit der Natur: sie sprach zu ihm, als ob er die Unterhaltung der Thiere und das Geplauder der Blumen verstände, und das Alles gestaltete sich zu Liedern, die wieder ähnliche Empfindungen in Anderen wachriefen, die sie lasen und sangen, und das geschah oft, wenn er sich Abends in der Feierstunde nach vollbrachtem Tagewerk mit seinen Freunden im Freien erging.

Einen großen Einfluß übte in dieser Hinsicht auf ihn die Freundschaft eines, mit ihm von gleichem Streben erfüllten Genossen, des sowohl als Dichter wie als Kunstschriftsteller rühmlich bekannt gewordenen Fr. Kugler, so wie die Verbindung mit einem älteren Manne, dessen würdige Erscheinung er auch in einem wohlgetroffenen Bildnisse darzustellen die Freude hatte. Das war der berühmte Dichter Adelbert v. Chamisso:*) dieser war es auch, der ihn zuerst als Dichter beim deutschen Volke einführte, und dessen Umgang entscheidend auf seine Geistesrichtung einwirken mußte. So vergingen sechs Jahre, während deren er manche Reisen, nach Nürnberg zur Grundsteinlegung des dem alten deutschen Meister Albrecht Dürer geweihten Denkmals, nach München, nach dem Harz, wo er seine ersten Studien nach der Natur malte, nach der Heimath u. s. w. machte. Inzwischen war eine neue Kunstschule in der Stadt Düsseldorf am Rhein durch den Meister Wilhelm Schadow gegründet, und schon waren mehrere seiner Freunde dorthin gegangen, und andere beschlossen dasselbe. Dazu entschloß sich nun auch Reinick, dem es doch nicht so recht wohl wurde in der großen Stadt, wo man weit und breit nur reihenweise gepflanzte Bäume und keine Berge und blauen Fernen sah.

Es war im Oktober 1831, wo er nach Düsseldorf kam, und von dem Meister und den alten Freunden hochwillkommen geheißen wurde. Auch viel neue Freunde schlossen sich an ihn mit Liebe an, unter denen auch der Erzähler dieses Lebensbildes, der Maler Theobald von Oer (jetzt in Dresden), der kurz nachher ebenfalls in Schadow's Schule eintrat. Rüstig ging Reinick nun an die Arbeit, die indeß bald durch seine schon damals, ja seit seiner Kindheit schwankende Gesundheit gehemmt wurde. Ein böses kaltes Fieber, an dem er im folgenden Frühling litt, nöthigte ihn, in ein stilles, sonniges Thal zu reisen, das Thal der Ahr, wo er mehrere Monate zubrachte, und, indeß seine künstlerische Arbeit feiern mußte, allerliebste kleine Lieder machte. Endlich wurde es so weit besser, daß er doch wieder nach Düsseldorf zurück konnte, wo er schon ein Bild angefangen hatte, dessen Gegenstand er selbst so beschreibt:

*) Franzose von Geburt, war Chamisso schon in jungen Jahren durch die Stürme der Revolution aus seinem Vaterlande vertrieben und in Deutschland zum Deutschen geworden. Aus Eifer für die Wissenschaften und besonders die Pflanzenkunde schloß er sich dem Weltumsegler Otto von Kotzebue auf dessen großer Entdeckungsreise an. Nach dreijähriger Reise zurückgekehrt, lebte er in Berlin als Inspector des botanischen Gartens den Wissenschaften und der Dichtkunst.

Das Bild, das ich daheim so froh begonnen,
Der heil'gen Sage hab' ich es entwandt;
Wie Jakob seine Rahel hat gewonnen
Im stillen Thal, an eines Wassers Rand.
Schon trinkt die Heerde aus dem off'nen Bronnen,
Und Rahel faßt des Knaben liebe Hand,
Dem alten Vater führet sie ihn entgegen,
Der ihn begrüßt mit seinem besten Segen.

Es war ein schönes Leben damals in Düsseldorf, und alle die dort gelebt in dem Kreise junger Maler, die sich um den von allen geliebten und verehrten Lehrer geschaart, denken noch mit Freude daran zurück. Unter der Oberleitung des Direktors steht die ganze Kunstlehranstalt oder Akademie: in großen Sälen zeichnen und malen die Jüngeren unter der Aufsicht besonderer Lehrer, die Aelteren aber saßen zu zwei und drei zusammen in hellen Zimmern, Ateliers genannt, und arbeiteten an eigenen Bildern, und fast täglich kam der Meister Schadow zu Jedem und sah nach, was er gearbeitet, lobte, tadelte, besserte, wie es ihm eben nöthig schien. Und Abends, da ging er mit seinen älteren Schülern, die bald auch seine Freunde wurden, wie sie es unter einander in Eintracht und Liebe waren, hinaus ins Feld: da wurde Sommers in einem kleinen Garten gesessen, oder zur Erheiterung und Bewegung Kegel geschoben, oder man ging noch weiter hinaus auf einen waldigen Hügel, von dessen Spitze man die Stadt und Gegend mit dem breiten Rheinstrom und bis in blauer Ferne die Gipfel des Siebengebirges hinter Bonn und die Thürme der ehrwürdigen Stadt Köln erblickte. Sonntags wurde oft auch zu einem drei Stunden entfernten lieblichen Thale gegangen, von dessen Felsen muntere Lieder in das Thal hinabtönten. Im Herbst aber, wo die Akademie ihre Ferien hatte, machte man weitere Ausflüge nach den schönen Gegenden am Rhein hinauf. Da sind wir oft zusammen gewesen, haben alte Ritterburgen bestiegen und im Nachen den schönen Strom befahren.

Bisweilen wurden auch größere Feste gegeben, wo alle diese jungen Künstler mitwirkten, wenn es galt, einen besonders feierlichen Tag, oder den Besuch eines hohen Beschützers der Kunst auszuzeichnen. Da aber war Reinick erst recht unentbehrlich. Schon in Berlin hatte man bei solchen Gelegenheiten seinen Geschmack, alles passend, heiter und anmuthig anzuordnen, kennen gelernt, wobei ihm seine Gabe der Dichtung zur Seite stand, die den Ausdruck für jede frohe Stimmung zu finden und zu veredeln wußte; diese frohen Scherze waren aber stets nur eine Erholung nach reger Thätigkeit, und gaben wieder zu neuer Arbeit Lust und Muth. Und so muß es sein: denn das Vergnügen soll nie Zweck unseres Lebens werden, aber wenn es mäßig als Ruhe nach vollbrachter Arbeit genossen wird, da stärkt es zu neuer Arbeit, und hilft so die ernsten Zwecke fördern.

Dazwischen hatte Reinick ein neues, anmuthiges Bild angefangen, aber auch wieder viele schöne Gedichte gemacht, und seine Freunde drangen nun lebhaft in ihn, diese zu ihrer aller Freude einmal gesammelt herauszugeben, erboten sich auch, ein Jeder zu einem dieser Gedichte eine schöne Zeichnung zu machen. Da ging es nun von allen Seiten mit Lust ans Werk, und das um so mehr, weil Jeder eiferte, dem von allen geliebten Reinick seine Freundschaft zu beweisen. So kam denn ein Buch zu Stande, das allen, die es sahen, zu Lust und Freude war, und von dem man schwer sagen konnte, was anmuthiger und schöner, die herrlichen Gedichte, oder die Bilder, wovon der Dichter selbst das erste gemacht hatte.

Als er nun damit fertig war, es war im Jahre 1838, beschloß er nach dem schönen Lande zu gehen, wo sich einst ein stolzes Weltreich durch erbliche Kraft und Tapferkeit aus kleinen Anfängen erbaute, wo dann das Christenthum zuerst zu allgemeiner Anerkennung kam, wohin es schon Deutschlands Kaiser seit dem großen Karl zog, und nun jährlich Schaaren von Freunden der Kunst und Natur wandern, welches aber vor Allen Künstler und Dichter als ihr Heimathland betrachten, weil dort seit Jahrtausenden die herrlichsten Denkmäler der Kunst geschaffen wurden, während ein milder Himmel und fast ununterbrochener Sonnenschein über den wunderbarsten Landschaften leuchtet — nach Italien.

Und dort in der großen Weltstadt Rom (erzählt sein Freund Th. von Oer), wo ich schon seit achtzehn Monaten weilte, feierten wir ein frohes Wiedersehen, und doppelt entzückten mich nun ihre Wunder, weil ich den lieben Freund zu ihnen führen konnte. Hatten wir in der Stadt uns an Bildern, Statuen und Ruinen satt gesehen, so ging's zum Thore hinaus in die Campagna, zu Fernsichten, Villen und Trümmern und waren wir müde, setzten wir uns im Schatten einer Weinlaube vor eine einsame Osteria (Schenke) zu einem kühlen Trunk Weines, gewöhnlich zu drei und mehreren: denn noch einige Freunde des Düsseldorfer Vereines waren zu uns gestoßen, auch ein zu früh gestorbener talentvoller Dichter, Franz v. Gaudy. Und wie ging Roberts Dichter- und Künstlerherz auf unter diesen Meisterwerken, diesen großen Erinnerungen, in dieser herrlichen Natur — auf den schattigen Hügeln des Albanergebirges und im malerisch an's Sabinergebirge gelehnten Olevano — wie viel treffliche Landschaftsstudien, charakteristische Köpfe und Figuren in den malerischen Trachten des römischen Landvolks hat er nicht dort entworfen! —

Und auch dort wurde seine gesellige Liebenswürdigkeit, sein milder Sinn, der alles, was sonst in vielen Richtungen auseinander fiel, zum gemeinsamen Frohsinn zu vereinen wußte, bald erkannt und in Anspruch genommen. Die Vereinigung der deutschen Künstler in Rom, die eine ansehnliche Schaar von nahe bei zweihundert zu bilden pflegen, wählten ihn zu ihrem Präsidenten, als welcher er die geselligen Zusammenkünfte ordnen und ihnen vorstehen mußte.

Auch die schönen Tage in Italien waren vorbei. Schon ein Jahr zuvor hatten wir uns wieder trennen müssen. In Dresden, der schönen Hauptstadt Sachsens hatte ich mich niedergelassen. Für Freund Robert nahm der Aufenthalt in Italien ein trauriges Ende. Wiederkehrende Leiden, zu denen sich noch ein Augenübel gesellte, bewogen ihn, unmittelbar aus Italien nach Gräfenberg in die Wasserheilanstalt zu reisen, wo er ohne wesentliche Besserung fast ein Jahr verweilte, und dann, noch halbkrank, nach seiner Heimath zurückkehrte. Erst die Seebäder von Zoppot bei Danzig schienen ihm wohl zu thun, und einige Zeit genoß er einer besseren Gesundheit.

Wir hatten lange nichts von einander gehört, wie denn das bei langer Trennung nicht selten so geht. Wie überrascht war ich, als Freund Robert einst — es war im October 1843 — gesund und munter in meine Stube trat, doppelt freudig überrascht, als er sich mir als Bräutigam, und seinen Entschluß verkündigte, in Dresden seinen ferneren Aufenthalt mit seiner lieben Frau, einer Landsmännin und nahen Verwandten, zu nehmen. Nun wurde mancherlei überlegt, nach Wohnungen gesorscht, und das gute Glück wollte, daß in einem Hause vor dem östlichen Thore der Stadt, wo man einer freien, anmuthigen Aussicht über Felder und Gärten nach den Weingebirgen an der Elbe, und der sogenannten sächsischen Schweiz, so wie nach den Höhen des Elbthales genießt, zwei Familienwohnungen neben einander frei waren, die wir beide ermietheten.

Im Januar des folgenden Jahres zog Reinick bleibend in Dresden ein, wo er noch mehrere Freunde fand, die früher dem Düsseldorfer Künstlerkreise angehört hatten.

Ueber diesen letzten Abschnitt seines Lebens darf ich mich kurz fassen. Er verlebte ihn fast ohne äußere Störungen in friedlicher Stille, aber desto reicher an tiefgefühlten Freuden einer glücklichen Häuslichkeit, reich an Früchten einer ununterbrochenen Thätigkeit. Robert Reinick liebte sein Vaterland treu und wahr und er feierte die Innigkeit deutschen Lebens und die alte [illegible] Kraft und Größe des deutschen Vaterlandes in begeisterten Liedern. Wenn einen Charakter, wie den seinen, milde, versöhnlich, fromm und [illegible] allen Ausschreitungen feind, konnten die Stürme der letzten Zeiten nicht aus seinem Gleise drängen. Er sah die Begebenheiten der Welt in einem verklärten Lichte der Liebe und Poesie.

Bald trieb es ihn wieder an die lange verlassene Staffelei. Sein letztes Bild war folgendes: Ein Pilger ist aus fernen Landen heimgekehrt; müde von langer Wanderung hat er sich auf die Bank im Schatten einer alten Linde vor einer Waldschenke niedergelassen. Mit gespannter und gerührter Aufmerksamkeit hören die Anwesenden, Jäger, Soldaten und Wirth, jeder nach seiner Art, seine Berichte; während ein Paar Kinder, die es nicht erwarten können, bis auch an sie die Reihe kommt, neugierig seine Reisetasche begucken.

und allerlei Bilder und fremde Dinge darin finden. Ist es nicht, als ob er es selbst wäre, der Onkel Robert, wie er sich am liebsten von seinen jungen Freunden nennen ließ, wie Kinder und Erwachsene seinen lieblichen Erzählungen, Märchen und Liedern horchen.

Und in der That, seine meiste Zeit und größte Liebe widmete er in diesen Jahren der deutschen Kinderwelt.

Zuerst erschien von ihm ein wunderschönes A B C-Buch: es kam das fast so zu Stande, wie einst seine Liedersammlung in Düsseldorf, nur daß diesmal umgekehrt jeder aus dem Kreise guter Freunde, die sich zur Winterszeit zu wöchentlicher Vereinigung verabredet, einige Bilder zeichnete, und Freund Reinick zu jedem eine hübsche Geschichte oder ein Lied machte. Dann folgte ein niedliches Märchen, die Wurzelprinzessin und eine Sammlung Fabeln und Lieder; seit 1849 aber übernahm er die Herausgabe des Jugendkalenders, der längst eingegangen ist, nächstens aber in erneuter Gestalt wieder aufleben wird. Der größte Theil aller seiner Dichtungen und Erzählungen findet sich in diesem Buche gesammelt.

Leider verschlimmerte sich Reinicks Gesundheitszustand immer mehr, und weder Aerzte noch Badekuren mochten ihm mehr helfen. Aber in der Geduld, womit er in stets gleicher Heiterkeit seine oft großen Schmerzen ertrug, gab er Allen, die ihm nahe waren, ein schönes Beispiel: seine ihn über alles liebende Gattin und seine Freunde sahen mit Angst die Fortschritte des Uebels, ohne jedoch sein Ende so nahe zu glauben. Da warf es ihn mit verdoppelten Schmerzen aufs Krankenlager: groß waren seine Leiden, aber der gütige Gott kürzte sie ab. Eine gesprungene Pulsader führte nach zwei Tagen, am 7. Februar 1852 seinen Tod herbei. — Was soll ich Euch noch einmal sagen von der Bestürzung, dem tiefen Schmerze Aller, die ihn persönlich, oder auch nur aus seinen Liedern kannten, welche nun schon von Tausenden gesungen werden? — Wenn ein guter Mensch stirbt, weinen wir, daß die Erde einen Schmuck verloren." —

Soweit erzählt Theobald von Oer seines Freundes Reinick Leben. Reinick hat es nicht mehr erlebt, seine Dichtungen für die Jugend, die er freigebig und sorglos aus seinem reichen Gemüth in die Welt und die Herzen streute, gesammelt zu sehen. Hier sind sie nun zum größten Theil vereinigt und wenn Reinick noch lebte, würde er eine herzliche Freude an dem stattlichen Buche haben. Mögen sie nun für lange in tausend deutschen Kinderherzen Freude und Jubel erregen, möchten sie vielen Müttern eine willkommene Gabe sein: das wäre so recht nach Reinicks Sinn.

Robert Reinicks

Lieder, Märchen und Geschichten.

Deutſcher Rath.

Vor Allem Eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
Laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!
Von Alters her im deutſchen Volke war
Der höchſte Ruhm, getreu und wahr zu ſein.

Du biſt ein deutſches Kind, ſo denke d'ran.
Noch biſt du jung, noch iſt es nicht ſo ſchwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann,
Das Bäumchen biegt ſich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich Ja und Nein, und dreh' und deutle nicht;
Was du berichteſt, ſage kurz und ſchlicht,
Was du gelobeſt, ſei dir höchſte Pflicht,
Dein Wort ſei heilig, d'rum verſchwend' es nicht!

Leicht ſchleicht die Lüge ſich an's Herz heran,
Zuerſt ein Zwerg, ein Rieſe hinternach,
Doch dein Gewiſſen zeigt den Feind dir an,
Und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!"

Dann wach' und kämpf', es iſt ein Feind bereit:
Die Lüg' in dir, ſie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutſche kämpften tapfer allezeit.
Du Deutſches Kind, ſei **tapfer, treu** und **wahr!**

Spitzenchristel.

Eine Erzählung.

1.

Im zweiten Stockwerk eines Hauses an der Bürgerwiese in Dresden hatte den Sommer über eine wohlhabende Familie aus Hamburg, eine Mutter mit mehreren Töchtern und einem fünfjährigen Knaben gewohnt. Sie war eben im Begriff eine weite Reise anzutreten. Schon hatte man in der Wohnung Alles aus den Schränken geräumt und einen Theil der Sachen bereits in Koffer gepackt, während noch Vieles ungeordnet umherlag. Morgen ganz in der Frühe sollte es fortgehen.

Der Abend fing an zu dämmern, als an der Glocke der Wohnung leise geklingelt wurde. „Gewiß wieder ein Bettler!“ sagte die Frau. „Traurige Zeiten, wo die Noth täglich so viele Leute zwingt, auf solche Weise ihr kümmerlich Brod zusammenzuholen!“ — „Laß mich aufmachen, Mutter!“ bat der Knabe. Seine größte Freude war es, Armen etwas geben zu können. Er öffnete die Thür.

Draußen stand ein ärmlich aber reinlich gekleidetes Mädchen von etwa zehn Jahren, es hatte eine Pappschachtel in der Hand. — „Kaufen Sie Spitzen?“ fragte das Kind mit schüchternem Ton. „Wir brauchen keine,“ rief aus der Stube die Frau, die es durch die offenstehende Thür gehört hatte. Aber das arme Kind ließ sich nicht abweisen. „Ach, nehmen Sie mir doch was ab, wenn's auch nicht für Geld ist, wenn es nur alte Kleider sind, die Sie mir für die Spitzen geben. — Ich hab' heute noch nichts verdient.“

„So geh doch! geh!“ schalt das Dienstmädchen, die dazukam. „Wir brauchen nichts, Du hast es ja gehört!“ Mit diesen Worten wollte sie die Thür zuwerfen. Aber das Kind fing an bitterlich zu weinen und erst, als es zu wiederholten Malen

gefragt worden, warum es denn gar ſo kläglich thue, ſtotterte es die Worte heraus: „Meine Mutter iſt ſo krank und kann nichts verdienen, und wenn ich keinen Pfennig nach Hauſe bringe, was ſoll ſie da anfangen?“

Der Dame that das Kind leid, ſie ließ es in die Küche treten und gab ihm zu eſſen. Anfangs war es ſcheu und zaghaft; erſt als jene ihm Einiges

von ſeiner Waare abgekauft und ihm herzlich und freundlich zugeredet, bekam es Vertrauen. So ward es nach und nach immer dreiſter und offener, und der natürliche unbefangene Ausdruck einer kindlichen Heiterkeit kehrte in ſein klares blühendes Geſicht zurück, dem die Sorge um die Mutter und ſelbſt Armuth und Hunger bis jetzt ihre traurigen Spuren noch nicht hatten aufdrücken können.

Zuletzt löſte ſich denn auch die ſonſt ſo lebendige Zunge des Kindes und nun erzählte es, wie es vor vier Tagen nach der Stadt gekommen ſei aus ſeinem Dorf im Erzgebirge, wo die Leute faſt alle mit Weben und Spitzenklöppeln ſich ernährten. Früher hätten ſie damit ihr gutes Brod verdient, jetzt aber verarmten die Meiſten beim beſten Willen zu arbeiten. Das käme daher, weil die Städter jetzt wenig Spitzen mehr kaufen wollten. Nun ſei ihr Vater geſtorben; ihre Mutter, noch angegriffen von einer ſchweren Krankheit, wiſſe kaum, wo ſie ihr täglich Brod für ſich und ihre zwei Kinder bernehmen ſolle, denn ſie habe auch noch ein jüngeres Brüderchen daheim. — Auch erwähnte ſie, daß ſie ſchon am Sonntage hier geweſen wäre, ſie hätte aber Niemand im Hauſe angetroffen. „Nehmen ſie mir's doch nur ja nicht übel, wenn ich ſo zudringlich bin,“ ſchloß das Mädchen, „ich würd' es nicht thun, wär's nicht um der Mutter willen!“

Nun erſt vermochte Spitzenchriſtel — denn ſo wurde das Kind, wie es ſelbſt ſagte, überall genannt — ſich an Speiſe und Trank zu ſättigen, und als ihr gar die Leute verſprachen, noch manche alte Kleidungsſtücke für ſie und ihre Mutter auszuſuchen (ſie ſolle nur morgen bis um ſechs Uhr in der Frühe die Sachen abholen), da war ſie überglücklich. Zum Abſchied reichte ſie jedem von der Familie ihre derbe runde Hand, ſprang dann flink wie ein Reh die Treppe hinunter und guckte im Fortgehen noch vom Hofe lachend nach den Fenſtern der Wohnung hinauf, wo der Knabe ihr luſtig nachrief: „Ade! Spitzenchriſtel! Komm aber nicht zu ſpät, denn wir reiſen um ſechs Uhr fort!“ —

2.

Am Morgen des nächſten Tages, es mochte halb ſieben Uhr ſein, kam Spitzenchriſtel in voller Eile die Bürgerwieſe dahergelaufen, aber die Wohnung der Hamburger Familie, wo ſie die ihr verſprochenen alten Kleider abholen wollte, fand ſie verſchloſſen. Es ahnte ihr ſchon, ſie würde zu ſpät gekommen ſein.

Das Kind hatte nämlich bei den Leuten, die ihm für die Nacht eine Schlafſtelle gewährt, die Pforte verriegelt gefunden und nicht gewagt, die kränkliche Wirthin zu wecken.

Noch gab Chriſtel aber nicht alle Hoffnung auf, wenn auch die Familie abgereiſt war. Erſt pochte ſie an die Thür, — drinnen war Alles ſtill. — Sie legte das Ohr an die Thür, da klapperte Etwas! — Es mochte wohl ein offenſtehendes Fenſter geweſen ſein — aber Chriſtel meinte, es könnte ja doch noch Jemand Anderes in der Wohnung ſein, der ihr die alten Kleider einhändigte. Sie klingelte, erſt leiſe, dann ſtärker. Sie achtete gar nicht darauf, als eine alte Frau hinter ihr die Treppe hinunterging und ſie längere Zeit von weitem beobachtete.

Endlich verſuchte die Kleine durch's Schlüſſelloch in die verſchloſſene Wohnung zu ſehen. Da erblickte ſie ein verſiegeltes Zettelchen, das im Schlüſſelloch ſteckte. Erſt nach langem Zögern wagte ſie, daſſelbe herauszunehmen. Sie las die Aufſchrift: „An Spitzenchriſtel.“ — Erſtaunt und hocherfreut durchflogen ihre Blicke den Inhalt. In dem Briefe ward ihr von der bereits abgereiſten Hamburger Dame ein verborgener Winkel unter einer Treppe im Keller bezeichnet, wo ein Bündel mit alten

Sachen für ſie bereit liege. In der Eile der Abreiſe hatte man dieſes Mittel gewählt, um der verſpäteten Chriſtel die Sachen zukommen zu laſſen. Zwar wäre noch ein anderer Weg dazu möglich geweſen: man hätte das Bündel dem Hausmann mit dem Auftrage übergeben können, daß er es dem Kinde, wenn es käme, einhändigen möge. Der Mann war aber als ein neidiſcher Geizhals bekannt und man fürchtete, er würde den Auftrag vielleicht nicht ausführen.

Dieſer Hausmann war ein alter Flickſchneider, der mit ſeiner zänkiſchen Frau im Nebengebäude wohnte, und deſſen Amt es war, die Thüren des Hauſes zu öffnen und zu ſchließen, Hof und Garten rein zu halten, und dergleichen mehr.

Kaum hatte Chriſtel den Brief an ſie geleſen, ſo ſprang ſie auch ſchon in ſchnellen Sätzen in den Keller hinunter. Erſt nach vielem Herumtappen durch einen ſchmalen Gang, der an einigen verſchloſſenen Holz- und Kohlenverſchlägen vorbeiführte, fand ſie die bezeichnete Treppe. Unter ihr in einem dunkeln Winkel ſollte das Päckchen liegen. Nicht weit davon fiel durch eine kleine Oeffnung ein Lichtſtrahl in den Keller; um ſo düſterer war der Winkel. Da ſtand ein alter, zerbrochener Kinderwagen, Scherben und Gerüll lagen auf einem Haufen umher. Chriſtel ſuchte darin herum, endlich fühlte ſie etwas Weiches, es war das Bündel. Aber daneben hatte ſie beim Herumfühlen in dem Schutt noch etwas Anderes gefunden, es war ein altes verſchloſſenes Pappkäſtchen. — Das Alles konnte doch wohl für Niemand als für ſie beſtimmt ſein.

Im erſten Augenblick wollte ſie ſämmtliche Sachen, ohne ſie vorher zu beſehen, auspacken und damit nach Hauſe gehen. Die Begier aber, die ihr zugedachten Geſchenke auf der Stelle in Augenſchein zu nehmen, war doch zu groß. Zwar war es dunkel genug in dem Kellerloch, aber in der Nähe fiel ja der Lichtſtrahl auf den Boden. Da trug ſie ſchnell ihre Schätze hin.

Zuerſt öffnete ſie das Päckchen mit den Kleidern. Da fand ſich ein Rock und Wäſche für die Mutter darin, und ſogar ein Kleid für ſie ſelbſt. Sie konnte ſich nicht enthalten, es ſich anzumeſſen; es paßte, als wäre es für ſie gemacht, ſie war voller Freuden. Was aber mochte nun wohl die Pappſchachtel enthalten? Die ſah altmodiſch und ärmlich aus und war mit einem verblaßten ſchmutzigen Bande zugebunden. — Erſt, nachdem ſie die Kleider ſorgfältig wieder zuſammengeſchnürt, nahm Chriſtel das geheimnißvolle Käſtchen auf, um es zu öffnen; ſie wog es in der Hand. Da kam es ihr vor, als hörte ſie in der Holzkammer nicht gar weit von ſich Etwas rauſchen. Sie horchte. — Es war weiter nichts zu hören, aber als ſie ſich umſah, ward ihr recht unheimlich zu Muthe. Der Keller war öde und dumpfig, eine Todtenſtille um ſie her. Nur ganz hinten, wo es weit in das Dunkel hineinging,

fielen einzelne Tropfen von durchsickerndem Wasser in gleichmäßigen Pausen vom Gewölbe herunter, — sonst kein Laut.

Bald siegte jedoch ihre kindische Neugierde und ließ sie alle Angst vergessen. Sie versuchte das Band aufzuknüpfen, das die Schachtel verschloß; in ihrer Hast zog sie den Knoten nur um so fester zusammen. — Da klang es wieder, als hustete Jemand leise in ihrer Nähe. — Auch jetzt stutzte Christel für einige Augenblicke, dann aber ließ sie sich nicht weiter stören und versuchte mit Gewalt das Band zu zerreißen. Es gelang, doch zu gleicher Zeit glitt auch das Kästchen dem Kind aus der Hand. Der Deckel löste sich im Falle und klirrend fiel der Inhalt auf den Fußboden nieder. Sie erschrak. Da lag vor ihren Füßen eine große, silberne Taschenuhr mit altmodischer Stahlkette, ein eben solcher Halsschmuck von bunten Glaskorallen mit einem silbernen Kreuzchen daran, und wohl zwei Dutzend silberne Löffel.

Das Eine fühlte sie gleich beim ersten Anblick des Schatzes, diese Dinge konnten unmöglich für sie bestimmt sein. — Eine rechte Angst befiel das arme Mädchen; es war ihr, als müßte sie Alles, selbst das Bündel mit Kleidern, dort zurücklassen und schnell die Treppe hinauf an's liebe, freie Tageslicht laufen, um so rasch wie möglich nach Hause zu kommen. Aber die schönen Sachen dort liegen zu lassen, war auch wieder bedenklich; wer weiß, ob sie nicht gestohlen werden konnten! Endlich ermannte sie sich und kniete am Boden nieder, um die Schätze wieder einzusammeln; was sie dann damit machen würde, wußte sie selbst noch nicht. Behalten hätte sie sie auf keinen Fall, darüber war sie mit sich einig.

Eben hob sie die Uhr vom Boden auf. Da schrie eine kreischende Stimme hinter ihrem Rücken: „Diebe! Spitzbuben! Diebe!“ Christel warf in der Angst ihres Herzens die Uhr in den Schutthaufen, ergriff ihr Kleiderbündel und wollte damit fortlaufen; aber als sie kaum ein paar Schritte durch den Gang gethan, griff eine Hand sie an den Arm, Leute kamen die Kellertreppe heruntergelaufen, auch die packten sie und führten sie zurück zu der Stelle, wo noch das Silberzeug am Boden lag.

„Hab' ich Dich endlich, Du Spitzbube!“ schrie ein altes, häßliches Weib. Es war die Hausmannsfrau, dieselbe, die sie zuerst ergriffen. Der Mann, der dazu gekommen, hob eine Bohnenstange, die dort in der Nähe stand, empor, und würde das Kind in seiner Wuth blindlings geschlagen haben, hätte nicht ein Holzhacker, der mit ihm vom Hofe, wo er eben Holz gesägt, auf das Geschrei der Alten heruntergeeilt war, ihn zurückgehalten.

„Mann, flink! lauf' zum Polizeiwachtmeister!“ schrie die Frau, die noch immer das Kind festhielt. „Bring' ihn her, daß er gleich hier am Ort die Bescheerung geben kann. Aber Du gehst auf der Stelle! hörst Du? Wer weiß,

was das Diebsgeſicht hier noch Alles verſteckt hat!“ — Der Mann lief fort, und nun überſchüttete die Frau das erſchrockene Kind mit einer wahren Fluth von Schimpfworten. Sobald es nur den Mund aufthun wollte, um ſich zu rechtfertigen, wurde es mit Stößen zur Ruhe verwieſen. „Ich werde Dich lehren,“ ſchrie ſie, „mir künftig meine Uhr und mein Silber zu ſtehlen. Du

Rabe Du! Und wo haſt Du das Bündel da her? Jakob, ſieh' doch einmal nach, was da drin iſt!“ Der Holzhacker that, was ihm die Frau befahl. Das Kind wollte ſagen, wie es zu den Kleidern gekommen, aber die Alte ließ es nicht zu Worte kommen. „Ei, ſieh' da! die Kleider ſollt' ich ja kennen. Alſo auch die Leute da oben, die eben abgereiſt ſind, hat ſie beſtohlen? Seht doch wie pfiffig das junge Ding ſchon iſt. Erſt wird geklopft und dann geklingelt, und dann das Ohr an die Thür gelegt — o, ich hab' Alles geſehen! — und wenn man merkt, daß Niemand da iſt, geht's wie der Wind in den Keller, um das geſtohlene Gut aus dem Diebswinkel abzuholen. Aber warte nur, wenn Du erſt wirſt eingeſperrt ſein, wird Dir bei Waſſer und Brod Dein Handwerk ſchon gelegt werden. — Ja, heule und ſchreie nur immer zu, die Krokodillsthränen kennen wir ſchon. Alles Heuchelei, Alles Lügen!“ So ſchrie die Alte immer fort, daß dem armen Kinde Hören und Sehen verging. Auf ſeinen Knien bat es, man möchte es doch frei laſſen, es wäre ja ganz unſchuldig. Da half kein Bitten, kein Flehen.

Bald war auch der Hausmann wieder da mit dem Polizeidiener. „Da haben wir ſie endlich,“ ſprach er und zeigte auf das Kind; „das iſt die Brut.

die uns vorgestern unsere Sachen gestohlen hat, und das am lieben heiligen Sonntag Nachmittag, als ich gerade mit meiner Frau zum Vogelschießen nach Blasewitz gegangen war!"

Alle Versuche des Mädchens, sich zu rechtfertigen, waren vergebens; auch der Brief der Hamburger Dame wollte sich nicht finden. Wie die Sachen standen, war es die Pflicht des Polizeidieners, das des Diebstahls sehr verdächtige Kind mit sich zu nehmen. Und so geschah es denn auch.

Als sie über den Hof gingen, lief dort ein junger Hund umher, der in lustigen Sprüngen ein Stück Papier zernagte und zerriß, daß die Fetzen davon im Winde umherflogen. Keiner bemerkte es als Christel. „Das ist am Ende mein Brief, den ich verloren habe," dachte sie bei sich, aber Schande, Schrecken und Angst schnürten ihr die Kehle zu. Sie wagte kein Wort zu sprechen. Ohne sich weiter zu sträuben, ging sie neben dem Polizeidiener her, der sie auf ihre Bitte losgelassen. Sie verdeckte ihr Gesichtchen mit der Schürze; kaum vermochte sie noch an Etwas zu denken.

3

In einem Dorfe, tief im Grunde des Erzgebirges, läuteten die Abendglocken. Die Sonne ging in vollem Glanze hinter den Bergen unter. Weber und Spitzenklöpplerinnen saßen vor ihren Häusern und ruhten von der Arbeit aus, Feldarbeiter kamen mit Gesang aus den Thälern heim; unter den breitästigen Linden, die auf dem freien Platz vor der Kirche standen, spielten die Kinder des Dorfes. Alles war so friedlich und still, und die Schönheit der Natur an dem frischen heiteren Herbstabend ließ die Leute für kurze Zeit all' ihre Sorge, Noth und die bittere Armuth vergessen.

Eine Seele aber war da, die diese Ruhe nicht finden konnte.

Am Ende des Dorfes, wo der Hohlweg an dem verfallenen Gemäuer eines alten Schloßthurmes vorüberführt, saß Frau Anna, die Mutter Spitzenchristels, in der Kürbislaube vor ihrem kleinen Hause und sah sehnsüchtig den Weg hinunter nach ihrem Töchterchen aus. In der Hausthür neben ihr spielte der kleine Hans, ihr Söhnchen, mit drei jungen Kätzchen und freute sich an ihren lustigen, zierlichen Sprüngen. Das fröhliche Kind ahnte nicht die Sorgen, die seine arme Mutter drückten. Nur von Zeit zu Zeit fragte es: „Mutter, ist noch nichts von Christel zu sehen?" Aber eben diese Worte waren es, die der besorgten Mutter jedesmal einen neuen Stich in's Herz gaben. So schwer es ihr auch ward, sie mußte zuletzt dem Kinde die immer wiederkehrende unschuldige Frage verbieten. Zwei Tage waren nun schon verstrichen, seit sie die Rückkehr ihrer Christel bestimmt erwartet, und immer noch war nichts von

ihr zu ſehen. Die Krankheit, die ſie im Bette zurückgehalten hatte, als ihre Tochter mit dem Spitzenkaſten nach Dresden gegangen, war ſchneller gewichen, als ſie ſelbſt es erwartet hatte. Sie konnte den ſchönen Herbſtabend doch wieder in freier Luft genießen.

Wie ſie ſo da ſaß und in ihrer Sorge um das Kind gar nicht merkte, daß kalte Nebel ſchon aus den Thälern aufſtiegen, ſah ſie auf der Straße, die in den Mühlengrund hinabführte, ganz von weitem den langen Andreas daher kommen. Er war des Nachbars Sohn, der von Zeit zu Zeit Botengänge nach Dresden zu machen pflegte. — Gern wäre ſie ihm entgegengegangen, um ihn zu fragen, ob er in Dresden nichts von ihrem Kinde gehört habe, aber dazu fühlte ſie ſich doch noch zu ſchwach.

Sie verwandte keinen Blick von ihm; da gewahrte ſie, wie der Dorfſchulze, der zufällig auf derſelben Straße dem Andreas entgegenkam, an ihn herantrat. Beide ſchienen, ſo weit ſich's von ferne ſehen ließ, ſehr eifrig mit einander zu ſprechen, ja, ſie glaubte ſogar zu erkennen, wie der Schulze bedenklich und erſchrocken mit dem Kopfe ſchüttelte.

„Wenn die Beiden nur nicht von einem Unglücke ſprechen, das meiner Chriſtel paſſirt iſt," ſprach Frau Anna leiſe vor ſich hin. — „Soll ich den Andreas herholen?" fragte Hans. — „Er wird ſchon von ſelbſt kommen," bemerkte die Mutter, „ſpiel' Du nur ruhig mit Deinen Käßchen." Sie wollte das Kind nicht auch noch beunruhigen.

Endlich kam der Schulze daher, Andreas folgte ihm in einiger Entfernung nach. — „Um's Himmels willen," rief Frau Anna ihm entgegen, „Ihr seht mich so bejammernswürdig an. Sagt mir, ist meiner Christel in Dresden ein Unglück geschehen?" — Der Dorfschulze reichte ihr die Hand und sprach: „Liebe Frau, ich weiß, Ihr habt manche Sorge und manches Leid in Eurem Leben erfahren und dabei immer einen kräftigen Sinn bewährt. Ihr werdet es auch jetzt thun. Es hat sich allerdings etwas sehr Trauriges mit Eurem Kinde zugetragen."

„Ist sie todt? — Verschweigt mir Nichts! Quält ein Mutterherz nicht, sagt mir Alles, wie es steht, Ihr müßt es mir ja doch sagen!"

„Euer Kind lebt, Frau Anna, es ist nicht todt, und hoffentlich stellt sich das, was der Andreas erzählt, als ein Irrthum heraus. Ich kenne Eure Christel, ich weiß . . ."

„Sie hat gestohlen!" rief Andreas, der nun auch dazu getreten war, in seiner rohen, tölpelhaften Weise. „Ja, und sie haben sie auf die Polizei gebracht, und da sitzt sie noch, weil sie goldene Uhren und Löffel und Kleider und viele tausend Thaler gestohlen hat!"

Frau Anna drückte ihr Gesicht in beide Hände, der kleine Hans, der bisher mit offenem Munde wie erstarrt dagestanden, sprang hinzu und suchte mit seinem Händchen den Kopf der Mutter aufzurichten. „Mutter, bist Du krank?" rief er einmal über das andere.

Der Schulze suchte die gebeugte Frau zu trösten, sie hörte nicht, was er sprach. Plötzlich aber hob sie den Kopf empor, faßte mit ihren beiden Händen die Hand des braven Mannes, und mit einem innigen vertrauenden Blick zum Himmel rief sie: „Ich danke Gott, daß meinem Kinde nichts Schlimmeres begegnet ist. So gewiß, wie dort der lichte Mond am Himmel steht, weiß ich: meine Tochter ist unschuldig, meine Christel kann nicht stehlen!"

Die Frau hatte diese Worte mit einer solchen Ueberzeugungsstärke gesprochen, daß der Schulze nichts mehr hinzufügen konnte und ihr nur mit inniger Theilnahme die Hand drückte. Er bat sie nun, ihrer Kränklichkeit wegen die nebelfeuchte Luft zu verlassen und im Hause mit ihm alles Nöthige zu besprechen, was man für das Kind thun könne. Dem Andreas aber gebot er streng, im Dorfe auch nicht das Geringste von der Sache zu erzählen, um so mehr, da doch Vieles in dessen Bericht übertrieben schien. Er selbst beschloß, morgen in der Frühe nach Dresden zu fahren, um nähere Erkundigungen einzuziehen, und wo möglich mit dem Kinde selbst zu sprechen.

4.

Nachdem Christel in's Gefängniß geführt worden, brachte sie die erste Zeit ihrer Gefangenschaft in einer Art fieberhaftem Zustande zu. Der Gedanke an die Schande, die sie erlebt, als sie an der Seite des Polizeidieners durch die Straßen gegangen, die bösen Reden des Hausmanns und seiner Frau drückten sie so nieder, daß, als der Gefangenwärter die Thüre hinter sich verriegelte und sie allein in der öden Zelle ließ, sie sich platt auf den Fußboden niederwarf und das glühende Gesicht auf den kalten Stein drückte. Erst nach längerer Zeit trug das Gefühl ihrer Unschuld etwas dazu bei, sie zu beruhigen. Sie erhob sich von der Erde und warf sich auf das Strohlager. Aber bald kamen ihr andere Gedanken, die von Neuem ihr das Herz zuschnürten.

„Ach," so jammerte sie vor sich hin, „meine Mutter, meine arme, kranke Mutter! Wer wird sie nun pflegen und für sie sorgen! — Wüßten sie nur zu Hause, daß ich noch lebe und wo ich geblieben bin! — Nein! nein!" rief sie dann wieder, „das dürfen, das sollen sie nicht wissen! Wenn die Mutter das hörte, daß ihre Christel im Gefängniß sitzt, und wenn sie ihr gar erzählen, daß ich gestohlen haben soll, die Mutter müßte ja umkommen vor Schreck und Jammer!" — Ein Strom von Thränen machte ihrem Herzen endlich Luft.

Allmälig kehrte Ruhe in die Seele des Kindes zurück, und es sank in einen langen, tiefen Schlummer. Auch der folgende Tag verging unter Kummer und Gram. Noch vermochte Christel auf nichts um sich her recht zu achten.

Am dritten Tage, als sie auf ihrem Strohbette erwachte, fiel ein lichter, heller Sonnenstrahl durch das kleine Fenster. Die Sonnenstäubchen schwammen darin so glänzend umher und selbst die Spinnenweben in den Fensterecken glitzerten, als wären sie von Silber. Tief blau schaute der Himmel in die dunkle Kammer. Da kam ein Vogel angeflogen, setzte sich auf das Eisengitter draußen und sang sein fröhliches Morgenlied.

Dem gefangenen Kinde war es, als hätte es oft denſelben Vogel zu Hauſe in der Kürbislaube ſingen gehört, wenn die Mutter dort ihre Spitzen geklöppelt und ſie ſelbſt auf der Hundsbude daneben mit ihrem Strickzeug geſeſſen. Das waren ſchöne Tage geweſen! Auch kam es ihr vor, als wollte der Vogel ihr Allerlei von Zu-Hauſe erzählen; ach, wer nur des Vogels Sprache verſtänden hätte! — Chriſtel berechnete, was für ein Tag es heute wohl ſein könnte, da bekam ſie heraus, daß gerade an dieſem Tage das Ernteſeſt in ihrem Dorfe gefeiert würde. Du lieber Himmel, wie mußte es heute daheim ſo ſchön ſein! Da ging es wohl herrlich und luſtig her! Muſik und Tanz und die Kinder des Dorfes auf der großen Wieſe hinter der Ruine, wo ſich ſo ſchön Verſteck ſpielen ließ in den wilden Hollunderbüſchen — und während dort Alles jauchzte und jubelte, ſaß ſie hier im engen Gefängniß, allein, ohne Mutter und Geſpielen, allein mit ihrem Schmerz und ihrer Sehnſucht!

Wie ſie ſo mit allen ihren Sinnen ſich verſenkt hatte in ihre Gedanken, raſſelte draußen auf dem Gange das Schlüſſelbund des Gefangenwärters und die Thür ward geöffnet. Chriſtel glaubte, der Mann bringe ihr wie an den früheren Tagen ihre Gefängnißkoſt, ſie ſah daher gar nicht auf. Als aber plötzlich eine bekannte männliche Stimme ihr zurief: „Guten Morgen, Kind!“ und als ſie die Augen aufſchlug und den Dorfſchulzen, ihren Pathen, erblickte, da kam nach langer Trübſal eine Freude über ſie, daß ſie für den Augenblick ihre Schande, ihren Kerker, ihre Leiden, Alles, Alles vergaß. „Herr Pathe! lieber Herr Pathe! was macht meine Mutter?“ rief ſie, ſprang auf ihn zu und hing ſich mit beiden Armen an ſeinen Hals.

„Chriſtel,“ ſprach der Schulze mit ſtrengem, aber nicht hartem Ton, „biſt Du denn wirklich noch das ehrliche brave Kind wie früher?“ und ſah ſie bei dieſen Worten mit forſchenden durchdringenden Blicken an.

Dem Kinde verſagte auf dieſe Frage die Antwort; es ſchaute ihm nur mit ſeinen blauen unſchuldigen Augen ſo treuherzig und doch ſo traurig in's Geſicht, daß er, ohne ihre Antwort abzuwarten; ihr zurief: „Ich weiß ſchon, ich ſeh' Dir's an, Du biſt unſchuldig!“

Noch einige Zeit lang konnte das Mädchen kein Wort hervorbringen, ſo bewegt war ſie. Fortwährend drückte und küßte ſie die Hände des würdigen

Mannes, der ihr ſanft den Kopf ſtreichelte und ihr freundlich zuredete. Darauf zog er einen Brief der Mutter aus der Taſche und gab ihr denſelben. Mit zitternden Händen erbrach das Kind den Brief, und ihr Geſicht verklärte ſich in heller Freude beim Leſen deſſelben. Der Brief begann folgendermaßen:

„Meine Tochter!

„Ich habe gehört, daß die Leute glauben, Du hätteſt eine ſchwere „Sünde begangen. Ich, Deine Mutter, kenne Dein Herz und weiß, daß es „unmöglich iſt, daß mein Kind ſolch ein Verbrechen verüben kann. Der „Schein iſt gegen Dich, aber was der liebe Gott auch noch von Leiden „über Dich verhängen mag, murre nicht; bleibe ehrlich und treu und wahr„haft, wie Du bisher geweſen. Beſſer Unrecht leiden als Unrecht thun."

Der Brief ſchloß mit erhebenden Troſtworten und mit der Nachricht, daß ſie ſelbſt ſich körperlich jetzt wohler als ſeit langer Zeit befinde, jedoch habe der Arzt ihr ſtrenge verboten, jetzt ſchon ihr Kind zu beſuchen.

Immer und immer wieder las Chriſtel den Brief durch und bedeckte die Unterſchrift, die den Namen ihrer Mutter enthielt, mit innigen Küſſen. — Dann erzählte ſie dem Schulzen, was ſich zugetragen. Dieſer Bericht machte, daß dem erfahrenen Mann ſein Vertrauen auf die Unſchuld des Kindes zur völligen Gewißheit ward. Er verſprach der Gefangenen, das Seinige für ihre Befreiung zu thun. Mit freundlichen Worten verließ er ſie und ſprach ihr beim Abſchiede Hoffnung und Muth ein.

Noch denſelben Tag ward Chriſtel und alle Zeugen vor Gericht verhört. So gut das Kind es vermochte, berichtete es das Geſchehene der Wahrheit getreu. Der Schulze und Alle, welche die Angeklagte von ihrer früheſten Kindheit an kannten, legten das günſtigſte Zeugniß für ſie ab; der Hausmann aber und ſeine Frau beſchworen mit einem Eide, ſie hätten an einem Sonntag Nachmittage, als Beide zum Vogelſchießen nach Blaſewitz gingen, das erzgebirgiſche Mädchen über ihren Hof gehen ſehen. Spät am Abend wären ſie nach Hauſe gekommen, da hätten ſie die Kammer geöffnet und aus ihrer Kommode die Silberſchachtel entwendet gefunden. Auch das ganze Betragen des Kindes, als ſie ergriffen worden, und alles das, was die Hausmannsfrau auf der Treppe und im Keller wollte erblickt haben und was Chriſtel ſelbſt nicht leugnen konnte, erſchien verdächtig. Der Ausſpruch des Gerichtes lautete dahin, die Angeklagte müſſe ſo lange in gefänglicher Haft behalten werden, bis ſich Beweiſe für ihre Unſchuld herausſtellten.

So verging eine ganze Woche. Die arme Kleine blieb nach wie vor in ihrer Zelle, nur mit der Milderung, daß ihr Leſebücher gegeben wurden und man ihr geſtattete, ſich mit Handarbeiten zu beſchäftigen. Nach einiger Zeit

ward ſie ſogar in eine beſſere Stube gebracht, zuſammen mit einem andern Mädchen von etwa ſechzehn Jahren, welches man für ziemlich gebeſſert hielt und von der man hoffte, ſie werde vortheilhaft auf Chriſtel einwirken.

5.

Es war eine ſchöne Nacht. Trotz dem Herbſt war die Luft ſo warm und mild, daß man hätte glauben können, der Sommer habe in den Thälern des Erzgebirges noch etwas zu thun vergeſſen und wäre auf ein paar Tage dahin zurückgekehrt, um das Verſäumte nachzuholen.

Frau Anna ſaß in ihrem Stübchen beim Schimmer der Lampe und nähte an einem warmen Winterrock für ihr gefangenes Kind. In dem engen Raume war es gar heimlich. Der kleine Hans lag in ſeinem Bettchen am Ofen und athmete leicht im ruhigen Schlummer. Nur bisweilen, wenn er ſich auf die andere Seite herum warf, lallte er im Schlaf ein paar unverſtändliche Laute,

und ſchlief dann wieder ruhig weiter. Die Katze ſchnurrte in der andern Stubenecke neben ihren Jungen. Dazu tickte heimlich der Perpendikel der Schwarzwälder Uhr.

Aber die Wärme im Kämmerchen wurde immer drückender, ein verſpätetes Gewitter ſchien draußen heraufkommen zu wollen. Der Frau Anna ward ſo beklommen zu Muth. Vor Allem trieben die Gedanken an ihre Chriſtel ihr das Blut zum Herzen. Es war ja heute des lieben Kindes Geburtstag! Gegenwart und Zukunft lagen ſchwarz und finſter vor den Blicken der armen Frau. Auf Erden wußte ſie wenig Troſt mehr zu finden, alle Noth und alle Sorge legte ſich wie eine ſchwere Laſt auf ihre Seele.

In ſolchen Augenblicken — und deren hatte Frau Anna manche in ihrem Leben gehabt — pflegte das Stübchen ihr zu enge zu werden. Nur Einen Ort wußte ſie, der ihr dann eine Zuflucht gewährte. Draußen in dem großen Tempel, deſſen Gewölbe der Himmel iſt, in dem Tempel, mit den höchſten Wundern dieſer Welt ausgeſchmückt, mit den Lichtern von Sonne, Mond und Sternen, mit den prächtigen fliegenden Vorhängen der Wolken und dem grünen Teppich der Erde, dort, wo der Orgelton des Windes und die Stimmen der Vögel ihre Klänge erſchallen laſſen, war der Ort, an dem Frau Anna ihrem Herzen Troſt zu holen wußte.

Am Ende ihres Gartens zog ſich ein Weg neben Haſelſträuchern und unter überhangendem Hollundergebüſch längs dem halbverſunkenen Bretterzaun zu dem Gemäuer des verfallenen Schloßthurmes hinauf. Da oben war ein ſtilles einſames Grasplätzchen, von wo man tief in's Thal und über das ganze Dorf hinabſehen konnte, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Außer einigen Kindern, die zuweilen Gras und Neſſeln für ihre Ziegen zu holen pflegten, kam da faſt Niemand hin. Daher bauten auch gern die Vögel ihre Neſter in dem dichtwuchernden Geſtrüpp umher.

Dieſe ſtille Einſamkeit, gleichſam eine kleine Kapelle in dem unermeßlichen Dom der Natur, war der Ort, zu dem Frau Anna auch in dieſer Nacht hinging, um ihrem Herzen in innigem Gebet Luft zu machen.

Da kniete ſie, die gefalteten Hände auf einen alten Baumſtumpf geſtützt, ihr Haupt zum Himmel gerichtet. Zwiſchen dunklen Wolken ſchimmerten die Sterne in ungetrübtem Glanz. Bald brach auch der Mond zwiſchen den Wolkenſpalten hervor. Milde ergoß ſich ſein Licht immer weiter über das Dorf herab und flimmerte zuletzt weithin im Thale. Es war, als ob die Wolken, die ſich eben noch hoch aufgethürmt hatten, ſolchen Glanz nicht ertragen könnten, ſie verflogen und verſchwammen nun hinter den Bergen. In weiter Ferne zuckte noch das letzte Leuchten eines vorüberziehenden Gewitters.

Und ſo, wie am Himmel die Wolken ſich auflöſten, und es in der Natur allmälig klar wurde, ſo verſchwanden auch in der Seele der armen Frau die Sorge und Alles, was ſie beängſtigt hatte. Feſtes Gottvertrauen kam durch das Gebet wieder in ihr Herz. Wie das Licht des Mondes da draußen, ging ihr das Licht der Hoffnung im Innern auf, und in dem Schimmer dieſes Lichtes ſah ſie mit Dank, wie viel Freude bei aller ihrer Noth ihr noch übrig geblieben war. Ihre Chriſtel lebte ja noch, die Gefangenſchaft konnte, ſie fühlte es jetzt, nicht immer dauern. Der kleine Hans war friſch und geſund und ihr Augentroſt. Ihre noch vor Kurzem ſo gebrochenen Kräfte waren wieder zurückgekehrt, und wie viel Liebes und Gutes hatte ſie ſelbſt von der Mildthätigkeit guter

Menſchen erfahren! Traurig und gebeugt war ſie hergegangen, freudig erſtarkt ſtand ſie vom Boden auf. Auch an der Schönheit der ſtillen Mondnacht konnte ſich wieder ihr Auge erquicken.

Wie ſie nun ſo da oben ſtand und Grüße über die dunklen Berge ihrem gefangenen Kinde nach Dresden hinſendete, war es ihr, als hörte ſie plötzlich neben ſich in den Räumen des Gemäuers ein Paar Leute halbleiſe mit einander ſprechen.

Ohne gerade horchen zu wollen, hielt ſie doch den Athem an. Im Anfange verhallten die Worte verworren in dem Nachtwinde, der eben durch das zum Theil ſchon dürr gewordene Laub rauſchte. Es ſchienen rohe Männerſtimmen zu ſein, die mitunter in ein widerliches Gelächter ausbrachen. — Für die Stimmung, in der Frau Anna ſich befand, war nichts ſtörender als dieſe Laute. Eben wollte ſie zu ihrer Wohnung zurückkehren, als der Wind ihr das Geſpräch der Beiden deutlicher zutrug. Sie hörte Worte, die ihr verdächtig vorkamen. Unwillkürlich trieb es ſie an, zurückzubleiben und weiter aufzuhorchen. Da legte ſich das Rauſchen des Windes, und ſie vernahm folgendes Geſpräch:

„Ein ſchöner Kerl biſt Du mir!“ hub die lallende Stimme eines ältlichen, wie es ſchien betrunkenen Mannes an. „Will ſelbſt lange Finger machen und bekommt Angſt, daß andere lange Finger ihn packen werden. Wahrhaftig, ein ſchöner Kerl!“

Der Andere mit einer jüngeren, aber heiſern Stimme wollte ſich vertheidigen, aber der Erſte fuhr fort: „Magſt reden, was Du willſt! morgen geh' ich nach Dresden und hol' mir in der Dämmerung, eh' ſie die Thüre zuſchließen, die Schachtel aus dem Kellerloch ab. Und wenn die ganze Polizei wieder auf der Straße hinter mir iſt, diesmal ſoll kein Teufel mich dazu bringen, den Silberkaſten wieder, wie damals, wegzuwerfen. Nur ein Haſenfuß wie Du konnte mir den Rath geben. Ein ſchöner Kerl biſt Du mir!“

„Weißt Du denn gewiß, daß Silber d'rin iſt?“ fragte der Heiſere.

„Und ob!“ lachte Jener. „Narr! ich hab's Dir ja ſchon zwanzig Mal geſagt, die blonde Hanne, die früher beim Hausmann mit geſchneidert hat, hat's meiner Frau genau beſchrieben. Wenn die Schachtel kein Silber in ſich hat, hab' ich heute keinen Branntwein in mir. Die Schachtel war ſchwer und ich bin ſchwer, ſind wir alle beide ſchwer!“

Ein rohes Gelächter belohnte den ſchlechten Witz des Betrunkenen. Nach einiger Zeit fing der Heiſere wieder an:

„Du! ich kehr' wieder nach Böhmen heim. Um die Lumperei ſetz' ich meine Haut nicht noch einmal mit Dir auf's Spiel!“

„Lumperei?“ ſchrie der Alte. „Lumperei? — Selbſt ein Lump! Haſt Du nicht gehört, was das Mädel mir geſagt? Eine Uhr iſt d'rin, und zwei Dutzend

ſilberne Löffel und —" Der Heiſere redete dem Alten einmal über's andere zu, er ſolle doch nicht ſo ſchreien, er würde ſie Beide noch in's Unglück bringen. Der aber fuhr in ſeiner Trunkenheit fort und rief: „Und wenn Du nicht mit mir zuſammenhältſt, Du Haſenfuß, dann ſollſt Du ſehen! Prügel bekommſt Du, die allerſchönſten, und ich zeig' Dich morgen beim Schulzen an, daß Du neulich beim Schmidt hier im Dorfe gemauſt haſt. Und wenn — —"

„Nu meinetwegen," fiel der Heiſere ein, „halt' nur Ruh'! und laß mich jetzt ungeſchoren! Schlafen will ich, haſt Du's gehört?" Eine Zeitlang zankten ſie und ſchimpften noch auf einander los, bis allmälig ihre Worte immer undeutlicher wurden und es zuletzt ſtill ward.

Frau Anna hatte genug gehört, um zu wiſſen, welcher Art die beiden Sprecher wären und welche Wichtigkeit für ſie in dieſer Entdeckung lag. Ohne länger zu zögern, ſchlich ſie leiſe den Gang längs dem Zaune auf den Zehen zurück, ſchlüpfte durch das Pförtchen auf die Straße und eilte zum Schulzen, der am andern Ende des Ortes wohnte. Dem berichtete ſie Alles, was ſie eben gehört.

Kaum war eine halbe Stunde vergangen, als man die beiden in der Umgegend ſehr berüchtigten Spitzbuben, die man in der Thurmruine in tiefem Schlafe fand, ergriff und nach dem Amt brachte, von wo ſie morgen in der Frühe nach Dresden transportirt werden ſollten.

6.

An einem heiteren Vormittage rollte auf der großen Landſtraße, die von Dresden in's Erzgebirge führt, ein Wägelchen dahin, auf dem ein ſtattlicher Mann und zwei Menſchen in ärmlichen Kleidern ſaßen, und doch waren dieſe beiden Menſchen in jenem Augenblick vielleicht die Glücklichſten in weiter Runde. Es war Frau Anna und ihre Chriſtel, und der Mann, der die muntern Gäule zu raſchem Lauf antrieb, war der Dorfſchulze.

Nach dem Geſtändniß der beiden Diebe hatte ſich die Unſchuld Chriſtels klar herausgeſtellt. Das Kind war ſofort freigelaſſen worden, und als es kaum die Pforte des Gefängniſſes verlaſſen und mit ſeinem Bündelchen die Straße nach dem Dorfe einſchlug, hatte es ſeine Mutter und den lieben Pathen ſchon des Weges daher kommen ſehen. Wer könnte wohl das Wiederſehen von Mutter und Tochter nach ſo kummervollen Tagen beſchreiben? Solch ein Moment läßt ſich nicht mit Worten ſchildern. Möge Jeder, der dieſes lieſt, ſich ſelbſt in die Lage der Glücklichen hineindenken und ſie mit ihnen empfinden.

Nie war der Himmel und die Berge und Wälder, ſelbſt jedes dürre Bäumchen am Wege der Chriſtel ſo ſchön vorgekommen als heute, nachdem ſie den Anblick der freien Natur ſo lange ſchmerzlich entbehrt. Und wie viel hatten Mutter und

Tochter ſich zu erzählen, ganz beſonders aber unſere Chriſtel! Noch in den letzten Tagen der Gefangenſchaft hatte ſie das Allerſchwerſte zu beſtehen gehabt!

Das Mädchen, mit dem man ſie zuſammengebracht hatte, war Niemand anders als die blonde Hanne geweſen, von der die Diebe in der Ruine geſprochen hatten. Das tückiſche Geſchöpf hatte ſich eine Zeitlang nur ſo ruhig geſtellt, um ihre Strafe zu erleichtern. Bald verſuchte ſie auch Chriſtel in ihre argen Pläne durch Ueberredung hineinzuziehen, um mit ihrer Hülfe ſich ganz vor Gericht herauszulügen. Mit Abſcheu konnte dieſe ſich nur von einem ſo ſchlechten Gemüth abwenden. Zuletzt war der Chriſtel nichts übrig geblieben, als keine Silbe mehr mit ihrer Mitgefangenen zu ſprechen; dafür aber hatte die Hanne ſich zu rächen beſchloſſen. Noch am vorletzten Tag erklärte ſie dem Gefangenwärter, ſie habe wichtige Entdeckungen über Chriſtels Diebſtahl zu machen. Die Kenntniß jedes Winkels in der Wohnung des Hausmanns, bei dem ſie früher kurze Zeit gearbeitet, ſollte ihr bei dieſem ſchändlichen Plan zu Hülfe kommen. — Der Plan war auch fein angelegt, aber gerade zur rechten Zeit ward er vereitelt durch die Bekenntniſſe der beiden Diebe, wodurch nun auch die ganze Bosheit der Hanne an's Licht gekommen war, Chriſtel aber ihre Freiheit wieder erhalten hatte.

Jetzt waren ja alle die trüben Tage vorüber, und je trauriger dieſe Erzählungen, um ſo erfreulicher war Alles das, was Frau Anna ihrer Tochter von dem luſtigen Hans berichtete.

Bald hatte man auf der Fahrt mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, und ſchon nach vier Stunden ſollte Chriſtel ihr liebes Dorf und die ſchönen Berge wiederſehen. Ihr ſchlug das Herz vor Freude bei dem Gedanken.

Eine wahre Pein war es ihr daher, als der Schulze, nach alter Gewohnheit, im nächſten Dorf vor dem goldenen Löwen, dem ſtattlichſten Gaſthofe in der Umgegend, ſtill hielt. Sogar ausgeſpannt wurden die Pferde und in den Stall geführt. Ihr gewohntes Mittagsfutter und ihre Ruheſtunde durfte den Thieren ja nicht entzogen werden. Aber auch der immer friſche Appetit des Herrn Pathen fand hier ſeine Rechnung. Es gab in dem Gaſthofe eine gute Küche, und die ſollte nicht umſonſt ſo gemüthlich den Rauch durch den Schornſtein getrieben haben. Chriſtel aber, trotz dem, daß ſie in letzter Zeit nur ſchmale Gefängnißkoſt erhalten hatte, dachte an kein Eſſen und kein Trinken. Die Freude machte ſie ſatt.

Alle Drei traten in die große Gaſtſtube ein. An dem langen, ſauber gedeckten Tiſch, auf deſſen Mitte zwei Krüge mit ſchönen Georginen prangten, ſaßen mehrere Perſonen. Am untern Ende der Tafel zerlegte eben die hübſche, dicke Wirthin einen gewaltigen, dampfenden Braten mit großem Eifer, während die rotharmige Magd umherging und die blinkenden Glaskrügel mit dem zartſchäumenden Waldſchlößchen-Bier bei jedem Gedeck hinſtellte. Da regte ſich auch bei dem Kinde wieder die natürliche Luſt an Speiſe und Trank. Es ward der Kleinen gar behaglich zu Muthe, als ſie ſich hinſetzten und die Mutter ihr die reine, ſauber gefaltete Serviette um den Hals band; war doch für das arme Ding eine ſo köſtlich beſetzte Tafel mit ihrer ganzen Umgebung etwas Neues, niemals Geſehenes!

Eines war nur dem Kinde bei ſeiner Schüchternheit ſehr ſtörend! Am obern Ende des Tiſches ſaßen ſo vornehme Perſonen, eine Mutter mit ihren Kindern, die ſich munter und luſtig mit einander unterhielten. Sie waren gewiß in dem großen ſchwerbepackten Reiſewagen angekommen, der draußen vor dem Thorwege ſtand. Chriſtel wagte gar nicht, ſich nach ihnen umzuſehen. Scheu ſchlug ſie die Augen zur Erde nieder, und nur von Zeit zu Zeit lächelte ſie ihrer Mutter, die neben ihr ſaß, freundlich zu, wenn dieſe, in der Freude ihr Kind wieder bei ſich zu haben, ihr mit der Hand über das Haar ſtrich, oder ihr die Speiſen auf den Teller legte.

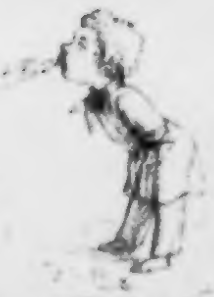
Der Gevatter Dorfſchulze hieb deſto tapferer in die leckeren Gerichte ein und hatte dabei auch bald mit der vornehmen Dame ein Geſpräch angeknüpft. Die Kinder derſelben, die bisher viel unter ſich von ihrer Reiſe zu ſprechen gehabt, lenkten nun auch ihre Aufmerkſamkeit nach dieſer Seite des Tiſches hin, und Alle riefen wie aus einem Munde: „Spitzenchriſtel! Guten Tag, Spitzenchriſtel“!

Chriſtel wußte erſt gar nicht wie ihr geſchah, dann ſtand ſie auf, ging zu den freundlichen Leuten hin und gab Jedem ſchweigend die Hand, wie

damals in der Küche in Dresden. Im Herzen aber war es ihr so zu Muthe, als hätte sie Allen, der Dame sowohl wie den Kindern, um den Hals fallen müssen. Nun ging das Fragen an. Daß das Mädchen, die erst kürzlich aus dem Gefängniß befreit war, in diesem Augenblicke alle ihre Erlebnisse hätte erzählen sollen, wäre zu viel verlangt gewesen. Der Schulze übernahm für sie das Wort, und mit Theilnahme hörten die Anwesenden der Leidensgeschichte der Kleinen zu. Die Dame, die eben auf dem Wege war nach Dresden zurückzukehren, wurde durch die Schicksale der armen Familie tief bewegt. Sie bat den Dorfschulzen, wenn er wieder in der nächsten Woche nach der Stadt komme, möge er ihr die Frau Anna mit ihrer Christel und dem kleinen Hans zum Besuche mitbringen.

Der Schulze versprach es und hielt Wort. Es blieb aber nicht blos bei diesem einen Besuch, sondern Frau Anna erhielt seitdem durch die Vermittelung der Hamburger Dame eine bedeutende Geldunterstützung, so daß sie ihr Leben von nun an ohne drückende Sorge genießen konnte. Spitzenchristel ward bald darauf zum Pfarrer des Dorfes in's Haus gegeben, der dem aufgeweckten, lernbegierigen Kinde eine vortreffliche Erziehung gab; der kleine Hans aber blieb für's Erste noch bei der Mutter, die nun ihm alle ihre Sorgfalt widmen konnte.

So erblühte aus jenen Trauertagen für die bisher so bekümmerte Familie ein reicher Segen. — Nach einem Jahre reisten die Fremden wieder in ihre Heimath, aber jedesmal, wenn sie später wieder nach Dresden kamen, besuchten sie das Dorf im Erzgebirge, und darin vor Allem die gute Frau Anna und ihre Spitzenchristel.



Vom schlafenden Apfel

1.

Im Baum, im grünen Bettchen
Hoch oben sich ein Apfel wiegt,
Der hat so rothe Bäckchen,
Man sieht's, daß er im Schlafe liegt.

2.

Ein Kind steht unter'm Baume
Das schaut und schaut und ruft hinauf:
„Ach Apfel, komm' herunter!
„Hör' endlich doch mit Schlafen auf."

3.

Es hat ihn so gebeten,
Glaubt Ihr, der wäre aufgewacht?
Er rührt sich nicht im Bette,
Sieht aus, als ob im Schlaf er lacht.

4.

Da kommt die liebe Sonne
Am Himmel hoch daher spaziert —
„Ach Sonne, liebe Sonne!
„Mach' du, daß sich der Apfel rührt."

5.

Die Sonne spricht: „Warum nicht?"
Und wirft ihm Strahlen in's Gesicht,
Küßt ihn dazu so freundlich,
Der Apfel aber rührt sich nicht.

6.

Nu schau! da kommt ein Vogel
Und setzt sich auf den Baum hinauf:
„Ei, Vogel, du mußt singen,
„Gewiß, gewiß, das weckt ihn auf."

7.

Der Vogel wetzt den Schnabel,
Und singt ein Lied so wundernett,
Und singt aus voller Kehle. –
Der Apfel rührt sich nicht im Bett! — —

8.

Und wer kam nun gegangen?
Es war der Wind! Den kenn' ich schon,
Der küßt nicht und der singt nicht,
Der pfeift aus einem andern Ton.

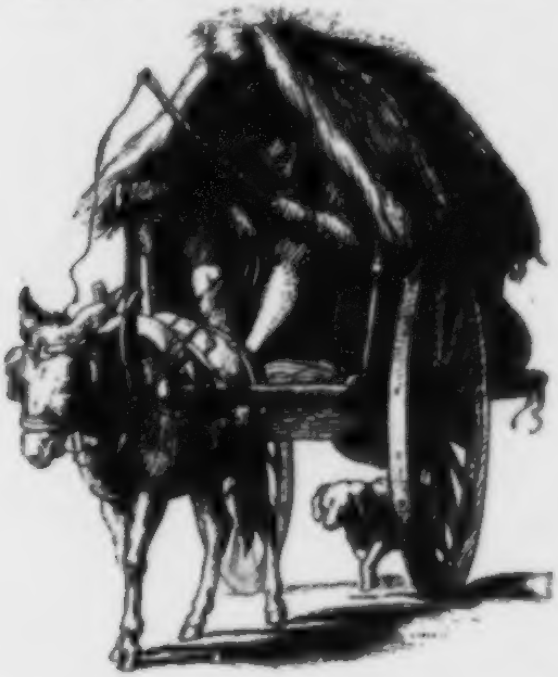
9.

Er stemmt in beide Seiten
Die Arme, bläst die Backen auf
Und bläst und bläst, und rüttelt,
Der Apfel wacht erschrocken auf,

10.

Und springt vom Baum herunter
Grad' in die Schürze von dem Kind,
Das hebt ihn auf und freut sich
Und ruft: „Ich danke schön, Herr Wind!"

Der römische Fuhrmann.



Im Süden, da möcht' ich als Fuhrmann schon leben,
Wo über die Straßen sich schlingen die Reben,
Wo Rosen im Winter die Mauern umkränzen,
Das Meer und die Felsen im Sonnenschein glänzen,
So unter dem Himmel Jahr ein und Jahr aus,
Der Wagen mein Thron und mein Bett und mein Haus,
Zum Mahl Maccaroni, Orangen und Wein,
Da kann mir's gefallen ein Fuhrmann zu sein!

Die Bremse.

Das Fenster ist zu, der Zeisig singt
„Summ!“
Die Bremse durch die Stube sich schwingt.
„Wumm!“
Bald brummt sie laut, bald summt sie still,
Hat Alles vollauf, was sie nur will,
Braten und Wein und Zucker d'rein,
Da kann eine Bremse schon lustig sein.

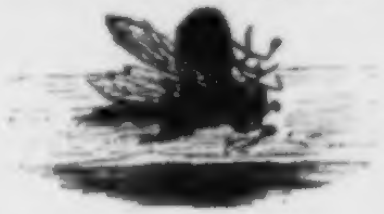
Die Bremse schaut zum Fenster hinaus,
„Summ!“
Da draußen sieht es anders aus.
„Wumm!“
Sie brummt für sich: „Jetzt seh' ich's hier,
Wie garstig es hier drinnen war.
Ich will hinaus, Ich muß hinaus,
Ich halt's, ich halt's in der Stube nicht aus!“

Der Zeisig hört, was die Bremse spricht,
„Summ!“
Und ruft: „Bleib' hier, fort kannst du nicht,“
„Wumm!“

„Du glaubst, von Luft die Scheiben sei'n.
Die sind von Glas und hart wie Stein,
Frau Bremse! lacht! Bald kommt die Magd,
Dann werden die Fenster aufgemacht.“

Die Bremse spricht: „Ich warte nicht'
„Summ!
„Und kehr' mich an dein Schwatzen nicht.
„Wumm!
„Ich will hinaus, ich muß hinaus,
Ich halt's, ich halt's in der Stube nicht aus!“ —
Und brummt grimm, mit wildem Ring'
Sie schießt an's Fenster in einem Sprung'

Das gab 'nen Stoß! Der arme Kopf!'
„Summ!“
Und noch einmal! Der arme Kopf!'
„Wumm!“
Sie fliegt und fliegt, hört keinen Rath,
Mit Summ und Wumm den ganzen Tag
„Ich will hinaus! Ich muß hinaus!“ —
Sie stieß sich todt, — da war es aus! Wumm!



Soldatenspiel.

Hurrah! Es geht in's Feld hinaus!
Voran im Trab' die Cavallerie,
Im Sturmschritt dann die Infant'rie.
Ihr Feinde lauft, sonst habt ihr Noth,
Sonst schießen wir euch mausetott,
Das knallt, es ist ein Graus!

Nun heißt es, Schritt! Nun geht's im Takt.
Schon bläst die Regimentsmusik
Das lustigste Soldatenstück.
Ein Trichter ist die Haupttrompet',
Der eine singt, der andre kräh't,
Die Trommel schlägt den Takt.

Der General zeigt uns den Weg.
Sein Hut sieht schon so prächtig aus:
Von Goldpapier mit grünem Strauß.
Sein Orden glänzt in weiter Fern':
Von Messing ein Gardinenstern,
Sein Säbel ist von Blech.

Seht nur die Offiziere dort!
Das sind gewaltig tapf're Leut',
Ihr Schreien hört man meilenweit:
„Habt Achtung! schultert! linksumkehrt!"
Und wehe dem, der sie nicht hört,
Sie sind bald hier, bald dort!

Hurrah! Nun geht's Manöver an!
Die Steckenpferd', in Saus und Braus
Wie ziehn sie mit den Reitern aus!
Und wer sein Pferd verlor im Zug,
Der ist sich selbst noch Pferd genug
Und wiehert, was er kann!

Schaut nur des Fußvolks lange Reih':
's ſind lauter ſchmucke Grenadier'
Mit weißen Hüten von Papier,
Den Schnurrbart ſchwarz, mit Kork gemalt.
Da heißt es: „Augen links!“ und „Halt!“
Der Feldherr ſprengt vorbei!

Hurrah! So zieh'n wir in den Krieg.
Und treffen keinen Feind wir an,
So greifen wir uns ſelber an,
Und werfen uns in's hohe Gras
Juchhe! das iſt der ſchönſte Spaß.
Und Alles feiert den Sieg!

Die Wolke.

An einem heißen Sommermorgen ſtieg ein kleines Wölkchen aus dem Meere auf und zog leicht und freudig, wie ein blühendes, ſpielendes Kind durch den blauen Himmel und über das weite Land, das nach langer Dürre verbrannt und traurig da lag.

Wie die kleine Wolke ſo dahinſchwamm, ſah ſie unten die armen Menſchen im Schweiße ihres Angeſichtes ſorgenvoll arbeiten und ſich abmühen, während ſie doch ſelbſt von Sorg' und Mühe nichts wußte und vom leichten Morgenhauch einer reineren Luft ganz von ſelbſt fortgetrieben ward.

„Ach,“ ſprach ſie da, „könnte ich doch für die guten armen Menſchen da unten etwas thun, ihre Mühe erleichtern, ihre Sorgen verſcheuchen, den Hungrigen Nahrung verſchaffen, die Durſtigen erquicken!“ — —

Und der Tag ſchritt immer weiter vor, und die Wolke ward immer größer; und wie ſie ſo wuchs, ward der Wunſch, den Menſchen ihr Leben zu weihen, immer mächtiger in ihr.

Auf der Erde aber wurde es immer heißer, die Sonne brannte glühend und drückte ſchwer auf die arbeitenden Leute, ſie wollten faſt verſchmachten und doch *mußten* ſie arbeiten, denn ſie waren ſehr arm.

Da warfen ſie einen bittenden Blick zu der Wolke herauf, als wollten ſie ſagen: „Ach, könnteſt du uns helfen!“

„Ja! ich will euch helfen!“ ſprach die Wolke, und ſogleich begann ſie zur Erde ſich leiſe herabzuneigen.

Aber nun fiel ihr auch ein, was sie im Schooße des Meeres einst als Kind gehört hatte, nämlich, daß die Wolken, wenn sie zu tief zur Erde sich hinabsenken, den Tod fänden.

Eine Zeit lang schwankte sie und ließ sich von ihren Gedanken hin und hertreiben, endlich stand sie still und sprach kühn und freudig: „Ihr Menschen, ich helfe euch, geschehe was da wolle!“

Dieser Gedanke machte sie plötzlich riesengroß und stark und gewaltig. Sie selbst hatte vorher nie geahnt, daß sie solcher Größe nur fähig wäre. Wie ein segnender Gott stand sie über dem Lande da und erhob ihr Haupt und breitete ihre Schwingen weithin über die Gefilde. Ihre Herrlichkeit ward so groß, daß der Mensch und das Thier davor erschraken, daß die Bäume und das Gras vor ihr sich neigten, aber Alle ahnten wohl, das sei ihre Wohlthäterin.

„Ja, ich helfe euch!“ rief die Wolke abermals. „Nehmt mich hin, ich sterbe für euch!“

Es war ein gewaltiger Wille, der sie dabei durchzuckte. Ein höheres Licht durchglühte sie, Donner durchbrausten sie, von einer unendlichen Liebe ward sie durchströmt; sie senkte sich nieder auf die Erde und zerfloß in Segen-träufenden Regen. — —

Dieser Regen war ihre That, dieser Regen war ihr Tod, in ihm sollte sie verklärt werden.

Ueber das ganze Land, so weit der Regen sich ergoß, hob sich ein leuchtender Farbenbogen, gebildet aus den reinsten Strahlen des Himmels, er war der letzte, sichtbare Gruß einer sich aufopfernden, großen Liebe.

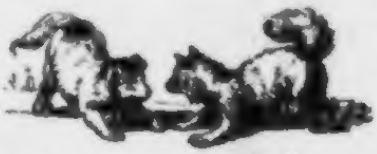
Doch auch er schwand nach kurzer Zeit dahin, aber der Segen der Wolke blieb den beglückten geretteten Menschen für lange Zeiten zurück.

Der Hahn und die Wachtelhündchen.

In einem vornehmen Hause litt eine Wachtelhündin, Mutter von vier jungen, unerzogenen Hündchen, seit einigen Tagen an Ohrenschmerzen und mußte das Zimmer hüten. Sie konnte nun nicht, wie sonst, mit ihren Kleinen in den Hof hinuntergehen. Diese mußten daher jeden Abend, wenn sie von unten heraufkamen, der Mutter Alles erzählen, was sie auf dem Hofe Neues erlebt.

Eines Abends hatten die vier Hündchen wieder Viel zu berichten:

„Lady," das älteste, hatte mit des Nachbars kleinem Spitz sich herumgejagt, „Fidel" war von einem vorübergehenden Schusterjungen arg geneckt worden, hatte aber nachher die schönsten Käferinden zum Geschenk erhalten, „Belline" hatte sich über die Räder an einem Kinderwagen entsetzlich geärgert, weil sie beim Fahren sich so rasch herumdrehten und dabei so häßlich knarrten, der kleine „Nimrod" endlich, das allerkleinste von den vier Hündchen, hatte sich so sehr vor dem Haushahn gefürchtet, daß es sich hinter der Regentonne verkrochen und gar nicht hatte spielen können.



„Du einfältiges Kind," schalt die alte Hündin, „was hat dir der Hahn denn gethan?"

„Ach, Mama," rief Nimrod, „ich wollt' erst mit ihm spielen, aber da kam ich schön an, das ist ja ein böser, stolzer Herr. Er sah mich gar nicht einmal an. Ich denk' mir, er muß kurz vorher mit andern eben so vornehmen Hähnen spazieren geritten sein, denn er hatte noch die Sporen an den Beinen sitzen.

Er war aber auch ganz prächtig angezogen, viel viel schöner wie die Menschen es sind."

Die Alte schüttelte lächelnd den Kopf, aber Nimrod fuhr immer eifriger fort zu erzählen:

„Hör' nur, was er anhatte! Sein Leibrock war von grüner Seide und über und über mit Gold besetzt; eine rothe Mütze saß ihm schräg auf dem Kopf, und denk' nur einmal: den Federbusch, den die Offiziere, die zu unserer Madam immer herkommen, sonst auf dem Hute zu tragen pflegen, hatte er sich hinten an den Leib gesteckt. Das sah einmal närrisch aus!"

„Da hast du, kleiner Naseweis, ihn am Ende ausgelacht?" sprach die Mutter.

„Nein, Mama, gelacht hab' ich ganz gewiß nicht," rief Nimrod, „aber geärgert hab' ich mich über ihn und da fing ich denn nur ein ganz klein bischen zu knurren an, — na! da hättest du einmal sehen sollen, wie bös' er wurde! Den Hals hat er lang in die Höhe gereckt, den Kopf drehte er nach allen Seiten um, und geschimpft hat er, wie ich es noch von keinem Thier gehört habe; selbst unserer Madam ihr alter Papagei kann so arg nicht schimpfen! — War's denn so unrecht, daß ich hinter die Regentonne kroch?"

„„Wenn er dich ärgerte, warum bellteſt du ihn denn nicht recht ordentlich an?""

„Das that ich auch einmal, liebe Mama, aber da wurd' er noch viel viel böser. Mit einem fürchterlichem Satz sprang er auf den Zaun, schlug sich mit beiden Flügeln ganz wüthend gegen den Bauch und schrie alle Hähne auf dem ganzen Gute zusammen, und die haben ihm auch gleich alle geantwortet, weit, weit her!"

„„Und sind auch herbeigekommen?"" —

„Ja, das kann ich dir wirklich nicht sagen, ich hielt's vor Angst nicht länger hinter meiner Tonne aus, kniff den Schwanz zwischen die Beine und lief, so rasch ich konnte in's Haus hinein. — Nimm's nicht übel, Mama, ich glaub', ich hab' fürchterlich dabei geschrie'n." —

Die alte Hündin lachte den kleinen furchtsamen Schwätzer aus und sprach: „„In acht Tagen wird mein Ohr wohl besser und du wohl etwas vernünftiger sein, dann will ich dir den stolzen Herrn einmal näher zeigen.""

Wie gesagt, so gethan. Nach acht Tagen ging die Alte mit ihren vier Kindern wieder auf den Hof herunter, wo der Hahn eben seinen Hennen die höflichsten Kratzfüße machte, dann aber stolz auf einem Beine stehend mit der vornehmsten Miene von der Welt rings umherschaute.

„„Nun kommt her, ihr Kinderchen,““ ſprach die Mutter: „„wenn ich hier bin, braucht ihr euch nicht zu fürchten. Wer von euch den meiſten Muth hat, der gehe dreiſt auf den Hahn los und belle ihn an. Wer das thut, der ſoll dann auch zum Lohn das ſchöne durchſichtige Lammsknorpelchen bekommen, das ich mir geſtern unter der Strohmatte verwahrt habe.““

„Denkt einmal, das Lammsknorpelchen!“ riefen die drei älteſten Hündchen und bekamen bei dem Gedanken einen wahren Heldenmuth, und vor Appetit ganz naſſe Schnauzchen.

Sie wedelten auch ſchon ganz keck und luſtig um die Mutter herum, und fingen an leiſe zu knurren, um ſich noch immer mehr Muth zu machen, der kleine Nimrod aber hielt ſeinen Schwanz doch noch zwiſchen den Beinen eingekniffen.

Belline war endlich die erſte, die ihren Muth ſehen ließ. Sie legte behutſam beide Vorderpfötchen flach vor ſich auf die Erde, den Kopf darauf, und kroch ſo, den Hahn immer ſcharf anſehend, ganz leiſe, leiſe gegen ihn an.

Dieſer wollte eben wieder recht läſterlich losſchimpfen, — hopp! da ſprang das flinke Hündchen mit ein paar raſchen Sätzen muthig auf ihn zu und bellte mit ſeiner feinen gellenden Stimme ſo laut es nur irgend konnte.

Ei, wie fuhr der vornehme Herr Hahn da zuſammen! Sein langer Hals wurde ganz kurz und immer kürzer, ſeine hohen Schwungfedern ſchleiften an der Erde hin und mit ellenlangen Schritten lief er, ſo raſch es nur immer ging, Hals über Kopf, rechts und links, und immer im Kreiſe herum und das Hündchen immer hinter ihm her, bis der alte Haſenfuß endlich durch ein Loch in den Hühnerſtall entſchlüpfte.

Ein ſchallendes Gelächter erhob ſich auf dem ganzen Hofe. Vor Lachen winſelten die Hunde, wackelten die Enten, kollerten die Truthüner, und die Knaben, die oben aus den Fenſtern zuſahen, klatſchten in die Hände.

Wie der kleine Nimrod das ſah, verlor er alle Furcht, lief mit den Geſchwiſtern ebenfalls nach dem Hühnerſtall und alle bellten noch lange Zeit gegen das Loch, durch das der Hahn entſchlüpft war.

Seitdem iſt Nimrod ſo keck geworden, daß er jetzt vor nichts mehr Angſt hat und ſelbſt Menſchen und Reiter dreiſt anbellt. Der Hahn aber blieb derſelbe aufgeblaſene Narr, wie zuvor, und iſt auch noch eben ſo furchtſam, wo es d'rauf ankommt, zu zeigen, daß er ein Hahn ſei.

Der Pfau und die Henne.

Die Henne hat ein Ei gelegt
Und ruft die Hausfrau an,
Das hört der Pfau und ärgert ſich
Und ſchreit ſo laut er kann.
Er ſpreizt den Schweif und ſchlägt ein Rad,
Möcht' platzen faſt vor Neid.
Du Thor! was haſt denn du gethan?
Haſt nur ein ſchönes Kleid.

Die Hausfrau jagt den Narren fort.
Was liegt ihr an dem Kleid?
Ja, wenn er's ſelbſt geſchneidert hätt,
Da wär' er ſchon geſcheidt!
Wer aber hat das Ei gelegt?
Es iſt das treue Huhn! —
Um gut zu ſein hilft Schönheit nicht,
Man muß das Gute thun.

Vier Wiegenlieder.

Im Frühling.

„Eia popeia,"
Das iſt ein altes Lied;
Und wer das Lied gehöret,
Dem werden die Augen müd':
Das Hündchen und das Kätzchen,
Am Fenſterſims das Spätzchen,
Mein Kindchen ſelbſt, mein Schätzchen,
— „Eia popeia," —
So flink ſie eben geſprungen,
Sie werden alle müd'.

„Eia popeia,"
Das iſt ein altes Lied;
Der Mond hat's oft gehöret,
Iſt oft ſchon worden müd';
Die Bäche und die Quellen,
So wach ſie ſich auch ſtellen,
Im Traum nur zieh'n die Wellen,
— „Eia popeia," —
Sobald's die Nacht geſungen,
Wird Alles, Alles müd'.

„Eia popeia,"
Das iſt ein altes Lied;
Doch eine ſingt und ſingt es
Und wird davon nicht müd'.
Ob's ſchweigt in allen Räumen,
Ob's blüht in allen Bäumen,
Kann ſchlafen nicht, noch träumen,
— „Eia popeia," —
Eh' nicht ihr Kindlein ſchlummert,
Die Mutter wird nicht müd'.

Im Sommer.

Vom Berg hinabgeſtiegen
Iſt nun des Tages Reſt;
Mein Kind liegt in der Wiegen,
Die Vöglein all' im Neſt;
Nur ein ganz klein Singvögelein
Ruft weit daher im Dämmerſchein:
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
„Lieb' Kindlein, gute Nacht!"

Das Spielzeug ruht im Schreine,
Die Kleider auf der Bank,
Ein Mäuschen ganz alleine
Es raſchelt noch im Schrank,
Und draußen ſteht der Abendſtern
Und winkt dem Kind aus weiter Fern':
„Gut' Nacht'! gut' Nacht!
„Lieb' Kindlein, gute Nacht!"

Die Wiege geht im Gleiſe,
Die Uhr pickt hin und her,
Die Fliegen nur ganz leiſe
Sie ſummen noch daher.
Ihr Fliegen, laßt mein Kind in Ruh'!
Was ſummt ihr ihm ſo heimlich zu.
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
„Lieb' Kindlein, gute Nacht!"

Der Vogel und die Sterne,
Die Fliegen rings umher,
Sie haben mein Kind ſchon gerne,
Die Engel noch viel mehr.
Sie decken's mit den Flügeln zu
Und ſingen leiſe: „Schlaf in Ruh'!
„Gut' Nacht! gut' Nacht!
„Lieb' Kindlein, gute Nacht!"

Im Herbſt.

Sonne hat ſich müd' gelaufen, ſpricht: „Nun laß ich's ſein!“
Geht zu Bett und ſchließt die Augen und ſchläft ruhig ein.
Sum, ſum, ſum,
Mein Kindchen macht es eben ſo.
Mein Kindchen iſt nicht dumm!

Bäumchen, das noch eben rauſchte, ſpricht: „Was ſoll das ſein?
Will die Sonne nicht mehr ſcheinen, ſchlaf' ich ruhig ein!“
Sum, ſum, ſum,
Mein Kindchen macht es eben ſo.
Mein Kindchen iſt nicht dumm!

Vogel, der im Baum gesungen, spricht: „Was soll das sein?
Will das Bäumchen nicht mehr rauschen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es eben so,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

Häschen spitzt die langen Ohren, spricht: „Was soll das sein?
Hör' ich keinen Vogel singen, schlaf ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es eben so,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

Jäger höret auf zu blasen, spricht: „Was soll das sein?
Seh' ich keinen Hasen laufen, schlaf' ich ruhig ein."
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es eben so,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

Kommt der Mond und guckt herunter, spricht: „Was soll das sein?
„Kein Jäger lauscht?
„Kein Häschen springt?
„Kein Vogel singt?
„Kein Bäumchen rauscht?
„Kein Sonnenschein!
„Und 's Kind allein
„Soll' noch sein?" —
Nein! nein! nein!
Lieb' Kindchen macht die Augen zu,
Lieb' Kindchen schläft schon ein! —

Im Winter.

Schlaf' ein, mein süßes Kind,
Da draußen singt der Wind.
Er singt die ganze Welt in Ruh',
Deckt sie mit weißen Betten zu.
Und bläst er ihr auch in's Gesicht,
Sie rührt sich nicht und regt sich nicht.
Thut auch kein Händchen strecken
Aus ihren weichen Decken.

Schlaf' ein, mein süßes Kind,
Da draußen geht der Wind.
Pocht an die Fenster und schaut hinein,
Und hört er wo ein Kind noch schrei'n,
Da schilt und brummt und summt er sehr,
Holt gleich sein Bett voll Schnee daher
Und deckt es auf die Wiegen,
Wenn's Kind nicht still will liegen.

Schlaf' ein, mein süßes Kind,
Da draußen weht der Wind.
Er rüttelt an dem Tannenbaum,
Da fliegt heraus ein schöner Traum,
Der fliegt durch Schnee, durch Nacht und Wind
Geschwind, geschwind, zum lieben Kind,
Und singt von lust'gen Dingen,
Die's Christkind ihm wird bringen.

Schlaf' ein, mein süßes Kind,
Da draußen bläst der Wind.
Doch ruft die Sonne: „Grüß' Euch Gott!"
Bläst er dem Kind die Backen roth,
Und sagt der Frühling: „Guten Tag!"
Bläst er die ganze Erde wach,
Und was sein still gelegen
Das freut sich allerwegen.

D'rum schlaf', mein süßes Kind,
Bläst draußen auch der Wind!

Der Faule und der Fleißige.

Ein Märchen.

Zwei Leute, ein Fleißiger und ein Fauler, gingen eines Morgens miteinander über Feld. Da sahen sie vor sich, weit in's Land hinein, ein glänzendes Schloß auf dem Berge liegen; es funkelte in der Sonne, daß es eine wahre Lust war da hinzuschauen. „Dort laß uns hingehen!" sagte der Fleißige. — „Ja, wer nur erst da wäre!" sagte der Faule. — „„Das könnt ihr noch heute,"" sprach eine helle Stimme hinter ihnen, „„ihr seid ja ein paar junge, rüstige Gesellen.""

Wie sie sich umsahen, woher die Worte kämen, erblickten sie eine schöne Frau; sie stand auf einer Kugel, und diese rollte mit ihr rasch nach dem Schlosse zu, an ihnen vorbei. „Die hat's gut," sprach der Faule, „die braucht kein Bein zu rühren und kommt doch vorwärts," und damit setzte er sich in's Gras nieder. Der Fleißige aber bedachte sich nicht lang', lief ihr nach, ergriff sie an dem Zipfel ihres weiten Mantels und sprach: „Wer bist du?" — „„Das Glück,"" antwortete die Frau, „„und jenes Schloß ist mein. Kommt mir nach! und seid ihr vor Mitternacht da, so will ich euch freundlich aufnehmen. Kommt ihr aber nur eine Sekunde nach Mitternacht, so ist für euch mein Haus verschlossen!""

Bei diesen Worten entzog sie ihren Mantel der Hand des Gesellen und rollte so rasch dahin, daß sie bald seinen Blicken entschwunden war.

Der Gesell kehrte zu seinem Kameraden zurück, erzählte ihm, was ihm begegnet, und sagte: „Ich geh' hin. Kommst du mit?" — Der aber sprach: „Bist du toll? — Ja, wenn ein Pferd hier wäre und mich hinbrächte?" — „Ade!" rief der Andere und trat seine Reise an.

Der Faule dachte: „Lauf' du nur immer zu; der Zufall ist schon Manchem im Schlafe günstig gewesen, vielleicht ist er's mir heute auch einmal." Damit legte er sich auf den Bauch und blinzelte behaglich, aber doch etwas sehnsüchtig nach dem flimmernden Schlosse hin.

Plötzlich fühlte er um seine Ohren etwas Warmes schnuppern und als er sich langsam umwandte, siehe, da stand ein hübsches munteres Pferdchen da.

das war glänzend weiß, schüttelte die Mähnen und wieherte lustig in die frische Morgenluft hinaus. —

„Hab' ich's nicht gleich gesagt!“ rief der Geselle, „wer nur dem Zufall vertraut! Komm' her, mein Thier, wir wollen gute Freunde sein!“ — Mit diesen Worten hob er sich ruhig in den Sattel und wie der Wind flog das Thier mit ihm auf und davon. Bald holte er seinen Kameraden ein. „Viele Grüße an Schusters Rappen von meinem Schimmel!“ rief er ihm im Vorbeijagen zu. Der aber ließ sich nicht stören, sondern schritt rüstig und sicher seine Straße vor sich hin.

Auf einer buschigen Anhöhe machte der Schimmel mit seinem Reiter um Mittag plötzlich Halt. „Recht so,“ sprach dieser, „du bist ein ganz gescheidtes Thier. Eile mit Weile, das ist die wahre Weisheit. Das Schloß da läuft uns nicht fort, aber der Appetit, wenn man sich überhungert.“

Nun stieg er vom Pferde, suchte einen weichen, schattigen Abhang neben einem bequemen Stein, ließ sich in's Moos nieder, stemmte die Beine gegen einen Baumstamm und hielt sein Mittagbrod, denn glücklicher Weise befand sich Brod und Wurst in seinen Taschen und ein guter Schluck in seiner Korbflasche. Und als der Magen gefüllt war und ihn der Schlaf überkam, folgte er dieser süßen Lockung, streckte alle Viere von sich und schlief ruhig ein.

Das war ein Schlaf! So schöne Träume hatte er noch nie gehabt. Ihm träumte, er sei schon im Schlosse, läge auf seidenen Polstern, und was er nur

wünſche, käme ihm von allen Seiten zugeflogen, ohne daß er auch nur den kleinſten Finger zu rühren brauche. Zuletzt war es ihm, als würde ein großes Feuerwerk abgebrannt und die ſchönſte Muſik ſpielte dazu das Lied: „Friſcher Muth, leichtes Blut iſt des rüſt'gen Wand'rers Gut." — Da wachte er auf.

Er rieb ſich die Augen. Nun ſah er, daß die Sonne hinter dem Schloſſe ſo eben unterging und ihm noch den allerletzten Strahl in die Augen warf. Aus dem Thale vor ihm aber ſchallte die Stimme des Kameraden herauf, der ſang das Lied, das ihm ſo eben im Traume in die Ohren geklungen hatte und ſchritt ohne umzuſehen vorwärts. — „Ei der Tauſend!" rief der Faule. „Nun iſt's aber denn doch Zeit aufzubrechen. Schimmel! wo biſt du?"

Ja, da war kein Pferd in weiter Runde mehr zu ſehen, wohl aber weidete oben auf der Anhöhe ein alter grauer Eſel. — Der Geſelle rief, er lockte, er pfiff, — nichts da! — Das Pferd blieb fort und der Eſel kam nicht herbei. So mußte er ſich denn ſchon entſchließen, zum Grauen hinzugehen und ihn zu beſteigen.

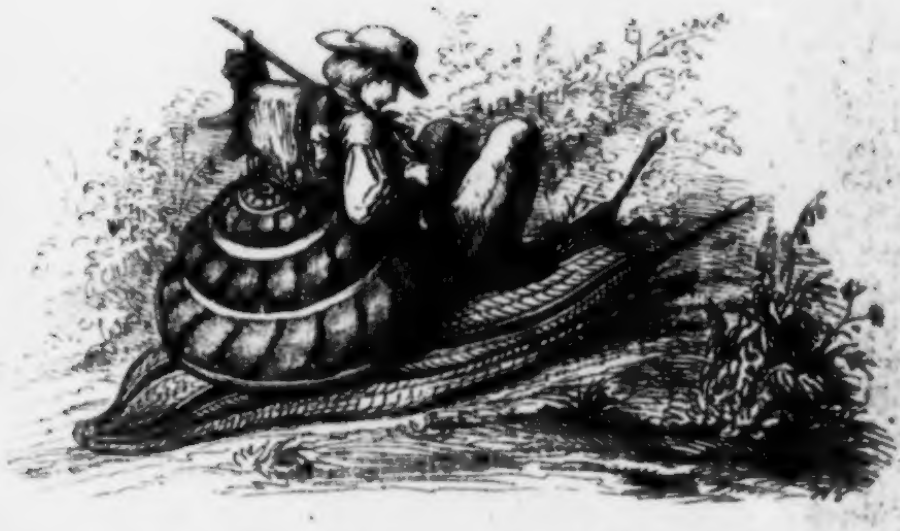
Der ließ ſich's auch ruhig gefallen und trabte gemächlich mit ihm vorwärts, freilich ſein Schimmel war's nicht, der ging raſcher, und was das Schönſte war, viel, viel bequemer.

Bald fing es an dunkel zu werden, und Wolken zogen herauf. Auch hatten ſie in dem Schloſſe, wie man deutlich ſehen konnte, die Lichter ſchon angeſteckt. — Da ging die Noth los. Der Eſel ſchlich langſamer und immer langſamer und als er mitten in einem rabenſchwarzen Walde war, blieb er mit einem Mal ganz und gar ſtehen. Da half kein Bitten, kein Streicheln, kein Zügelreißen, und als ſein Herr ihm zuletzt mit Hacken und Fäuſten eine volle Stunde lang fortwährend zugeſetzt, machte das Thier kurzen Prozeß: Kopf zwiſchen die Beine, Hintertheil in die Höhe, und mit einem Ruck lag mein Reiter auf dem harten Boden.

Das war kein Polſterkiſſen, und nun gar für Einen, deſſen Arme und Beine von dem vielen Schlagen ſelbſt ganz zerſchlagen waren. Und vor ihm flimmerte das Schloß ſchon ganz nah' durch die Bäume, als winkte es ihm ſo recht zu ſich hin. Ach, was für prächtige Betten mußten da drinnen ſein!

Dieſer Gedanke einzig und allein gab dem Zerſchlagenen die Kraft aufzuſtehen. Aber was nun machen? — Gehen? — Das war unmöglich, er konnte ja kaum noch ſtehen, ſo ſchmerzten ihm alle Glieder. Vielleicht hatte ſich ja auch ſein Grauer unterdeß eines Beſſern beſonnen. Er tappte alſo wohl eine Viertelſtunde nach ihm umher, ſtieß hier den Kopf an einen Baum, riß da ſein Geſicht an den Dornen entzwei, ſtolperte überall an Wurzeln und Steine, aber, wer nicht zu finden, das war der Eſel. — An Liegenbleiben war nun gar nicht zu denken, denn von Zeit zu Zeit ging ein Heulen durch den Wald wie von hungrigen Wölfen.

Plötzlich ſtieß er an etwas Weiches, es war nicht ſein Eſel, aber es war doch wie ein Sattel anzufühlen. Eben wollte er ſich heraufſchwingen, als er



merkte, es sei ein kaltes, nasses Thier, das er besteige. — Ihm schauderte. Indem aber schlug eine Glocke in der Ferne. Er zählte; sie schlug elf Schläge. Es war die höchste Zeit, in einer Stunde konnte er das Schloß noch erreichen, — er hob sich in den Sattel.

Es saß sich auch gar nicht übel da oben, ungemein weich und im Rücken eine hohe Lehne, auch ging das neue Thier sehr sicher, nur noch viel langsamer als das Frühere. Dennoch kam er dem Schloß allmählig immer näher und schon konnte er die erleuchteten Fenster darin zählen, als der Mond aus den Wolken trat und hell auf ihn herunterschien.

O Wunder! was erblickte er da! Das Thier, worauf er saß, war kein Pferd und kein Esel, sondern eine großmächtige Schnecke, so groß wie ein Kalb, und ihr Haus, das sie auf dem Rücken trug, hatte ihm zur Lehne gedient. Da war's nun wohl natürlich, daß er nicht schneller weiter kam. — Ihn überlief es eiskalt! aber das half Alles nichts, er mußte froh sein, auf solche Weise seinem Ziele näher zu kommen. Und wirklich, schon schlug die Glocke aus der Ferne den ersten der zwölf Schläge, mit denen sie in langen Zwischenräumen die Mitternachtsstunde verkündigen sollte. In demselben Augenblicke schob sich sein neues Saumthier mit ihm aus dem Walde heraus und das prächtige wunderbare Schloß des Glückes lag ganz dicht vor ihm da. Bisher hatte der Faule auf seinem Sitze kein Glied gerührt, jetzt drückte er dem Thiere beide Fersen in die weichen, schwammigen Seiten. Das aber war solche Behandlung nicht gewohnt, im Nu zog es sich mit Kopf und Kragen in sein Haus hinein und ließ den Reiter zu Boden gleiten.

Jetzt brummte die Thurmuhr den zweiten Schlag. — Hätte der Faule sich zusammen genommen und seinen Füßen vertraut, noch immer hätte er sein Ziel

erreichen können, ehe der letzte Schlag verhallt wäre. Aber nein! er stand da und rief jammernd: „Ein Thier! ein Thier! was es auch sein mag, nur ein Thier, das mich zum Schlosse hinträgt!“

Unterdeß aber waren fast sämmtliche Lichter im Schlosse erloschen, der Mond trat wieder hinter dunkle Wolken und rings umher war es, wie früher, dunkle Nacht.

Die Thurmuhr schlug den dritten Schlag. — Da hörte er neben sich etwas rasseln, es kam durch die Dunkelheit daher wie ein gepanzert Roß und hielt neben ihm still. — „Das wird mein Schimmel sein,“ rief der Faule, „den hat mir der Himmel zur rechten Zeit geschickt!“ So rasch es ihm möglich war, schwang er sich dem Thiere auf den Rücken; nur ein kleiner Hügel war noch zu erklimmen, noch sah er die Thorflügel des Schlosses offen und in der Thüre stand sein Kamerad und winkte ihm jubelnd mit seiner Mütze zu.

Schon schlug die Thurmuhr den vierten Schlag, da fing das Thier, worauf er saß, an, sich zu bewegen; — sie schlug den fünften Schlag, da ging es vorwärts; — sie schlug den sechsten Schlag, da stand es still; — sie schlug den siebenten Schlag, da erhob sich das Thier abermals, nahm einen Anlauf und — ging rückwärts! — Vergebens versuchte er, sich hinabzuwerfen. Bei einem flüchtigen Strahl des Mondes erschien ihm sein gepanzertes Roß als ein schauriges Ungeheuer mit zehn Beinen, von jeder Seite erhob es eine riesige Scheere und kniff und hielt ihn fest an den Armen. Er schrie nach Hülfe. Umsonst! Immer weiter kam er von dem Schlosse zurück, immer näher rückte der entscheidende Augenblick. Die Thurmuhr brummte einen Schlag nach dem andern herunter und endlich den zwölften, — noch einmal sah er den Wunderbau vor seinen Blicken in hellem Lichtschimmer aufleuchten, aber in demselben Moment hörte er auch die Thorflügel mit gewaltigem Prasseln zusammenschlagen. — Der Eingang zum Schlosse des Glücks war ihm für immer verschlossen; und als er beim Scheine des flammenden Lichtes das Ungeheuer, das ihn immer weiter und weiter rückwärts riß, näher betrachtete, siehe, da war es ein ungeheurer Krebs.

Wo er auf diesem Rosse hingekommen, weiß ich nicht zu sagen. Kein Mensch hat sich weiter um ihn bekümmert.

Sein Kamerad aber ward von der schönen Herrin des Schlosses auf's Freundlichste empfangen und auf's Köstlichste bewirthet; auch soll sie ihm Zeit seines Lebens behülflich gewesen sein, große Dinge zu vollbringen, seinen Mitmenschen Freude zu bereiten und Nothleidende zu unterstützen.

Der Bauernhof.

Der Tag bricht an,
Es kräht der Hahn,
Es gackelt die Henne
Und fliegt zur Tenne,
Und macht ein Geschrei,

Und sehen nach
Und finden, ach!
Unter altem Plunder, —
O Wunder! o Wunder! —
Ein taubes Ei!
Ei ei! Ei ei!

Als ob ein Wunder
Geschehen sei. —
Da kommen herbei
Die Magd und der Knecht,
Die laufen nicht schlecht.

Täubchen im Sonnenſchein,
Möcht' mit Euch fliegen,
Stets ſo beiſammen ſein,
Wohnen in einem Schlag,
Spielen auf einem Dach.

Welch ein Vergnügen!
Viel arme Kinderlein,
Haben kein Schweſterlein,
Haben kein Brüderlein,
Spielen ſo ganz, ſo ganz allein!

Herr Rabe in deinem ſchwarzen Kleid,
Um wen trägſt du ſolch' Herzeleid? —
„Soll ich nicht trauern?
„Soll nicht bedauern
„So vieler Thiere Tod?
„Eben, o Noth!

„Starb dieſer Regenwurm hier,
„Das arme Thier!" —
Du Heuchler in deinem ſchwarzen Kleid,
Betrauerſt der armen Thiere Leid,
Und bringſt ſie ſelbſt in ſolche Noth,
Und nährſt dich ſelbſt von ihrem Tod!

Schwalbenmütterlein! Schwalbenmütterlein!
Wie haſt du lieb deine Gelbſchnäblein!
Fliegſt niemals aus,
Daß du nicht fingeſt
Ein Mückchen zum Schmaus;
Fliegſt niemals aus,
Da du nicht bringeſt
Deinem Kindlein das Mückchen nach Haus.
Schwalbenmütterlein! Schwalbenmütterlein!
Wie haſt du lieb deine Gelbſchnäblein!

Unſer Hinz iſt gar nicht dumm,
Streicht in Hof und Feld herum,
Sucht ſich leck're Speiſe.

Hinz! welch' freches Thier biſt du,
Laß die Küchlein mir in Ruh'!
Geh' und ſuch' dir Mäuſe.

Pfui, du Schwein!
Wer wird doch ſo garſtig ſein,
Stets im Schmutze liegen!
Macht dir das Vergnügen? —
Keinem Kinde fällt es ein.

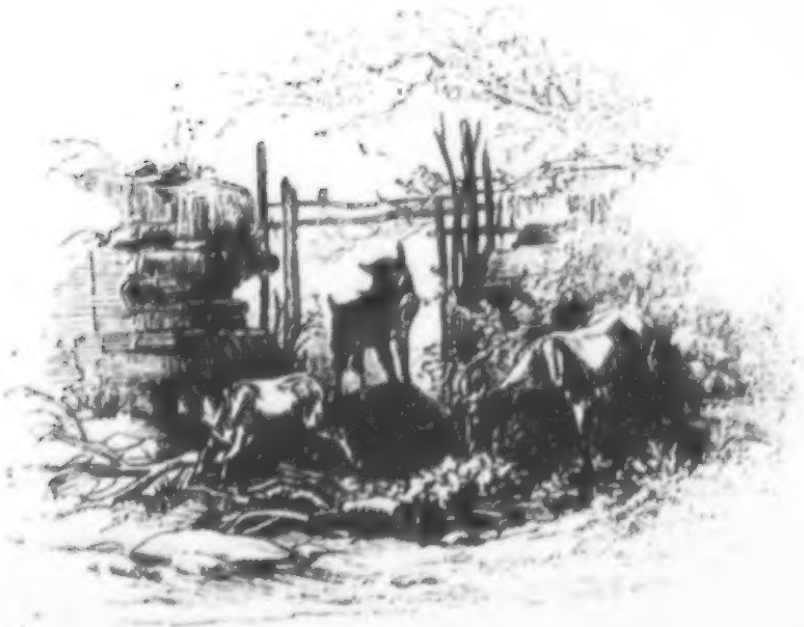
Keinem Lamm und keinen Ziegen
Spielkam'raden dir zu ſein;
Alles läuft dir aus dem Wege,
Niemand kommt in dein Gehege,
Garſt'ges Schwein!

„Was mögen die Störche zuſammen plappern?
Reiſ'ten doch weit genug!" —
Ich glaub', ſie können nichts weiter als klappern.
Reiſen macht Dumme nicht klug.

Staar, was zirkelst du so stumm
Mit dem Schnabel am Nest herum? — —
„Flieg' ich aus dem Nest hinaus,
„Will ich auch ganz sicher sein,
„Daß die Thüre nicht zu klein,
„Wann ich wieder komm' nach Haus." —
Narr! Laß doch die Grillen sein!
Zirkle nicht und flieg' hinaus,
Grüble nicht und flieg' hinein! —

Eselchen, warst sonst so faul,
Und jetzt läufst du wie ein Gaul?
Sprich, wie geht das zu? —
Gelt, du merkst den Zauberstab,
Der den Faulen bringt in Trab.
Eselchen, lauf zu!

Eichkätzchen, du närriſch Ding,
Wie knackſt du die Nüßlein doch ſo flink!
„Wüßt' ich nicht ſüße Kerne d'rein,
Ich ließe Nüſſe Nüſſe ſein."



Springe, Zicklein, ſpringe,
Sei luſtig und guter Dinge!
Gehſt du erſt als Bock einher
Biſt du ſteif und ſpielſt nicht mehr.

Die arme Henne läuft ſo bang
Um ihre Brut den See entlang. —
Ihr Kinder ahnet nicht den Schmerz
Den um Euch fühlt ein Mutterherz!

Da kommen, da kommen,
Mit Schnattern die Gevattern,
Und wackeln und gackeln,
Und ſchlucken und ſchlingen,
Und heben ihre Schwingen,
Die Zungen und die Lungen,
Und haben ſich geſchwungen,
Der ganzen Welt zu Nutze
— Wohin denn? —
In ihre alte Pfütze!

Der Hans der spricht zum Hahn
„Zur Schule komm mit mir,
„Was lernen wollen wir!“ —
Der Hahn der sieht ihn an,
Und kräht,
Und geht
Zum Fressen. —
So machen's auch die Enten,
Die Tauben und die Hennen,
Und eben so der Kullerhahn;
An's Lernen denkt kein Einz'ger d'ran.
Sie schreien und sie rennen
Sie girren und sie schwirren,
Und alles nur um's Essen. —
Der Hansel unterdessen
Geht fürbaß,
Und lernt was,
Und wird ein reicher Mann,
Hat Frau und Kind
Und Hof und Gesind',
Und feiert lust'ge Feste,
Und ladet viele Gäste;
Die kommen denn auch an,
Und trinken und essen,
Und denkt einmal an,
Sie essen den Hahn,
Und essen die Hennen,
Die Enten und die Tauben,
Und selbst den alten Kullerhahn,
Mußten alle daran glauben,
Und wie's denn so geht,
Die Reu' kam zu spät.
Drum merkt Euch das,
Und lernet was;
Dann mögt ihr ein gutes Essen
Auch nicht vergessen.

Herr Pudel hat ſich ſatt geſpeiſt
Und will ein wenig ſchlafen,
Da werden gleich die Spatzen dreiſt
Und machen ſich was zu ſchaffen;
Sie fliegen hin zum Speiſetrog
Und ſtehlen manches Biſſlein noch,
Und gucken frech ihm in's Geſicht
Und denken: „Ei du faulet Wicht,
Wer Diebe will beſtrafen,
Darf nicht ſo träge ſchlafen!“

Die Stute zieht durch's Feld den Pflug.
Es wird dem Thier wohl ſauer genug.
Das Füllen aber ſpringt dabei
An ihrer Seite friſch und frei.

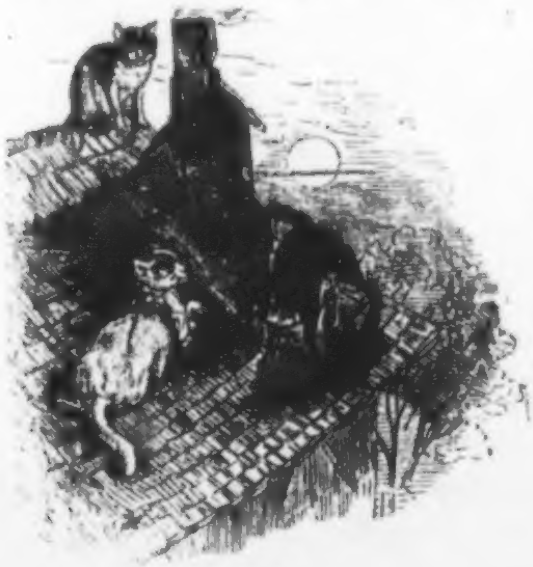
Sie ſieht's. — Ob auch die Arbeit ſchwer,
Nun drückt ſie keine Plage mehr,
Sie wiehert in den Morgenwind
Voll Freuden um ihr fröhlich Kind.

„Komm her, du Gaul!
„Mach' auf dein Maul,
„Und zeig' mir deinen Zahn;
„Daß ich erkenne d'ran:
„Ob du noch frisch und jung,
„Zur Arbeit stark genung. —
„Oho! ich seh' dir's an,
„Daß man dich brauchen kann
„Zur Arbeit frisch heran!" —
Der Knabe auf dem Gaul,
Der war ein wenig faul.
Das Ding hat ihn verdrossen,
Hat fest den Mund verschlossen,
Ließ nicht die Zähne seh'n
Wollt' gerne spielen geh'n.

„Nun seht einmal mein Kälbchen an,
„Wie so geschickt es trinken kann,
„Obgleich kein Mensch es ihm gelehrt!
„Welch' kluges Kind ist mir beschert!" —

Ach liebe Kuh, ich glaube sehr,
Dein Kind lernt künftig nicht viel mehr
Als Durst und Hunger stillen. —
Brauchst nicht so stolz zu brüllen!

Die Sonne geht zur Ruh',
Vom Felde kommt die Kuh
Und auch die Schäflein allzumal,
Sie freu'n sich schon auf ihren Stall.
Im Baum', da singt kein Vogel mehr,
Die dunkle Nacht zieht schnell daher,
Bald wird der Mond am Himmel steh'n,
Ich denk, 's ist Zeit zu Bett zu geh'n!
Im Bett da schläft sich's schön.
Gut' Nacht! Auf Wiedersehn!



Kätzchen.

Die Nacht ist still, der Mond geht auf,
Wer klettert da zum Dach hinauf?
Drei Sänger: Mietz' und Hinz und Mohr,
Beginnen ihren Katzenchor. —
Die Leut' erwachen rings umher,
Bald schleicht der Herr vom Haus daher,
Musikdirektor will er sein,
Schlägt mit der Peitsch' den Takt darein!

Die Waldmühle.

Ein Märchen.

I.

Ein luſtiger Soldat kam aus dem Kriege zurück. Er hatte tapfer gefochten und das Herz ſaß ihm auf dem rechten Fleck. Den Ranzen auf dem Rücken, die dampfende Pfeife im Munde, den Knotenſtock in der Hand, zog er ſeines Weges und dachte ſchon mit Vergnügen an die nächſte Schenke, wo er zu Mittag einkehren würde. Die letzte Nachtherberge war erbärmlich geweſen, das Brod darin hart und das Bier ſauer. In ſo tröſtliche Gedanken vertieft merkte er nicht, daß er von der Landſtraße abgekommen war; der Weg wurde immer öder, das Geſtrüpp wilder, und eh' er ſichs verſah, befand er ſich in einem dichten Walde. „Auch gut!“ ſprach der luſtige Bruder vor ſich hin, „im Schatten marſchirt ſich's friſch, der Tabak im Pfeifel verpafft nicht ſo ſtink, als da draußen, wo der Wind geht, und ein Lied klingt im Grünen noch einmal ſo ſchön, das weiß jeder dumme Vogel ſo gut, wie ich!“

Bald ſtand die Sonne ihm hoch über dem Kopf und im Walde regte ſich kein Lüftchen. Wenn ſein Lied zu Ende war, hörte er die Käfer ſummen, die Blätter von den Bäumen fallen und das Raſcheln der Eidechſen, die vor ſeinen Füßen am Wege in's Geſtrüpp ſchlüpften; aber rings im Dickicht lag der Mittag um ſo ſchwüler und ſtiller.

Wie er ſo fortſchritt, bemerkte er, daß vor ihm her in der Luft ſich etwas Weißes bewegte, wie ein kleines ſich ringelndes Wölkchen, das vom Winde bewegt allerlei Geſtalten annahm. „Hm!“ brummte er, „was der Tabak in meinem Pfeifel heute nur für einen abſonderlichen Dampf von ſich giebt; macht mir da allerlei Faxen und Figuren vor den Augen her! Bald ſieht's aus wie eine Wolke, bald wie ein Vogel, bald wie ein Geſicht, bald wie eine Hand, die mir winken thut; iſt mir mein Lebtag ſo was nicht vorgekommen!“ — Bald war aber ſeine Pfeife ausgebrannt und das Geflimmer hörte doch nicht auf.

Er rieb ſich die Augen. Noch immer ſchwirrte das weiße Ding vor ihm her, aber jetzt ſah er deutlich, daß es ein groſser Schmetterling war, wie er bisher noch keinen geſchaut.

Den Blick immer auf das flatternde Thier gerichtet, hatte er bald auch die letzte Spur eines Fußpfades verloren; dabei ſetzte ihm ſein hungriger Magen gewaltig zu, und doch war weit und breit keine Menſchenwohnung zu ſehen, viel weniger eine rauchende Küche. „Kamerad,“ rief er dem Schmetterlinge zu, der

immer auf den wegsamsten Stellen vor ihm herflatterte, „du scheinst hier Bescheid zu wissen. Des Spaßes halber will ich noch eine Zeit lang hinter deiner Fahne herlaufen; wie wär's, wenn du mich so rasch wie möglich in ein gut Quartier brächtest?"

So ging er denn folgsam hinter seinem neuen Führer her.

Bald ward die Waldung lichter, ein geschwätziger Bach ließ sich hören, immer näher und näher, ein Hund schlug in der Ferne an und es dauerte nicht lange, so vernahm er das Klappern einer Mühle. Die schönste Regimentsmusik und der prächtigste Zapfenstreich hatten ihm nie so herrlich geklungen als dieses einfache Geklapper, denn schon sah er in seiner aufgeregten Phantasie ganze Kompagnien gebratener Hühner, Gänse und Schweine in Reih' und Glied nach dem Takte des Mühlrades, geraden Weges in seinen Mund marschiren.

Das fuhr ihm recht frisch durch alle Glieder, ganz von selbst schritten seine Beine jetzt vorwärts, während er sie noch eben mühsam hinter sich hergeschleppt hatte. Nun sah er bald zwischen den Bäumen ein Strohdach, worauf die Sonne glitzerte, dann erschien ein Zaun hinter dem Gesträuch, und als er endlich aus den Büschen hervortrat, stand auf einem freien Platz eine alte baufällige Mühle dicht vor seinen Augen. Ein schöner Anblick! nur schade, die Thür war verschlossen, der schwarze Schornstein starrte rauchlos in die Luft und von menschlichen Wesen war weit und breit keine Spur zu sehen, keine Stimme zu hören.

Der Schmetterling flatterte geraden Weges auf das Haus zu, und durch das große Schlüsselloch der Thüre schlüpfte er ohne Umstände hinein. Auf diesem Wege konnte ihm der Soldat beim besten Willen freilich nicht nachfolgen.

„Maul gehalten!" rief er dem ruppigen Hunde zu, der auf der Hundsbude stand und, wüthend an der Kette zerrend, über den verfallenen Bretterzaun mit heiserer Stimme herüberklaffte. Der Soldat griff nach einem Stein und die Bestie war still, dann rüttelte er an Thüre und Schloß; das rührte sich nicht. — „Heda! Wirthschaft! Hallo! Aufgemacht!" rief er und schlug mit Knüttel und Stiefelabsätzen gegen die Pforte. — Drinnen blieb's still. —

„Lumpenwirthschaft das!" brummte der Hungrige und sah sich nach allen Seiten um. Das einzige lebende Wesen, das er jenseits des Baches sah, war ein alter langhaariger Esel, der auf der Wiese an einer Distelstaude rupfte, und faul seine Augen gegen ihn aufschlug.

„O du allerglückseligstes Vieh!" rief der Soldat, „Esel! „Hätt' ich nur erst ein Mittagbrod im Leibe, das mir so gut schmeckte, wie dir dein Distelfraß da! Aber so soll doch gleich — — —" und unter einem kräftigen Soldatenfluch

ſtieß er noch einmal mit ſolcher Kraft gegen die Thür, daß ſie aufſprang. „Victoria!“ jubelte er und ſchwang ſeinen Hut. Singend und pfeifend, den Knüttel auf der Schulter, zog er in's Haus hinein.

2.

Kein Menſch in der Mühle zu ſehen! Nur das Mühlrad klapperte fort und fort, und in dem nämlichen gleichmäßigen Takt zitterten Pfoſten und Wände des baufälligen Hauſes. Sein Geſchrei: „Wirthſchaft!“ verhallte in dem räucherigen Gange. Einem richtigen Inſtinkt folgend, ging er an zwei verſchloſſenen Thüren vorüber nach der letzten, die offen ſtand, und die führte natürlich zur Küche.

Schwarz genug ſah es darin aus. Kraut und Rüben lagen halbgeputzt auf dem Boden umher, daneben das Meſſer. Auf dem Feuerheerd über dem ausgebrannten Holz hing ein Keſſel mit Waſſer, aber wer nicht da war, das war die Küchenmagd. Statt dieſer ſaß eine braune Katze auf dem Schemel, blinzelte mit den Augen, ſah dem Soldaten jämmerlich ins Geſicht und blinzelte dann wieder vor ſich hin. Er guckte in die Töpfe hinein. Alles leer! „Daß

doch gleich neunmalhundert und neun und neunzig Karthaunen die ausgehungerte Festung neunzigmal in die Luft sprengen möchten! Hier steht's ja nicht um einen Pistolenschuß besser aus, wie in meinem eigenen Magen! — Aber am Ende steht's Mittagbrod schon drinnen auf dem Tisch, da käm' ich gerade recht zum Einhauen!"

Die nächste Thür führte zur Wohnstube; auch da kein Mensch. Eine alte schwarze Henne saß auf dem Polsterstuhl am kleinen Fenster. Das Tageslicht dämmerte wegen des dichten Weinlaubes gar heimlich herein. Vor der Henne auf einem Tischchen lag ein Strickzeug, eine Brille, ein Gesangbuch, ein Bund Schlüssel und eine offene Tabaksdose. Sonst Alles still bis auf das Ticken der Wanduhr und das Schwirren des weißen Nachtvogels, der den Soldaten hierher geleitet hatte und der sich nun wie ein Betrunkner an den Fensterscheiben den Kopf stieß.

Kerzengerad stellte sich der lustige Bruder vor die Henne. Es war von je her seine Gewohnheit, mit Allem, was ihm vorkam, laut zu diskutiren, mit Mensch und Vieh, mit seiner Muskete wie mit seinen Stiefeln. Mit militärischem Anstande, die Hand am Hut, sprach er: „Excellenz, Frau Kakelhenne! Vielleicht Commandeur dieser rapplichen Festung?"

Die Henne zuckte mit ihren geschwollenen rothen Augenliedern, als ob sie seine Frage bejahte. — „Gut," fuhr jener fort, „Excellenz Rapport zu vermelden, daß ich, Hans Quäckenberger, verabschiedeter Musketier, ohne weitere Redensarten vollen Besitz von dieser Festung oder Mühle hiermit zu nehmen willens bin. Einverstanden damit?" — Die Henne hob den Kopf in die Höhe, als nickte sie ihm zu. — „Brav, alte Kakelhenne," rief der Soldat, „die Kapitulation ist geschlossen und jetzt will ich mir's bequem machen!" —

Er warf sein Ränzel von der Schulter auf die Ofenbank, daß es nur so krachte, zog die Stiefel von den müden Beinen und sah sich nach Pantoffeln um. In der Stube war nichts davon zu sehen. Um welche zu suchen, steckte er den Kopf durch die nächste Thür. Die führte zu einer Kammer, darin sah es gar zierlich aus, als ob ein schmuckes, feines Mädel dort wohnen müßte. Kein Staub auf den Möbeln, auf dem Tisch ein Nähzeug; Myrthen und Rosenstöcke auf dem Fensterbrett und selbst ein klein Klimperklavierchen am Fenster; das war geöffnet und ein aufgeschlagen Notenbuch stand auf dem Pult. Bei alle dem wieder keine Menschenseele. Nur ein zart klein Lachtäubchen saß auf der Stuhllehne vor dem Klavier. Dem schien es nicht lächerlich zu Sinne. Es hatte die Federn aufgeblasen, das Hälschen kurz eingezogen, den Kopf traurig auf einer Seite hängen, und mit den Augen starrte es fortwährend in die Notenblätter hinein.

„Bitte tausendmal um Vergebung, du schönster Schatz!“ rief der Kamerad der Taube zu und zog, noch immer in der Thüre stehend, den verknüllten Hut bis tief auf die Erde. Aber aus Spaß wurde Ernst. Der Anblick der Taube übte augenblicklich eine seltsame Gewalt über ihn aus, er konnte seine Augen nicht von ihr abwenden. „Allerherzigster Tausendschatz,“ platzte er endlich verlegen heraus, „auf Parole! Hans Quäckenberger war von jeher ein großer Liebhaber von Tauben, nicht sowohl von gedünsteten, als vielmehr von gebratenen“ — —

Das Täubchen schüttelte ängstlich seine Federn, als schauderte es über und über.

„Aber so wahr ich ein braver Kerl bin,“ fuhr jener fort, „wenn ich auch vor lauter Hunger ein Wolf werden sollte, an dir werde ich mich nie vergreifen, denn ich bin ganz vernarrt in dich, du lieb' klein' Thierlein du!“

Da sah ihn die Taube mit einem so freundlichen und doch so traurigen Blicke an, daß es dem guten Kerl fast weich um's Herz wurde. Er zog sich aus der Kammer zurück und lehnte die Thür hinter sich an. Lange dauerte freilich diese weiche Stimmung nicht, und er setzte seine Haussuchung fort.

Der Kammer gegenüber führte eine andere Thür in einen Verschlag. Da standen ein Paar gute Betten, darunter zwei Paar Morgenschuhe. Am Thürnagel hing ein weichgefütterter geblümter Schlafrock, an der Wand wohl ein halb Dutzend lange Tabakspfeifen, davon sogar einige gestopft, über den Pfeifen eine Pistole. Das kam ja Alles wie gerufen! Bald prangten die Pantoffeln an seinen Füßen, der Schlafrock an seinem Leibe, und nun galt's, sich ein gutes Mittagsbrod zu verschaffen. Was diesen Punkt betrifft, da braucht jeder Soldat, der den Krieg mitgemacht, keinen Lehrmeister dazu.

Für's Erste nahm er der Henne vor dem Schnabel den Bund Schlüssel weg. Die schrie und schlug mit den Flügeln, als ob sie eine Heerde Küchlein vertheidigen wollte. — Es half ihr nichts. „Alte,“ rief er, „sei du froh, wenn ich dich nicht selbst beim Kragen nehm' und dich verspeise!“ Da ließ die Henne augenblicklich die Flügel hängen und verkroch sich hinter dem Ofen. Nun holte sich der Geselle Speck und Kartoffeln, Brod und Käse aus dem Schrank, einen Humpen Bier aus dem Keller. Nachdem er das Alles auf dem Tisch in der Wohnstube zusammengestellt, warf er sich gravitätisch in den Großvaterstuhl

und hieb in die Speisen ein, als wären sie seine allergrimmigsten Feinde, während ihm in diesem Augenblick doch in der Welt nichts lieber war, als gerade diese. — —

Das Mahl war verzehrt, der Humpen geleert, der Schnurrbart mit dem Aermel des geblümten Schlafrockes abgewischt, da überkam ihn auch gleich eine solche Müdigkeit, daß er den Lockungen der Betten, die er eben gesehen, nicht länger widerstehen konnte. Er ging in die Schlafkammer und machte die Thür hinter sich zu. Als er noch einmal durch das Thürfensterchen in die Wohnstube zufällig zurückschaute, hatte er seine Lust daran, zu sehen, wie es auf dem Schlachtfelde, das er eben verlassen, dem Eßtisch nämlich, mit einem Male wieder lebendig geworden war. Das Huhn war hinter dem Ofen hervorgekrochen, die Katze aus der Küche herbeigeschlichen, das Täubchen aus der Kammer hereingeflogen und alle saßen nun auf dem Tisch und verzehrten die wüst umherliegenden Brosamen mit großem Heißhunger. Es fiel ihm nicht ein, sie zu stören. —

So müde er auch war, sein Uebermuth verließ ihn nicht. Mit einem „Juchhe!" schnellte er die Pantoffeln von den Füßen, daß sie bis an die Decke flogen, und ohne die Kleider abzulegen, sprang er mit Einem Satz in's nächste Bett. Kaum hatte er nur die Augen geschlossen, so ging auch schon das Schnarchen los, mit einem Gerassel, daß es mit dem Klappern der Mühle ein ganz harmonisches Concert abgab.

3.

Am andern Morgen, — es war ein Sonntag — erwachte der Soldat erst, als die Sonne seinen rothen Schnurrbart schon über und über vergoldete. Das erste, was er zu Gesicht bekam, war die schwarze Henne. In dem Bett, das neben dem seinigen stand, saß sie auf dem Kopfkissen. Sie schlug mit den Flügeln und sah eifrig nach dem Fenster hin. Kurios! Da stand draußen der zottige alte Biel und beschnupperte die Scheiben; er grinste mit dem garstigen Maul der Henne entgegen, als ob er ihr einen guten Morgen böte.

Das stille Mienenspiel der beiden Thiere machte dem lustigen Bruder eine Zeitlang vielen Spaß. —

Wie nun die Henne ihre Flügel immer höher und höher erhob, sah er unter ihrem Leib etwas glitzern. „Her damit!" rief er und zog es ihr unter den Federn hervor. Es war das geliebte Schlüsselbund, dem er eine so wohlschmeckende Mahlzeit verdankte. Die Henne erschrak und gerieth wie gestern in

Muth. Wie sie aber Eins auf den Schnabel bekam, floh sie hinter den Ofen und der Eselskopf verschwand vom Fenster.

Alle diese Begebenheiten hätten jedem Andern Staunen, wo nicht gar Grusseln erregt und allerlei tiefsinnige Betrachtungen hervorgerufen. Hans Quäckenberger aber kannte weder Furcht noch Grübeleien. Im [illegible] war er aus dem Bett und machte bald mit dampfender Pfeife (es war eine von den langen in der Schlafkammer) die Runde durch's Haus.

In Stube und Küche fand er Alles wie am Tage zuvor. Als er auf die Kammer zuging, wo er gestern die Taube gesehen, hielt er plötzlich inne. Bald trieb es ihn hinein, bald hielt es ihn zurück. Das kam von einem Traum her, den er diese Nacht gehabt. Seltsame Dinge waren ihm darin vorgekommen. Er hatte sie zwar schon wieder vergessen, doch war ihm davon ein Gefühl zurückgeblieben, das er bisher noch nicht gekannt hatte.

Jetzt hörte er deutlich, wie Jemand da drinnen auf dem Klavier ganz leise die Töne eines Morgenliedes anschlug. Das konnte doch nur ein Mensch thun; wer mochte das wohl sein? Er legte das Ohr an die Thür und horchte. — Die Weise, die da angeschlagen wurde, war ihm bekannt, es war die eines schönen Morgenliedes, das seine liebe Frau Mutter daheim immer zu singen pflegte. — Zwischen den Tönen des Klaviers vernahm er dann eben so leise die Stimme des Täubchens: „Kukeruh! Kukeruh!" Weiter kam nichts heraus, aber dies „Kukeruh" klang fromm und lieblich. Ihm fiel wieder der Traum von dieser Nacht ein, und ihm ward so feierlich zu Muthe, als stünde er in der Kirche. — Endlich trieb ihn denn doch die Neugier an, durch die Thürspalte hinein zu gucken.

Auch jetzt war kein Mensch da zu sehen. Aber die Taube saß auf dem Klavier. Mit ausgebreiteten Flügeln fuhr sie weich und leise über die Tasten hin, daß sie so schön erklangen und, den Kopf zum Fenster gekehrt, ließ sie ihr einfaches Stimmlein in den lichten Morgenschein ertönen, und von draußen stimmten alle Waldvögel in vollen Chören mit ein.

Das war ein rechter Sonntag-Morgen!

Hans stand an der Thürspalte und regte sich nicht. — Erst ganz allmälig fing er an, wie in tiefe Gedanken versenkt, an seinem Schnurrbart zu drehen, erst mit der einen Hand, dann mit allen beiden.

„Dummes Zeug! dummer Schnack!" brummte er vor sich hin und machte linksumkehrt; aber ganz leise. Nun ging er auf den Zehen zu seinem Tornister und holte einen Brief daraus hervor, damit setzte er sich in den ledernen Großvaterstuhl, und las so andächtig darin, als wär's ein Gebetbuch. Den Brief hatte seine liebe Mutter ihm kürzlich von Hause geschrieben. Die lange Pfeife stak

ihm dabei noch immer im Munde, ohne daß er es selbst gemerkt hätte. aber die brannte schon lange nicht mehr. Das kam selten in seinem Leben vor.

4.

Bald hatte sich der Hans ganz vergnüglich in der Mühle eingerichtet. Jeden Tag glaubte er, nun müßte er doch auch endlich einmal Menschen zu Gesichte bekommen. Er hatte manchen Grund dafür. Als er angekommen war, hatte er das Mühlrad in vollem Gange angetroffen, auch viel Vorrath an Mehl und Getreide war noch da. Gesetzt auch, der Müller mit Weib und Gesinde kämen nicht mehr zum Vorschein, so müßten sich doch die Kunden melden, ihr Mehl abholen, ihr Getreide herbringen. Uebrigens gingen ihm die Gedanken zuweilen wie Räder im Kopf herum, ob er nicht selbst noch dereinst seine Fahne auf den alten Rumpelkasten, wie er die Mühle nannte, aufstecken könnte. Sein verstorbener Vater war auch Müller gewesen, dem hatte er als Geselle tüchtig im Handwerk geholfen. Von jeher war es sein Hauptwunsch geblieben, eine Mühle zu besitzen. Nun war aber der wilde Krieg durch's Land gefahren und hatte einen schwarzen Strich durch diese weiße Rechnung gemacht. Die Eltern waren dann verarmt, der Vater bald gestorben, er selbst zum Kriegsdienst ausgehoben. Jetzt brachte er zwar im Tornister einige ganz gute Thaler Beutegeld aus dem Kriege heim, aber die reichten kaum für einen Mühlstein aus, geschweige denn für eine Mühle. — —

Einen ganzen Monat lebte er in dieser Einsamkeit, es hielt ihn da, er wußte nicht, was. Tags bestellte er die Mühle, Nachmittags ging er auf die Jagd; es war ihm immer so, als ob er noch ganz schnurrige Geschichten hier erleben würde. Ein Hauptgrund dafür, daß es ihm da so heimisch wurde, den er sich wohl selbst nicht gestehen mochte, war der: die jetzigen Bewohner des Hauses, die Henne, die Katze, vornämlich aber die Lachtaube hatte er lieb gewonnen. Sie waren freilich nichts anderes als Thiere, aber er hatte nun ein für alle Mal jedes Thier gern gehabt, keines aber wie diese. Auch den Kettenhund fütterte er treulich, selbst den Esel draußen auf dem Hofe mochte er wohl leiden, nur wurde ihm seine große Zudringlichkeit oft widerwärtig. Immer wollte das Thier sich in's Haus drängen, Fenster und Thüren mußte

er daher sorgfältig verschließen. Das war aber auch doppelt nothwendig, denn wie jener herein, so wollte das Täubchen immer hinaus, besonders wenn der alte Eselskopf sich am Fenster zeigte. Im Uebrigen hatte sich das zarte Thierchen schon so an den lustigen Bruder gewöhnt, daß es ihm Alles aus den Händen nahm, was er ihm gab, und daß es ihm zum Dank dafür manch' lustig Soldatenstückchen auf dem Klavier vorklimperte.

Da konnte sich denn der Hans nicht satt daran hören und sehen. Wahrhaftig, er begriff sich selber nicht. Er, früher der lustigste Kamerad von der Welt, ein stämmiger Musketier, ein Kerl, dem es eine wahre Lust gewesen, gegen eine krachende Batterie, durch Bomben und Kartätschen im Sturm anzurücken, er, derselbe Hans Quäckenberger, saß hier wie ein Schulbub' und fütterte eine Lachtaube mit Zucker und Brosamen. Es war ganz unbegreiflich, und doch war es nun einmal so. —

Eines Tages hatte der Soldat wieder den Forst durchstrichen und aus langer Weile Kaninchen geschossen. Er war recht weit umhergeschweift und hatte doch immer keinen Ausweg gefunden. Dichter Wald, so weit er sehen konnte; nur hier und da durchkreuzten sich einige Fußwege, die ihn aber fast in die Irre geführt hätten; auch erkannte er deutlich Spuren von den Hufen der Esel, die wahrscheinlich das Getreide noch vor Kurzem zur Mühle gebracht. Müde von seiner Wanderung, gedachte er sich heute Abend recht was zu Gute zu thun. Er holte sich ein Paar Flaschen Wein aus dem Keller und leerte sie auf die Gesundheit seiner Mutter, auf die seiner Hausgenossen, der Thiere, und besonders auf's Wohl der schmucken Taube. Dann begab er sich zu Bett. Vor Hitze konnte er kein Auge zuthun, er öffnete das große Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Das verfehlte auch nicht die gewünschte Wirkung, bald lag er im tiefen Schlafe.

Es mochte Mitternacht sein, als er von einem schweren Gepolter dicht neben sich aufwachte.

„Alle neun und neunzig!" rief er, „will die alte Kasematte mir über dem Schädel zusammenbrechen?" Es war stockfinster. Der Mond war noch nicht über dem Walde hervor. Schlaftrunken wie er war, tastete er um sich nach dem andern Bette, das neben dem seinigen stand. Da lag etwas wie ein Mehlsack darin. Das beruhigte ihn. „Die Stubendecke da oben muß doch nicht schußfest gewesen sein," brummte er vor sich hin, „daß der Klumpen von Mehlsack so mir nichts dir nichts vom Söller herunterpurzeln konnte. Nu! mich hat er wenigstens noch nicht todtgeschlagen." — Bald schnarchte er wieder wie vorhin, aber nicht lange. Er erwachte von einem schweren Druck auf seiner Brust. Wie er hinfühlte, war es etwas Hartes, Haariges. Halb im Schlaf, hielt er es für seinen Tornister, stieß es von sich und schlief wieder ein. — Nun träumte

ihm: eine ungeheure Kanone wäre neben seinem linken Ohr aufgefahren, jede Secunde schösse sie mit gewaltigem Prusten ihm einen mächtigen Pulverdampf in's Gesicht; er wollte den Kopf auf die andere Seite biegen, da stand aber ein riesiger Kanonier, der hielt ihm den Kanonenputzer entgegen, was ihm denn so um Nase und Mund kitzelte, daß er gegen seinen Willen laut auflachen mußte und darüber zum dritten Male erwachte. Aber das Kitzeln und Prusten, das ihn im Traum belästigte, hörte noch immer nicht auf.

Er richtete sich empor. Der Mond war über den Wald heraufgestiegen und schien durch's offene Fenster hell auf das nebenstehende Bett. Ei! was mußte er da erblicken! Die geträumte Kanone war in Wirklichkeit nichts anderes, als der Kopf des alten zottigen Esels, der in festem Schlaf neben ihm lag und ihn mit seinem süßen Odem höchst ungeschliffen anprustete. Die eine Vorderpfote, die dem Hans erst so arg die Brust gedrückt, lag noch dicht neben ihm auf seinem Kopfkissen.

„Oho, Patron," rief der Musketier und sprang aus dem Bette, „dich wollen wir bald hinbringen, wo du hingehörst!" Schon hielt er seinen Herzbruder, den Knittel in der Faust, und erhob ihn mit hochgeschwungenem Arm, um dem schlafenden Thier einen furchtbaren Schwadronshieb über den dicken Wanst zu versetzen. In dem nämlichen Augenblick kam die Henne mit Geschrei hinter dem Ofen hervor und flog dem Soldaten gerade in's Gesicht hinein; fortwährend schlug sie ihm mit den Flügeln in die Augen, daß ihm Sehen und Hören verging, und er mit seinem Knotenstock in die leere Luft hineinfuchtelte. Unterdeß war auch der Esel erwacht, der fuhr in die Höhe, daß die Bettlade zusammenbrach. Mit Mühe haspelte er sich aus den Bettruinen in die Höhe und begann, so wüthend, wie er sonst faul gewesen, einen Angriff auf seinen Gegner. Vorn und hinten schlug er aus, rechts und links biß er um sich. Der Soldat bekam in der engen Kammer einen schweren Stand. Nun stürzte auch noch die braune Katze durch's Fenster herein. Ehe er sich dessen versah, fiel sie ihm in's Genick und zerkratzte ihm das Gesicht dermaßen, daß er endlich den Knittel mußte sinken lassen. Dabei zerrte der Kettenhund draußen so grimmig bellend an der Kette, daß Hans jeden Augenblick fürchten mußte, auch der werde über ihn herfallen. In der höchsten Noth fiel ihm die Pistole ein; vom Monde hell beschienen, hing sie über den Pfeifen an der Wand. Eben wollte er darnach greifen, da sah er die Taube darauf sitzen. Sie war durch das offene Thürfensterchen hereingeflogen. Aengstlich pickte sie nach seiner Hand, als wollte sie die Waffe nicht hergeben. — Der Soldat stutzte. Einen Augenblick zauderte er, aber von Neuem drängten die wüthenden Thiere gegen ihn an. Da war an kein Zögern mehr zu denken. „Fort da!" rief er und legte die Pistole auf den Esel an;

„fort da! oder ich will euch den Magen mit Blei füttern, daß ihr euer Lebtage d'ran verdauen sollt!“ —

Eben wollte er das Thier niederschießen, da flatterte aber die Taube dicht vor der Mündung des Feuergewehrs auf und nieder, so daß er es doch nicht abzudrücken wagte. Diesen Moment benutzte der Esel: durch's offene Fenster nahm er Reißaus, die Henne und Katze hinter ihm her, und erst als einige Zeit verstrichen, flog die Taube ihnen nach. — Nun aber erwachte beim Hans auch der kriegerische Zorn auf's Neue, blindlings feuerte er den fliehenden Thieren die Pistole nach.

Ob er eines getroffen? Er wußte es nicht. Er sah nur, wie sie unter den Waldbäumen im wirren Mondlicht verschwanden. Auch der Kettenhund hatte sich losgerissen und war mit entflohen.

Mit dem Schlafen war es vorbei. Seine eigenen Gedanken ließen ihm keine Ruhe mehr. Bald wollte er sich halb todt lachen über die Heldenthat: einen armen alten Esel mit der Waffe in der Hand in die Flucht geschlagen zu haben. Bald überkam ihn eine Angst, ob sein Schuß auch Jemand im Walde getroffen hätte, denn es klang ihm in den Ohren, als habe er einen durchdringenden Schrei gehört, nachdem der Schuß gefallen. So brach endlich der Morgen an.

Das Frühstück wollte ihm nicht schmecken, er fühlte sich recht allein. Da kam keine Lachtaube mehr, die sich aus seiner Hand füttern ließ. Er schämte sich seiner Traurigkeit und doch konnte er sie nicht vertreiben. Jetzt war ihm Mühle und Wald und Klavier und Alles umher verleidet und er beschloß, am nächsten Tage seinen Marsch anzutreten, ginge es auch in die wildeste Wildniß hinein.

Ehe er sich Nachts zur Ruhe begeben konnte, hatte er noch viel zu thun. In der Schlafkammer sah es nicht anders aus, als in einer demolirten Festung: zertrümmerte Betten, Schemel, Pfeifen, Alles hatte der nächtliche Kampf wild durch einander geworfen.

Wie er mit Mühe die Strohsäcke aus dem Haufen herauszog, bemerkte er unter dem Bette, in dem der Esel herumrumort hatte, eine zerbrochene Kiste. Er leuchtete mit der Lampe hinein und, o Wunder! lauter blanke Thaler glitzerten ihm hell in die Augen. Manchem andern Soldaten

hätte der Schatz eine gute Beute geschienen. Hans Quäckenberger aber wußte Krieg und Frieden wohl zu unterscheiden. „Unrecht Gut gedeiht nicht," sprach er; „ihr Thaler mögt ruhig auf euren Herrn warten. Der ist vielleicht morgen wieder hier, da soll er sehen, daß ein ehrlicher Kerl bei ihm zu Gaste gewesen." — Sorgfältig nagelte er die Kiste wieder zu und schob sie in den Winkel. Dann warf er sich auf's Lager.

5.

Er konnte nicht einschlafen. Immer mußte er an die unbekannten Bewohner der Mühle denken, ob er sie jemals von Angesicht sehen möchte. Daß sie arge Geizhälse seien, das hatten die blanken Thaler, die er in dem baufälligen Hause fand, wohl zur Genüge bewiesen. Trotzdem ließ er kein Gelüsten nach dem lockenden Schatze in sich aufkommen.

Allmälig fielen ihm doch die Augen zu. — Nach kurzer Rast fuhr er aber wieder auf, es kam ihm vor, als höre er draußen Trommelgerassel. — Das Mühlrad konnte es nicht sein, das hatte er gestellt. — Er horchte. — Es war wohl nur der Wind! — Er beruhigte sich. — Und doch! Bald erscholl es wieder wie ferner Hörnerklang, — jetzt hörte er sogar die Marschmelodie eines Dragoner-Regiments, bei dem er früher gestanden, ehe er Musketier geworden war. — Das fuhr ihm in alle Glieder. Er flog an's Fenster. — Ringsum nichts zu sehen, als helles verworrenes Mondgeflimmer zwischen den dunkeln Wipfeln und doch erklangen die Töne schon ganz nahe der Mühle. —

„Da bleib' ein Lump dabei im Neste, nicht ich!" rief er, fuhr in seine Kleider, steckte die Pistole in seinen Gurt, warf den Tornister über die Schultern und, seinen Herzbruder, den Knittel, in der Faust, rannte er blindlings in den Wald hinein, immer dem Hornruf und Trommelwirbel nach. Im Anfange ging's gut, bald aber kam er in dichtes Gestrüpp, auch vermehrten sich die kriegerischen Klänge um ihn her; jetzt waren sie hier, jetzt dort, vor ihm und hinter ihm, zur Rechten und zur Linken.

Er stand still und sah sich um. Es schien ihm, als sähe er in weiter Entfernung unter den schwarzen Eichenstämmen ein Reiterregiment dahinsprengen, blitzende Helme und Harnische und die Schwerter wie lauter Mondstrahlen; dazu die Rosse leuchtend wie Schnee. Er drehte den Kopf nach der andern Seite; dort sah er dasselbe in derselben Ferne. — Ihm wirbelte der Kopf, bald lief er da hin, bald dort hin, bis er fast erschöpft vor einer Felsschlucht ankam. Er trat hinein. Drei Wasserfälle schienen am Ende der Schlucht ihm entgegen zu brausen. Er hatte sich geirrt. Was daher kam, waren drei Dragoner auf

weißen Roſſen. Es ſchienen winzige Burſche auf kleinen Pferdchen, aber in prächtiger Uniform, weiß, blau und Silber. Wie drei erſtarrte Blitze ſtanden ſie plötzlich vor dem Erſtaunten da.

„Wer da?“ — rief dieſer. — „Feinde!“ war die Antwort. — „Auch gut,“ ſprach Hans und griff nach der Piſtole, „was wollt ihr von mir?“ — „Dich vor's Kriegsgericht führen!“ — „Hoho? dazu gehören unſerer Viere, drei, die mich führen und ich ſelber, der ſich führen ließe, wenn ich ein Haſenfuß wäre. Kommt heran, ihr Mondſcheinhelden, ihr flunkerigen Milchbärte! Kommt heran, wenn ihr ein Herz im Leibe habt!“ Er ſtreckte ihnen die Piſtole entgegen. — Ein lautes Gelächter antwortete ihm und hallte in tauſendfachem Echo von den Felſen wieder. — — „Ihr bellenden Spitze!“ ſchrie wüthend der Verhöhnte. „Nehmt das für Euer Geklaffe!“ Er drückte die Piſtole gegen ſie ab.

Wie ein gewaltiger Donnerſchlag krachte der Schuß in der engen Schlucht. Die drei Dragoner ſtanden unverſehrt vor ihm, er ſelbſt aber fühlte durch den eigenen Schuß einen ſolchen Schlag durch den ganzen Körper, daß ihm alle Glieder wie gelähmt wurden, und die Piſtole ſeiner Hand entfiel. „Ich bin

Euer Gefangener und folge Euch,“ ſprach er gefaßt. Die Dragoner nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn die Schlucht entlang vorwärts. Schweigend ging der Hans neben den Reitern her. Von Furcht wußte er einmal nichts, nur eine Art Traurigkeit hatte ſich ſeiner bemächtigt; über das Wunderbare ſeiner Lage viel nachzudenken, fiel ihm nicht ein. „Muß ich ſterben,“ dachte er für ſich, „ſo iſt's Gottes Wille. Leid ſollt' es mir thun, aber einmal muß es doch in dieſer Welt dazu kommen! — Könnt' ich nur meiner Frau Mutter zu wiſſen thun, was aus ihrem Hans geworden. Ja! Wäre meine liebe Taube bei mir, der hing ich einen Zettel um ihren ſchlanken Hals und die thäte mir's gewiß zu Gefallen, und flöge heim und brächte ihr die Botſchaft. — Das liebe Thierlein, das!“ —

6.

Unter dieſen Betrachtungen war er mit ſeinen Begleitern zu einem Felſenthor gelangt, durch das ſie in ein weites Thal niederſtiegen. Ringsum ſtarrten zackige ſchwarze Felſen hoch in den lichten Nachthimmel, unten breitete ſich ein großer Wieſenplan aus, umgeben von Birken und Espen, und durchſtrömt von ſchlängelnden Bächen. Nebel ſtiegen dort aus den Waſſern auf und flirrten und webten wie durchſichtige Schleier im Mondlicht; dann ſchien es wieder, als wären es ſchwebende Geſtalten, die auf- und niedertauchten, ſie beugten ſich und neigten ſich, und wirbelten dann plötzlich empor in weiten verſchlungenen Kreiſen.

Jetzt erſcholl ein kriegeriſcher Marſch, die Nebel und Kreiſe zerſtoben. Aus mehreren Felsſpalten ſauſten klirrende Reiterregimenter auf den Platz, in deſſen Mitte die Richter erſchienen, vom General herab bis auf den Gemeinen. Auf Felſenblöcken nahmen ſie feierlichſt ihre Sitze ein. Der Beklagte ward vorgeführt, die Sitzung eröffnet.

Ein gemeiner Dragoner trat als Kläger vor. Er hieß Nachtvogel und kein Name hätte paſſender für ihn ſein können. Er war ein ganz kleiner Kerl, in einen weißen Reitermantel, wie eine Schmetterlingspuppe, eingewickelt; die Spitzen ſeines blonden Schnurrbarts ſtreckten ſich wie zwei Fühlhörner aus dem dicken Geſicht hervor. Der ſagte Folgendes aus: „Geſtrenge Richter! Seit letztem Vollmond hatte ich den Poſten in der Waldmühle; da kam dieſer gemeine Dragoner und Musketier an. Ich habe geſehen, wie er ohne Weiteres von Haus und Hof Beſitz genommen. Ich hab' es geſehen, wie er auf Koſten ſeines Wirthes herrlich und in Freuden gelebt, von ſeinem Brod gegeſſen, von ſeinem Wein getrunken, in ſeinem Bette geſchlafen, aus ſeinen Pfeifen geraucht. Ich hab' es geſehen, wie er in letzter Nacht den Müller mit Weib, Kind und Magd unbarmherzig aus dem Hauſe getrieben; ich habe geſehen, wie er aus des Müllers eigener Piſtole den Fliehenden eine Kugel nachgeſchoſſen, die des Müllers unſchuldiges Töchterlein zum Tode getroffen. Aller dieſer Dinge klage ich den Hans Quäckenberger an." —

„Halten zu Gnaden, meine Herren Officiers!" rief der Beklagte; „der ruppige Nachtvogel lügt wie ein Spitzbube!"

„Die Zeugen her!" befahl der General. — Aus einer Felſenhöhle traten hervor der Eſel, die Henne, die Katze und der Kettenhund. Hinter ihnen ward eine Bahre getragen, die war mit einem Tuche bedeckt, weiß und glänzend wie friſch gefallener Schnee.

„Hier sind die," sprach der Richter, „die du gemißhandelt. Kannst du deine Thaten leugnen?"

„Halten zu Gnaden!" erwiederte der Angeklagte. „Wenn dieser faule Esel ein Müller, diese geizige Kakelhenne eine Frau, wenn diese näschige Katze eine Magd und dieser bissige Köter ein Mühlknecht ist, ja! dann hat der Spion von Nachtvogel recht gehabt, und ihr mögt mich richten nach Recht und Gesetz. Nun frag' ich aber jeden braven Soldaten, ob er sich mir nichts, dir nichts wird mit Füßen treten, die Augen auspicken und das Gesicht zerkratzen lassen, ohne vom Leder zu ziehen und um sich zu schießen?"

Mit wüthenden Geberden wollten die vier Zeugen während dieser Rede über den Sprecher herfallen, wurden aber zur Ruhe verwiesen.

„Das Tuch von der Bahre!" rief der Richter. — Man that wie er befohlen. Da lag auf einem Lager von Rosen und Rosmarin die Taube mit ausgebreiteten Flügeln und geschlossenen Augen, an ihrem Köpfchen war ein kleiner rother Fleck sichtbar.

„Hans Quäckenberger, kennst du diese?" fragte der Richter.

„Das ist mein herziger Schatz! das ist meine Taube!" rief jener mit herzzerreißendem Schrei. Schluchzend warf er sich neben der Bahre hin. „O, ich schlechter Kerl! Ich unglücklicher Mensch! Jetzt fühl' ich's, du bist nicht, was du scheinst! Hab' ich's doch gleich bei deinem ersten Anblick geahnt, daß du mein Schatz, mein Alles sein solltest. Nun bist du todt und ich bin dein Mörder!"

Er sprang von der Bahre auf, riß sich die Kleider von der Brust, und sprach: „Gebt mir den Tod, ich hab' ihn verdient!"

Man umwand ihm die Augen mit einem dichten Schleier. Zwölf Dragoner legten ihre Gewehre auf ihn an.

Hans selbst kommandirte: „Feuer!" —

Todtenstille ringsumher; nur ganz in der Ferne krähte ein Hahn. Da ging durch die Luft ein Sausen, wie von einem gewaltigen Wirbelwind.

„Ist das der Tod?" rief Hans und riß den Schleier von den Augen.

Der erste Morgenstrahl glühte eben durch die Felsspalten herauf, das Kriegsgericht mit allen seinen Dragonern war verschwunden; neben sich sah er vier Leute stehen. Der Müller war's mit Weib, Magd und Knecht. Aber vor ihm in einem Beete von Rosen und Rosmarin lag des Müllers Töchterlein, ein wunderliebliches Mädchen, mit geschlossenen Augen und bleichen Wangen. Eine schwarze Korallenschnur zierte ihren weißen Hals; ein kleiner, rother Fleck war an ihrer Stirne sichtbar.

Hans stand lange wie im Traume da. — —

Zwischen den Bergschluchten ergoß sich ein Lichtstrom der aufgehenden

Sonne, und wie ſie dem Mädchen in das blaſſe Angeſicht ſchien, fingen ihre Wangen an ſich zu röthen und zu blühen, immer friſcher und ſchöner, bis ſie die Roſen verdunkelten, in denen ſie lag.

Daß die Sonne aufgegangen war, hatte Hans nicht bemerkt, als aber das Mädchen vor ihm die Augen aufſchlug, da ging für ihn eine Sonne auf, die

ſein ganzes Leben von nun an beſcheinen ſollte. Er warf ſich neben ſie hin und küßte ſie auf ihren rothen Mund, ſie richtete ſich auf, und beide ſchauten ſich lange in die Augen und waren ſo glückſelig, wie nie in ihrem ganzen Leben.

Da trat der Müller mit ſeinem Weibe zu den Beiden heran, legte ihre Hände in einander und ſprach: „Dies iſt deine Braut, die dir beſtimmt iſt, du braver Menſch! Du haſt uns Alle von dem Zauber erlöſt! Wir waren auf ſchlimmen Wegen, wir werden ein neues Leben anfangen!“ — Vater, Mutter und Tochter hingen mit Freudenthränen an dem Halſe ihres Retters.

So ward Hans und das ſchöne Müllermädchen Braut und Bräutigam und Alle kehrten in voller Luſt in die Waldmühle zurück. Der ſonſt ſo faule Müller ward ein fleißiger Mann, die geizige Müllerin eine freigebige, gaſtfreundliche Frau, die Magd naſchte nie mehr in ihrem Leben, der biſſige Knecht wurde ein friedliebender Menſch. Bald baute der Müller neben der alten Mühle eine ganz neue, und die Leute, die darin das glückſeligſte Leben von der Welt führten, waren Niemand anders, als Hans Quäckenberger und ſeine Frau.

Wer nun aber ſo überaus neugierig iſt, daß er hieran noch nicht genug

hat, ſondern wiſſen möchte, wie es mit der Verzauberung der Müllerfamilie zugegangen, dem zu Liebe will ich das auch noch berichten.

Der Wald, in dem die Mühle lag, gehörte zu Oberons, des Elfenkönigs, Herrſchaft. Oberon alſo war es geweſen, der die Schuldigen zur Strafe für ihre Fehler in Thiere verwandelte. Aber mit ihnen mußte — das iſt nun einmal in dieſer Welt nicht anders — auch die Unſchuld leiden, wie wir es an der Taube geſehen haben. Nur wenn dies treue Herz für die Ihrigen ſich dem Tode von liebender Hand Preis gab, nur wenn der, welcher die Unſchuldige tödtlich verwundet hatte, um ihretwillen ſein eigenes Leben hinzugeben bereit war, konnte der Zauber in einer Vollmondnacht gelöſt werden.

Dazu war Hans Quäckenberger von den neckiſchen Elfen auserſehen worden. Kein Anderer, als ein ſo braves Gemüth hätte die Prüfungen beſtanden, die dazu nöthig waren, unglückliche Geſchöpfe wieder in fröhliche Menſchen zu verwandeln.

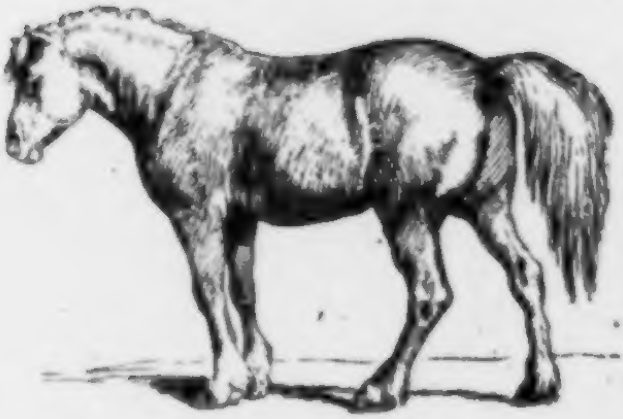
Ob Oberon und ſein Elfenvolk ſich den Glücklichen noch ſpäterhin gezeigt, als Dragoner oder in anderer Geſtalt, das weiß ich wirklich nicht zu ſagen, glaube es aber gewiß; denn fröhliche Leute ſehen eben ſo oft luſtige Geiſter, als mürriſche zu allen Zeiten von böſen und garſtigen Geiſtern heimgeſucht und geplagt werden; und ſo wird es bleiben bis an der Welt Ende.

Beſtrafter Hochmuth.

Eine Fabel.

Die Weſpe ſummt dem Roß um's Ohr,
Das ſpricht: „Hör' auf, ſonſt ſchlag' ich!“ —
Die Weſpe ſpricht: „Verſuch's, du Thor!
„Dein Schlagen das ertrag' ich
„Komm! Statt zu drohen, kämpf' mit mir!“ —
Da lacht voll Hohn das ſtolze Thier:
„Elender Wurm, nicht ziemt es mir,
„Zu wechſeln noch ein Wort mit dir!“

Die Weſpe aber fliegt, nicht faul,
Dem Stolzen auf den Rücken.
Es wiehert, ſchnaubt, es ſchlägt der Gaul,
Sie hört nicht auf zu zwicken:
Sie fliegt ihm endlich gar in's Ohr,
Und ſticht, und ruht nicht, bis der Thor,
Nachdem er faſt vor Qual vergeht,
Den „Wurm“ zuletzt um Gnade fleht.



Muß anders werden!

Eine große Kuh, ein flät'ſcher Gaul,
Ein dummes Schaf, ein Eſel, der faul,
Die muß man nehmen, wie ſie ſind;
Können nun einmal nicht anders werden. —
Aber ein eigenſinnig Kind,
Das dumm und faul und grob geſinnt,
Das iſt das Häßlichſte auf Erden.
Wenn's nur wollt', 's könnt' anders werden!

Marie.

„Komm' Liese! Zeit iſt's heimzugeh'n,
„Ich trag' dich über's Brücklein da.
„Und du, lieb' Hänschen, bleibe ſteh'n,
„Und geh' dem Waſſer nicht zu nah'!
„Bald werd' ich wieder zu dir kommen,
„Gewiß, dann wirſt du mitgenommen!"

So ſprach des Fiſchers Töchterlein
Marie, erſt ſieben Sommer alt,
Und trägt ihr jüngſtes Schweſterlein
Den ſchwanken Steg hinüber bald,
Setzt dort in's Gras die Kleine nieder,
Und kehrt zum Bruder dann ſich wieder.

Da ſieht ſie mitten über'm Fluß
Ihn ſchon auf ſchmalem Brette ſteh'n,
Unſicher wankt ſein kleiner Fuß,
Denn jüngſt nur lernt der Knabe geh'n. —
Ach Hänschen! Hänschen ſetz' dich nieder! —
Es war zu ſpät. — ſchon ſank er nieder.

Und ſchon faßt ihn die raſche Fluth,
Und bald iſt es um ihn gethan! —
O wunderbarer Kindesmuth!
Das Mädchen wagt ihr Leben d'ran:
Sie ſpringt ihm nach, mit treuen Händen
Den Tod des Bruders abzuwenden.

Du Himmel! Hab' Erbarmen doch,
Errette ſie aus ſolcher Noth,
Die, ſelbſt ein zartes Kindlein noch,
Erbarmend ſich dem Tode bot!
Ihr Wellen, laßt es nicht geſchehen,
Nicht ſo viel Lieb' im Keim vergehen! —

Nein, nein! Die Fluth hebt ſie empor. —
Sie treibt an einen Weidenſtumpf. —
Jetzt reckt die Arme ſie hervor,
Und ſchreit um Hülfe matt und dumpf,
Und hält ſich angſtvoll an den Zweigen,
Die ſich voll Mitleid zu ihr neigen.

Ein Wand'rer naht! — Er hat's geseh'n.
Sie winket ihm, sie rufet ihn.
Er stürzt daher, ihr beizusteh'n.
Da weis't sie nach dem Strom ihn hin,
Scheint ihn zu bitten, zu beschwören,
Nicht ihr die Hülfe zu gewähren.

Nur einzig an ihr Brüderlein
Denkt sie, das eben untersinkt. —
Der Mann gewahrt's, er springt hinein,
Des Knaben Rettung ihm gelingt.
Schon will sie Dank dem Retter winken,
Da bricht der Zweig, sie muß versinken.

So wär' denn keine Hülfe mehr? —
Ihr Wellen! — Hemmet euren Lauf! — —
Schon eilt des Knaben Retter her. —
O sieh'! — Da taucht sie wieder auf! —
Nun rasch zur Hand! — Es ist gelungen!
Dem Tod hat er sie abgerungen. — —

Dank dir, du unbekannter Mann,
Für deine gute, schnelle That,
Der hat ein herrlich Werk gethan
Der solch ein Kind gerettet hat!
Durch dich ließ es der Herr geschehen,
So viele Liebe nicht vergehen! *)

* Nach einer wahren Begebenheit, die sich bei Elberfeld an der Wupper im Jahre 1834 zugetragen hat.

Das Mädchen und das Kätzchen.

„Das Mädchen soll spinnen
„Und möcht lieber spielen,
„Das Kätzchen soll spielen
„Und möcht' lieber spinnen.
„Thun was sie wollen,
„Und nicht was sie sollen.

Die Ernte.

Der liebe Gott mit milder Hand
Bedeckt mit Segen rings das Land:
Schon ſteht die Saat in voller Pracht,
Ein Zeuge ſeiner Güt' und Macht.

Nun ernte, Menſch, was du geſät,
Sei froh, und ſprich ein fromm Gebet,
Und gieb von dem, was dir verlieh'n,
Auch deinen armen Brüdern hin.

So ſtreuſt du neue Saaten aus,
Und ew'ger Segen blüht daraus,
Dann wird dein Herz voll Sonnenſchein
Ein Ernteſeſt dein Leben ſein.

Frühlingsruf.

Ein Vogel, ein Vogel! O hört, was er ſingt,
Wie hell durch den Garten ſein Stimmlein erklingt!
Er rufet: „Ihr Kinder! Ihr Lämmer! heraus!
„Ihr Kinder zum Spielen, ihr Lämmer zum Schmaus!"
„Und Alles auf Erden und hoch in der Luft
„Das lacht und erfreut ſich an Blüthen und Duft:
„Was Fleſſen hat, ſchwimmt, was Beine hat, ſpringt'
„Was Flügel hat, fliegt; und wer ſingen kann, ſingt!"

Der Weihnachtsaufzug.

Bald kommt die liebe Weihnachtszeit,
Worauf die ganze Welt ſich freut;
Das Land, ſo weit man ſehen kann,
Sein Winterkleid hat angethan.
Schlaf überall; es hat die Nacht
Die laute Welt zur Ruh' gebracht. —
Kein Sternenlicht, kein grünes Reis,
Der Himmel ſchwarz, die Erde weiß.

Da blinkt von fern ein heller Schein.
Was mag das für ein Schimmer ſein?
Weit über's Feld zieht es daher,
Als ob's ein Kranz von Lichtern wär',
Und näher rückt's zur Stadt,
Obgleich verſchneit iſt jeder Pfad.

Ei ſeht, ei ſeht! Es kommt heran!
O ſchauet doch den Aufzug an!
Zu Roß ein wunderlicher Mann
Mit langem Bart und ſpitzem Hute,
In ſeinen Händen Sack und Ruthe.
Sein Gaul hat gar ein bunt Geſchirr,
Von Schellen d'ran ein blank Gewirr:
Am Kopf des Gauls, ſtatt Federzier,
Ein Tannenbaum voll Lichter hier;
Der Schnee erglänzt in ihrem Schein,
Als wär's ein Meer von Edelſtein. —

Wer aber hält den Tannenzweig?
Ein Knabe ſchön und wonnereich.
'S iſt nicht ein Kind von unſ'rer Art,
Hat Flügel an dem Rücken zart.
Das kann fürwahr nichts anders ſein,
Als wie vom Himmel ein Engelein!
Nun ſagt mir, Kinder, was bedeut'
Ein ſolcher Zug in ſolcher Zeit? — —

Was das bedeut'? Ei, ſeht doch an,
Da frag' ich grad' beim Rechten an!
Ihr ſchelmiſchen Geſichterchen,
Ich merk's, ihr kennt die Lichterchen,
Kennt ſchon den Mann mit ſpitzem Hute,
Kennt auch den Baum, den Sack, die Ruthe.

Der alte bärt'ge Ruprecht hier
Er pocht' ſchon oft an eure Thür;
Droht mit der Ruth' den böſen Buben;
Warf Nüß' und Aepfel in die Stuben
Für Kinder, die da gut geſinnt. — —
Doch kennt ihr auch das Himmelskind? —
Oft bracht' es ohne euer Wiſſen,
Wenn ihr noch ſchlieft in weichen Kiſſen,
Den Weihnachtsbaum zu euch in's Haus,
Putzt wunderherrlich ihn heraus;
Geſchenke hing es bunt daran,
Und ſteckt die vielen Lichter an;
Flog himmelwärts und ſchaute wieder
Von dort auf euren Jubel nieder.

O Weihnachtszeit, du ſchöne Zeit!
So überreich an Luſt und Freud',
Hör' doch der Kinder Wünſche an
Und komme bald, recht bald heran;
Und ſchick' uns nur, wir bitten ſehr,
Mit vollem Sack den Ruprecht her.
Wir fürchten ſeine Ruthe nicht,
Wir thaten allzeit unſ're Pflicht.
D'rum ſchick' uns auch den Engel gleich
Mit ſeinem Baum an Gaben reich.
O Weihnachtszeit, du ſchöne Zeit,
Worauf die ganze Welt ſich freut!

Verwandlung.

1.

Steht die Alte im Walde
Und ſchneidet ſich Klee;
Kommen Jungen geſprungen
Und ſchimpfen. O weh!

2.

Hebt die Alte im Walde
Die Krück' in die Höh',
Und die Helden, die ſie ſchelten
Werden Haſen — O Je!

Der Affe.

Eine Fabel.

„Was doch die Menſchen eitel ſind!
„Da denkt nun ſolch' ein Menſchenkind
„Es wäre nur allein gelehrt,
„Ich ſeh' ſchon, was dazu gehört!
„Mit Büchern, Tafel, Schieferſtein
„Will ich Student wie Andre ſein."

So ſpricht der Aff' und im Moment
Steht er gerüſtet als Student,
Bepackt mit Büchern allerhand,
Sein Schreibgeräth' in jeder Hand, —
Die Mütze keck auf's Ohr gedrückt,
Recht wie ſich's für Studenten ſchickt
Geht er zur Schule ohne Scheu.
Ihn ſieht des Nachbars Papagei,
Der ſchreit: „Herr Aff', Wohin? Woher?
„Was muß ich ſehn? O Eitelkeit!
„Du als Student? Biſt du geſcheit!
„Glaubſt wohl, du wärſt kein Affe mehr?
„Wie biſt du auf dem Holzweg' Nein!
„Du willſt den Menſchen ähnlich ſein?
„Das können einzig und allein
„Nur wir gelehrte Papagei'n!"

Nun ſagt, ob Aff' ob Papagei,
Der dümmſte von den Dummen ſei?

Die Nußdiebe.

Eine Erzählung.

Es war ein köſtlicher Herbſtabend und dazu Sonntag, da pflegte es ſonſt im Dorf munter und luſtig herzugehen, wenn die Burſchen und Mädchen unter der Linde ſaßen und ſangen, die Alten vor dem Wirthshauſe zum blauen Stern kegelten und die Kinder auf der Landſtraße ſpielten. Heute aber war es viel ſtiller als ſonſt. Im nächſten Dorf wurde Kirmeß gefeiert, und zu der waren die Leute aus der ganzen Umgegend hingezogen. Nur einzelne Greiſe und Frauen mit ihren Kindern um ſich her ſaßen im Sonntagsputz vor den Thüren ihrer Häuſer. Sie plauderten ſtill und behaglich mit einander und

genoſſen ſo recht den friſchen Feſtabend. Es war aber auch gar ſchön rings umher; in den Stoppelfeldern ſchrillten die Grashüpfer, ein kühler Wind ſtrich über die Obſtgärten des Dorfes und ſchien die Regenwolken verjagen zu wollen, die am fernen Horizont aufſtiegen; aus den Schornſteinen hob ſich der Rauch lichtbeſchienen in die blaue Luft, und wurde vom Winde luſtig hier- und dahin getrieben.

Allmälig ſank die Sonne, die bisher ſo freundlich geſchienen, und ehe ſie in den aufſteigenden Wolken untertauchte, warf ſie noch wie ein luſtiges Kind, das eben zu Bett gehen will, die freundlichſten Blicke auf die Erde herunter

und vergoldete zu guterletzt den Kirchthurm und die Dorflinden oben bei der Kapelle; es war eine Pracht anzusehen!

Nach und nach kamen nun auch schon auf der Landstraße im Oberdorf die Leute von der Kirmeß zurück und weit aus der Ferne klang Jubel und Musik herüber.

Um so stiller war es währenddessen im unteren Theile des Dorfes. Da zogen schon die Nebel aus den Wiesen herauf und es fing an dämmrig zu werden. In dem engen Gäßchen zwischen den Gartenzäunen ließ sich kein Mensch sehen, es schien rings umher wie ausgestorben. Nur ganz am Ende der Niederstraße bei des Schuhmachers Obstgarten standen drei Knaben vor einem kleinen Bretterzaun, und hoch über den Zaun streckte ein alter Nußbaum aus dem Garten einen mächtigen Zweig herüber, an dem die schönsten Wallnüsse hingen.

Die drei Knaben schienen sehr eifrig mit einander zu sprechen, bald steckten sie die Köpfe zusammen, bald blickten sie sehnsüchtig nach den Nüssen hinauf. Von Zeit zu Zeit schlich auch wohl einer von ihnen um die Ecke des Zauns und sah sich scheu und vorsichtig nach rechts und links um, ob den Fußweg durch's Stoppelfeld Jemand daher käme.

Wer die Buben längere Zeit hätte beobachten können, dem wär' es bald klar geworden, was sie eigentlich im Sinne hatten. Die Sache war die: sie wollten die stille Abendstunde benutzen, um Nüsse vom Baum zu stehlen, aber bis jetzt fehlte es ihnen an Muth zu einem so schlechten Streich; da gab es denn noch viel hin und her zu reden.

„Weißt du auch gewiß, daß dein Ohm nicht zu Hause ist?" fragte des Schneiders Joseph mit gedämpfter Stimme den Gemüsekaspar, einen kraushaarigen, kecken Jungen, der im Dorfe allgemein so genannt wurde, weil er häufig den Bauersfrauen das Gemüse zum Markt nach der Stadt karren mußte; er war als der schlauste und verschmitzteste Bube bekannt.

„Ich hab' dir's ja schon zehnmal gesagt," entgegnete der Kaspar, „ich hab' den Ohm mit meinen eigenen Augen zur Kirmeß weggehen sehen, und ist er einmal da, so kommt er vor Mitternacht nicht wieder, da könnt ihr euch darauf verlassen."

„Aber seine alte Mutter?"

„Ach was Mutter! Die ist taub und wohnt vorn heraus und ist längst zu Bett."

„Aber der Wasser!" rief der jüngste von den drei Jungen, das war der Heinrich aus dem Feldhofe, ein schwächlicher blasser Junge. „Wenn der Wasser uns wittert, wird er da nicht bellen?"

„Was du doch immer für eine Angst hast!" sagte der Gemüsekaspar — „der

Waſſer iſt mit dem Ohm fort nach Rothenau, und wenn er auch in ſeiner Bude läge, das hat nichts zu ſagen. Der Waſſer iſt mein beſter Freund, und wo ich dabei bin, da wird er nicht mucksen, das verſichere ich euch, vor dem könnt ihr ſicher ſein."

„Ich thu's doch lieber nicht," ſagte Joſeph und kratzte ſich hinter den Ohren. „Und wenn du wirklich die Nüſſe in der Stadt verkaufſt, wie viel wirſt du denn dafür bekommen? und wie viel kommt denn von dem bischen Geld auf jeden Einzelnen von uns? das verlohnt ſich ja gar nicht der Mühe, und außerdem iſt's unrecht."

„Aber ich ſag' dir ja, mein Ohm macht ſich nichts aus den Nüſſen, und es wäre doch eine Sünde, wenn die da oben am Baum vertrockneten oder ein Anderer ſie ſich herunterholte."

„Na! meinetwegen!" rief Joſeph, zog, wie der Kaspar es ſchon vorher gethan hatte, ſeine Sonntagsjacke aus und warf ſie auf den Weg. Aber jetzt fiel ihm wieder ein, daß er ſich am Ende beim Klettern auch ſeine guten Hoſen zerreißen könnte, und es war heute erſt das drittemal, daß er ſie anhatte. Er ſtand wieder unſchlüſſig da wie vorher.

Der Gemüſekaspar fing an, ihn wegen ſeiner Zimperlichkeit zum Beſten zu haben und ſagte ihm leiſe etwas in's Ohr. Unterdeß hatte der Heinrich an der Zaunecke hinter dem Fliederbuſch gelauſcht. „Seid ruhig!" rief er, „da kommt Jemand über das Stoppelfeld her!"

Die beiden Andern fuhren mit den Köpfen auseinander, und hätte Kaspar den Joſeph nicht am Hemdsärmel gehalten, ſo wär' der vor Gewiſſensangſt fortgelaufen.

„Jetzt ſeh' ich, wer da kommt, es iſt der Andres aus der Mühle," rief Joſeph. —

„Der wird uns nicht beißen," brummte Kaspar vor ſich hin, „der kann uns vielleicht noch helfen." Indem kam auch ſchon der Andres um die Ecke. Er hatte eine Beſtellung in der Nachbarſchaft zu machen gehabt und wollte eben zur Mühle zurück.

Die drei Jungen ſtellten ſich, als hätten ſie nichts Böſes im Sinn, aber ſie mußten ſich zwingen, unbefangen auszuſehen. Heinrich hinter dem Fliederbuſch that, als ob er etwas verloren hätte und es jetzt am Boden ſuche, er pfiff dabei fortwährend vor ſich hin; der Joſeph nahm ſeine Jacke von der Erde auf, bürſtete den Straßenſtaub mit dem untern Ende des Hemdärmels davon ab; der Gemüſekaspar aber hob Steine auf und warf damit nach einem Vogel der oben auf einem dürren Aſt eben ſein Liedchen unſchuldig in die Abendluft hineinſang. —

Andreas war eine arme Waiſe; der Müller hatte ihn in ſein Haus aufgenommen, und dafür mußte der gewandte Junge ihm allerlei kleine Hausdienſte und Botengänge verrichten. Er war eine gutmüthige liebe Seele, aber er hatte auch ſeine Fehler. Er war gar zu leichtgläubig und konnte nicht widerſtehen, wenn Jemand ihn überreden wollte, gegen ſeine beſſere Ueberzeugung zu handeln, beſonders wenn es ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte. Dieſe ſeine ſogenannte Gutmüthigkeit, die aber doch eigentlich eine große Schwäche war, wurde denn auch leider von ſeinen pfiffigen Kameraden häufig zu ihrem Vortheil und zu ſeinem Nachtheile benutzt und gemißbraucht. Der Umgang mit den drei Buben, die wir eben kennen gelernt, war dem Andres eigentlich in der Seele zuwider, und doch konnte er es nicht über's Herz bringen, ſich von ihnen loszumachen. Wenn ſie ihm nur ein wenig ſchmeichelten, oder ihm ſcheinbar nur eine kleine Gefälligkeit erwieſen, ſchien es ihm unmöglich, die Erfüllung ihrer Bitten zu verweigern. Um aber Andern eine böſe Abſicht bei ihren Handlungen zuzutrauen, dazu war er zu gut, und wie er ſelbſt nie fähig geweſen wäre, eine Lüge zu ſagen oder anders ſcheinen zu wollen, als er dachte und fühlte, ſo konnte er auch nicht denken, daß Jemand ihn belügen oder betrügen würde. Da die drei Buben nun auch noch ſonſt luſtige Kameraden waren und immer ſehr freundlich zu ihm thaten, ſo unterdrückte er jedes Mißtrauen und jede Abneigung gegen ſie.

„Guten Abend!“ ſagte Andres, als er in das Gäßchen einbog, „was macht Ihr denn hier?“

„Geht's dich was an?“ fuhr der Kaspar ihn frech und trotzig an. „Ich werde doch wohl bei meines Onkels Garten stehen können?“

„Meinetwegen!“ sagte Andres, „ich meinte nur, du müßtest doch eigentlich zu Hause sein, um dein Schwesterchen zu warten. Du hast mir's vor Mittag doch selbst gesagt, daß deine Eltern es dir befohlen hätten, eh' sie zur Kirmeß gingen.“

„Ach was! Schwester hin! Schwester her!“ rief der Kaspar, „die schläft ruhig zu Hause und unser alter Kater sitzt bei ihr, der kann sie bewachen, wenn er will, ich hab' was besseres zu thun.“ — „Du Andres!“ fuhr er fort, schlug aber doch dabei die Augen nieder und pflückte am Knopf seiner Mütze, die er in der Hand herum drehte, „du Andres! mein Ohm, der Schuster möchte gern, daß wir die Nüsse da oben herunter nehmen. Nun wollten wir drei es thun, aber — du siehst wohl, wir haben unsere Sonntagskleider und du deine alten Hosen an. Unsere guten Kleider könnten leicht beim Klettern zerreißen, und du bist auch viel flinker wie wir, du kletterst ja wie eine Katze, wenn's drauf ankommt, alle Leute wundern sich darüber. Hör' Andres! thu' uns den Gefallen, geh' für uns auf den Baum und wirf uns die Nüsse herunter; aber gleich, damit sie alle herunter sind, eh' noch der Ohm nach Hause kommt.“ — —

„Für wen soll ich denn die Nüsse herunternehmen, für Euch oder für den Schuhmacher!?“ fragte Andres.

„Nun für uns Alle, das versteht sich von selbst, der Ohm macht sich nichts daraus, und da ist es ihm lieber, daß wir sie bekommen, als daß ein Anderer sie stiehlt.“ —

Andres trat näher an den Baum heran, um zu sehen, wie er am besten zu der Stelle heraufkommen könnte, wo die Früchte hingen. Unterdeß zupfte Joseph den Kaspar am Aermel. „Aber sag' einmal, Kaspar!“ flüsterte er ihm in's Ohr, „wenn dein Onkel nun später keine Nüsse am Baume findet und Lärm macht und der Andres es hört und deinem Onkel alle deine Lügen erzählt? Was dann?“

„Da laß mich machen,“ sagte leise Kaspar, „haben wir erst die Nüsse, dann' sag' ich dem dummen Jungen, daß wir ihn bloß zum Narren gehabt, und will er uns dann anzeigen, dann mach' ich ihm Angst, daß gerade Er es gewesen ist, der die Nüsse abgeschüttelt hat, dann wird ihm schon bange werden, und er wird sich hüten, uns anzuzeigen, das kannst du mir glauben; der wird sich nicht den Mund verbrennen.“

„Ist's aber auch wirklich so, wie du da sagst,“ fragte Andres, der wieder zu den drei andern Knaben hingetreten war.

„Glaubst du, daß ich lüge?“ fuhr der Kaspar ihn an. „Joseph! Heinrich! ist's nicht wahr?“ — Die Beiden sagten auch „ja“, wurden jedoch über und

über roth. Aber Andres in seiner Leichtgläubigkeit bemerkte das nicht. Zwar war ihm die Sache bedenklich, außerdem war es spät, aber da die Andern ihm immer eindringlicher zuredeten, hatte er zuletzt keinen Zweifel daran, daß Alles buchstäblich so wahr sei, wie sie es ihm vorschwatzten. Daheim in der Mühle war auch gewiß noch Niemand von der Kirmeß heimgekehrt, und vor Allem freute es ihn, daß er seinen Kameraden sich gefällig erweisen konnte.

Gewandt und rasch, wie er war, stieg er über den Zaun in des Schuhmachers Garten. Er kletterte wie der geübteste Matrose auf den Baum, und von Ast zu Ast bis hoch in die Zweige, wo die schönsten Nüsse saßen. Die pflückte er und schlug sie mit einem abgebrochenen Knüttel mit solcher Leichtigkeit ab, daß die Andern kaum so rasch die herunterprasselnden Früchte in ihre Taschen, Mützen und Schnupftücher hineinpracticiren konnten.

Wie die Sache so in vollem Gange ist und keiner von den Knaben mehr daran denkt, bei ihrem schlechten Streiche verrathen zu werden, da fährt mit einemmal um die Ecke des Zauns der große Hofhund des Schusters, derselbe Wasser, den der Kaspar seinen guten Freund genannt, mit lautem Gebell unter die drei Jungen hinein, und gleich nachher hört man hinter der Fliederhecke ein lautes Pfeifen. Die Buben unter dem Baum fahren auseinander, der eine klettert so rasch er kann über den Zaun, der Andere wirft in der Angst, was er von Nüssen schon gesammelt hat, aus den Taschen ins Gras und klemmt sich hinter einen alten Weidenstamm am Wege; der Gemüsekaspar aber, früher der frechste von allen, nimmt jetzt zuerst Reißaus und läuft, ohne sich umzusehen, dem Oberdorfe zu. Der Hund will ihm nachsetzen, aber da ruft vom Felde her hinter dem Fliederbusch eine kräftige Mannsstimme: „Wasser! Ruhig! Komm' her, Wasser!" Schnell besinnt sich das Thier, steht still, bellt eine Zeitlang dem Laufenden nach und jagt dann wieder zurück hinter dem Busch seinem Herrn zu, der ihn gerufen. Diesen Augenblick benutzen nun auch der Joseph und der Heinrich. Was die Beine nur laufen wollen, ergreifen sie das Hasenpanier und rennen davon. Bald waren sie hinter der oberen Ecke des Gäßchens verschwunden.

Andres hatte oben von seinem Ast aus den ganzen Spectakel mit angesehen. Er wunderte sich, wie der Kaspar solche Angst vor dem Hunde haben konnte, mit dem er doch sonst immer so gut Freund war. Freilich war einem Fremden nicht anzurathen, mit dem Thier zu spaßen, denn so gutmüthig es sonst war, so grimmig wurde es, wenn man es reizte oder wenn man es auf Jemand loshetzte.

Es dauerte nicht lange, so kam der Wasser wieder ruhig um die Ecke. Gleich hinter ihm spazierte gemächlichen Schrittes Kaspars Ohm, der Schuh-

macher daher. Er kam von der Kirmeß aus dem Nachbardorf. Dort hatte im Wirthshause ein Bauer mit ihm Streit angefangen. Zwar war die Sache bald wieder ausgeglichen worden, aber dem Meister war doch für heute Abend aller Spaß verdorben, und das war die Ursache, daß er, der sonst immer gern bis in die Nacht bei solchen Festlichkeiten blieb, diesmal es vorgezogen hatte, früher heimzukehren.

Eben wollte Andres, der noch immer nichts Schlimmes ahnte, von seinem Ast wieder herunter klettern, als der Hund auch ihn witterte und noch viel wüthender als erst, zu bellen anfing.

Der Meister wurde stutzig. Vorhin, als er vom Feldwege aus das Bellen seines Hundes von weitem gehört, hatte er gedacht, der Wasser habe wieder einmal nach seiner alten Gewohnheit Jagd auf eine Katze gemacht. Er hatte ihn daher auch gleich wieder zurückgerufen, ohne deswegen selbst seine Schritte zu beeilen. Von den drei Nußdieben hatte er hinter dem dichten Flie[illegible]sche nichts gesehen.

Jetzt bemerkte er plötzlich da unten auf dem Boden die Menge heruntergefallener Nüsse, und oben auf dem Baum den Knaben, der noch den Knüttel in der Hand hielt, mit dem er offenbar die Früchte heruntergeschlagen hatte. Was war da natürlicher, als daß er den da oben für den Nußdieb hielt! Sein Aerger wurde um so größer, als ihm einfiel, daß ihm schon vor einigen Wochen gerade die schönsten Aepfel, noch ehe sie reif waren, von den jungen Bäumchen, die zum erstenmal Früchte trugen, bei Nacht gestohlen waren.

Viel Worte bei solcher Gelegenheit zu machen, das war niemals des Schusters Art gewesen.

„Dich wollen wir schon kriegen, du Hallunke!“ rief er zum Andres hinauf und drohte ihm mit seinem Knotenstock. Dann schloß er ruhig das Gartenpförtchen in der Nähe auf und trat in den Obstgarten.

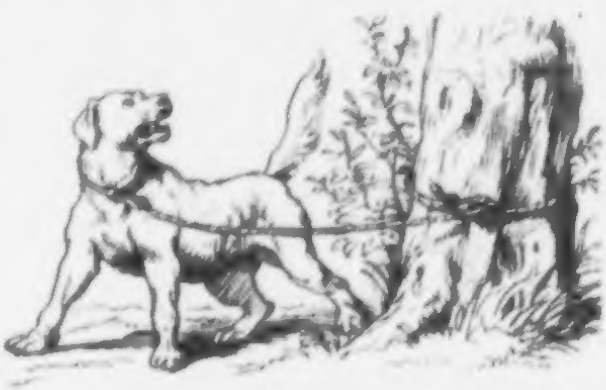
Andres in seiner Unschuld wußte gar nicht, wie ihm geschah. Vom Baum herunter zu steigen, wagte er nicht, denn die drohende Miene des Meisters und die funkelnden Blicke des Hundes versprachen ihm einen schlimmen Empfang da unten. Verlegen stotterte er seine Entschuldigung her. Ohne die Namen seiner Verführer zu nennen, sagte er: der Meister habe ja selbst befohlen, die Nüsse abzunehmen. Der aber hörte gar nicht auf seine Rede, er hätte sie auch vor dem Bellen des Hundes nicht verstehen können.

„Schon gut, mein Junge, schon gut!“ brummte er vor sich hin, „diese Nacht soll dir einmal zeigen, wie den Mäusen das Mausen bekommt!“ — Dann trat er zum Nußbaum, zog einen langen Strick aus der Tasche, schlang ihn mit einem Ende durch den Ring am Halsbande des Hundes und band

mit größter Seelenruhe das andere Ende des Strickes fest um den Stamm des Nußbaums.

„Paß auf! Wasser," sprach er zum Hunde und wies mit dem Finger nach oben. Dann klopfte er sich die kurze Tabakspfeife, die ihm während dieser Execution ausgegangen war, an den nächsten Stämmen aus und schritt langsam und gemächlich durch die dunkeln Baumgänge seinem Wohnhause zu. Bald hört Andres, wie der Meister seine Hausthüre öffnete und sie laut hinter sich zuschlug, dann wurde Alles still in weiter Runde. Auch der Hund hatte aufgehört zu bellen, der schien es sich jetzt auf seiner Nachtwache möglichst bequem machen zu wollen. Er streckte sich ins Gras, legte den Kopf auf die Vorderpfoten und schielte nur von Zeit zu Zeit mit drohenden Blicken in die Höhe.

Da saß nun der gutmüthige Junge in dem grünen luftigen Käfig und hatte Zeit genug, seine übereilte Leichtgläubigkeit zu bereuen. An Herunterſteigen war nicht zu denken. So wie er sich nur ein wenig auf dem harten Ast bewegte und die Blätter dabei rauschten, fuhr der strenge Wächter wüthend aus dem Grase auf, stemmte beide Vordertatzen gegen den Stamm und zeigte dem Andres knurrend die Zähne. Schon der bloße Gedanke, daß der Schuhmacher ihm etwas Schlechtes habe zutrauen können, war kränkend genug für ihn. Was aber hatte der Mann sonst noch mit ihm vor? Das Geringste, was sich vermuthen ließ, war, daß er ihn die Nacht hier würde sitzen lassen. Das war schon eine traurige Aussicht. Aber nun erst am Morgen, was da? Er machte sich die schrecklichsten Vorstellungen, wenn der Schulze dazu käme, wenn er vor allen Leuten im Dorf am Ende da sitzen müßte wie der ärgste Spitzbube am Pranger. Erst jetzt wurde ihm die ganze Schlechtigkeit und Bosheit des Gemüseskaspar klar; viele Reden desselben, die er früher für reine Wahrheit genommen, erkannte er jetzt als lauter Lug und Trug. Der Gedanke daran brachte ihn gegen den schlechten Jungen in einen solchen Zorn, wie er bisher noch nie in seinem Leben gegen irgend einen Menschen gehabt hatte. „Wenn nur der Wasser den Kaspar tüchtig gefaßt hätte, als er so feige ausriß," so dachte er bei sich selber, „da



hätte der Schuhmacher doch wenigstens gesehen, was für einen saubern Neffen er hat, und der feige Lügner wäre doch seiner Strafe nicht entgangen." Der furchtbarste Gedanke aber war ihm der, was sein Pflegevater dazu sagen würde. Der Müller war ein rechtlicher und braver Mann, aber dabei streng und heftig, es war wohl möglich, daß, wenn er erfuhr, Andres habe sich zu solchen Dingen hergegeben, er am Ende den Knaben aus dem Hause verstoßen könnte.

Bei so traurigen Betrachtungen schlich dem armen Jungen die Zeit wie eine Ewigkeit hin. Schon fing es an, recht dunkel zu werden. Der Mond, der bisher hell am Himmel gestanden, wurde von den aufsteigenden Wolken immer mehr verdeckt. Noch hörte man von fern das Singen und Lachen der Leute, die von der Kirmeß heimkehrten. Jetzt kamen auch von Zeit zu Zeit nicht unter seinem Baum einzelne Bewohner des Unterdorfs vorbei, er erkannte den Schmidt, den Schullehrer und manche seiner Schulkameraden. Bei jedem Schritt, den er von neuem hörte, schlug ihm das Herz vor Angst, gesehen zu werden. Sein Sitz war unbequem genug, und doch durft' er sich nicht rühren, sonst wäre der Hund wieder aufgefahren und hätte ihn gleich den Leuten verrathen. Das waren qualvolle Stunden!

Allmälig wurde es stiller und stiller und die Nacht pechschwarz. Die Wolken waren heraufgekommen und ergossen sich in einen dichten Platzregen. Bisher hatten noch viele Lichter in den Häusern des Dorfes gebrannt. Jetzt sah er von seinem hohen Sitze, wie ein Licht nach dem andern verlosch. Nur in der Stube des Schusters brannte noch immer die Lampe und das war sein einziger Hoffnungsstern. Jetzt konnte Andres recht empfinden, wie es den armen kleinen Vögeln in solchem Regen zu Muth sein muß. Sie haben auch ihr Nachtlager in den Zweigen, aber sie sitzen doch weich in ihren Nesterchen und sind den häufigen Regen gewohnt. — Eine Stunde nach der andern verging. Jetzt kam auch noch ein Sturmwind dazu und rüttelte die Aeste des Nußbaums, daß Andres jeden Augenblick fürchten mußte, herunter zu stürzen. Die Glocke am Kirchthurm schlug zehn Uhr und er konnte deutlich hören, wie der Nachtwächter im Oberdorfe die Stunde abrief. Bald mußte der mit seinem Hunde nun auch hier vorbeikommen. Der Gedanke, daß man ihn als Dieb ergreifen könnte, war so schrecklich für ihn, daß er beschloß, einen Versuch zum Entspringen zu machen. Er horchte auf. Der Wasser, ganz vom Regen durchnäßt, schien in seinem Amtseifer etwas abgekühlt. Andres glaubte ihn schnarchen zu hören. Der Augenblick schien günstig. Er wollte leise bis an das äußerste Ende seines Astes klettern, und von dort, wenn auch mit Lebensgefahr, auf die Straße springen. Wachte der Hund dann auch auf, so konnte er ihm doch nicht nachsetzen, er war ja an den Baum festgebunden.

Schon rutschte der Knabe vorwärts auf seinem Aste; zwar rauschten dabei Zweige und Blätter, aber Regen und Wind rauschten noch stärker. Gottlob! der Hund rührte sich nicht, er schien fest zu schlafen. Jetzt brach der Mond wieder durch die Wolken, noch einmal sah Andres sich um, ob er auch den Nachtwächter schon kommen sähe. Da war es ihm, als käme Jemand das Gäßchen herunter. Offenbar war es kein Erwachsener, das war deutlich zu erkennen. Bald ging der Ankommende ein Paar Schritte vorwärts, bald blieb er stehen und sah sich um, endlich aber schlich er nach dem Zaun des Obstgartens hin.

Andres hielt den Athem an, er bog das Laub vor sich zurück, und siehe da: es war der Kaspar. Der hatte bei der Flucht seine Mütze liegen lassen, und seine Jacke, die er vorhin über den Zaun gehängt, war in den Garten gefallen. Damit nun der Schuhmacher diese am Morgen nicht fände und ihm dadurch auf die Schliche käme, mußte Kaspar sie wohl noch jetzt abholen. Außerdem wußte er nicht, was er seinen Eltern sagen sollte, wenn sie danach noch heute gefragt hätten.

Daß der Andres noch immer auf dem Baume saß, das konnte er unmöglich denken. Er suchte und suchte am Zaun herum. Endlich beim Mondlicht sah er, daß der Wind das Wams weit in den Obstgarten fortgeweht hatte; es blieb ihm nichts übrig, als hinüber zu klettern. Das war auch bald geschehen.

Schon hat Kaspar die Jacke gefunden, eben streckt er die Hände danach aus, aber in demselben Augenblick fährt auch der Wasser hinter einem Brombeerbusche hervor mit wüthendem Gebelle. Kaspar, besinnungslos vor Schreck, läuft zuerst dem Zaune zu, da kann er nicht weiter, die Beine versagen ihm den Dienst. Schreiend drückt er sich gegen den Zaun. Der Hund setzt ihm die Vordertatzen gegen die Brust; noch konnte er mit den Zähnen den Knaben nicht fassen, denn der Strick hielt noch eben seinen Kopf eine Spanne weit von dem Leibe desselben entfernt. Um so größer aber wird die Wuth des Thieres. Heulend und zähnefletschend zerrt es an dem Strick, der ihn hält, seine Augen funkeln im Mondlicht, mit den Tatzen zerkratzt es dem Kaspar die Brust und wehe diesem, wenn der Strick zerreißen sollte oder durch das gewaltige Zerren des Hundes locker würde! Gegen den Zaun geklemmt, kann der Knabe an's Fliehen nicht denken. Die Hände hoch erhoben, schreit er in Todesangst um Hülfe.

Da erkennt Andres oben im Baum die Gefahr, in der der Kaspar schwebt. Sogleich vergißt er jeden Groll und die eigene Gefahr. Er will, er muß den Unglücklichen retten. Von Zweig zu Zweig schwingt er sich herunter, bis er mit einem Sprunge die Erde erreicht. Er greift in den Strick, an dem der

Hund zerrt, zieht ihn um den Baum, und hängt ſich mit Leibeskräften daran, ſo daß das Thier, vom Halsbande gewürgt, wohl ein paar Schritte vom Kaspar zurückgezogen wird.

„Jetzt lauf!“ ſchreit er dem Buben zu. Der bekommt wieder Muth, läuft auch blindlings in den Garten hinein, ſtolpert aber bald über einen Stein und fällt zu Boden. Der Hund ſieht es, mit erhöhter Wuth nimmt er einen Anlauf. Der Strick gleitet dem Andres aus der Hand, und der Knoten, mit dem er um den Baum geſchlungen war, löſt ſich durch den heftigen Ruck. Noch einmal faßt Andres in eine zweite Schlinge des Strickes, um das Thier zurückzuhalten, aber unglücklicher Weiſe verwickelt er ſich mit Hand und Fuß darin; durch den Strick zu Boden geriſſen, wird er vom Hunde durch den Garten mit fortgeſchleift. — Aber der Kaspar hatte ſich indeß aufgerafft und war dem Hauſe des Schuſters zugelaufen. Ueber den Zaun zurückzuklettern, hatte er in der Angſt nicht gewagt. Das furchtbare Geſchrei und das Gebelle des Hundes hatte indeß der Schuſter gehört. Schnell ergriff er ſeine Hundepeitſche und ſprang dem Kaspar ſchon dicht bei der innern Gartenpforte entgegen. Heulend vor Angſt ſtürzte der Fliehende auf ihn zu, umklammerte ihn und ſuchte hinter ſeinem Rücken Schutz. „Er frißt mich! er frißt mich!“ Mehr konnte der Knabe nicht herausbringen. Aber indem iſt auch ſchon das wüthende Thier da.

Ein Paar tüchtige Peitſchenhiebe über den Kopf und die gewaltige Stimme ſeines Herrn brachten den Hund ſchnell zur Beſinnung, winſelnd duckte er ſich auf den Boden nieder. Aber die Nachbarn waren auf den Lärm herbeigelaufen, bald erſchien auch der Nachtwächter mit ſeiner Laterne. Man leuchtete dem Kaspar in's Geſicht, und der Schuhmacher war nicht wenig erſtaunt, ſeinen eigenen Neffen zu erkennen. „Alſo du biſt der Nußdieb?“ fuhr er ihn an. „Aber bin ich denn betrunken? Erſt hab' ich doch den Andres auf dem Baum geſehen!“ Der Kaspar konnte kein Wort hervorbringen.

„Aber da liegt ja noch Einer im Graſe!“ rief der Nachbar. „Licht her! flink! flink! — der ſcheint ja todt zu ſein. — Der iſt ja an dem Strick von dem Hunde feſtgebunden,“ rief ein Anderer. „Raſch ein Meſſer her, daß man ihn losſchneiden kann!“

Alles lief dahin und man ſah den Andres mit Blut und Schmutz bedeckt im Graſe liegen; er regte ſich nicht, bei näherer Beſichtigung hatte er eine große Wunde am Kopf. Er war nämlich, indem der Hund ihn fortgeſchleift hatte, gegen einen Stein geſchleudert worden und dadurch hatte er die Wunde erhalten.

„Das iſt Müllers Andres!“ — „Um Gotteswillen, wie iſt das gekommen?“ — „Der arme Junge!“ — „Solch' braves Kind!“ So ſchrie Alles durcheinander,

aber der Schuhmacher drängte ſich durch die andern, riß dem nächſten Weibe, das bei ihm ſtand, das Taſchentuch aus der Hand, kniete nieder und verband dem Knaben die Wunde.

Der Kaspar wagte erſt gar nicht hinzuſehen, doch konnte er ſich denken, wie das Alles ſo gekommen war. Endlich faßte er ſich ein Herz und ſah hin. Als er aber das blutige, mit naſſer Erde bedeckte Geſicht ſeines Retters erblickte, und eine innere Stimme ihm zurief, daß er Schuld ſei an deſſen Tode, da ſchauderte er zuſammen. Reuevoll warf er ſich über den lebloſen Körper hin, weinte und ſchluchzte und rief: „Andres! Andres! bleib' leben! Um Gotteswillen, bleib' leben, damit ich dir abbitten kann!“ Aber Andres rührte ſich nicht.

„O Gott im Himmel! Er iſt todt und ich bin ſchuld daran, ich bin ein Lügner, ich bin ein nichtsnutziger Dieb! Ich kann nicht länger leben, ich muß zu ihm, ich muß ihm abbitten!“ ſo jammerte der Kaspar und geſtand auf näheres Befragen Alles ein, wie es ſich zugetragen.

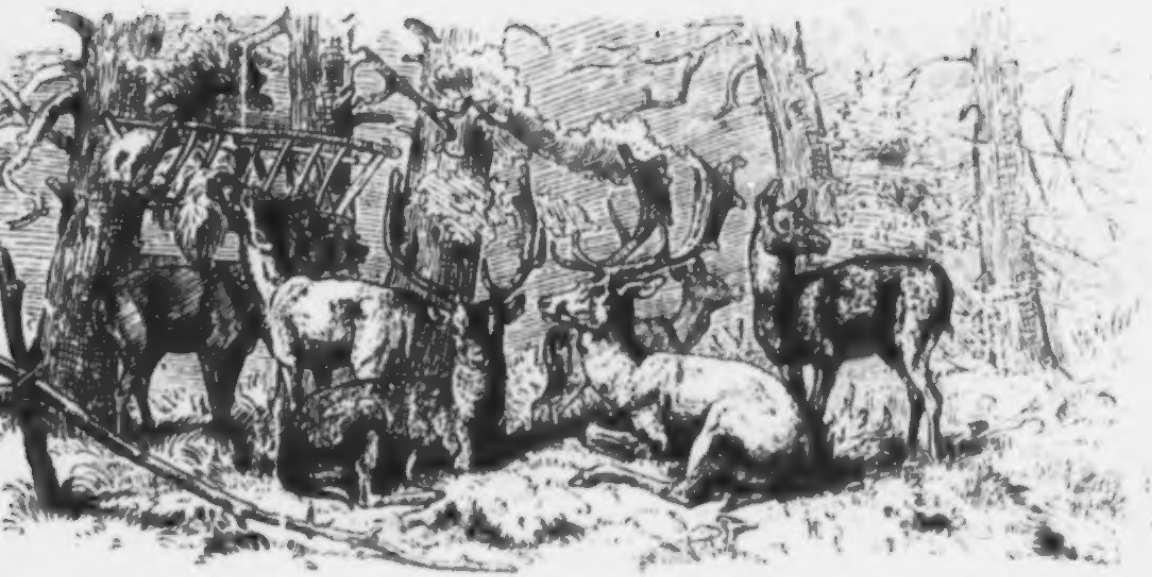
„Fort mit dir!“ rief der Schuſter und ſtieß den Kaspar von ſeiner Seite. „Nachtwächter, nimm den nichtsnutzigen Jungen mit dir, und ihr Nachbarn, helft mir den Andres in mein Haus tragen.“

In der Stube angekommen, ſuchte man den Lebloſen wieder zu ſich zu bringen. Bald gelang es auch. Es war nur eine leichte Ohnmacht geweſen, die ihn eine Zeit lang betäubt gemacht hatte. Auch die Kopfwunde war unbedeutend und lange nicht ſo tief, als man Anfangs geglaubt hatte. Schon friſches Waſſer allein reichte hin, den Knaben bald wieder geſund zu machen.

„Iſt der Gemüſekaspar denn auch wirklich nicht vom Hunde gebiſſen worden?“ Das waren die erſten Worte, die Andres ſprach, als er zur Beſinnung gekommen war. Man ſagte ihm, er ſei unbeſchädigt, er habe Alles eingeſtanden und werde morgen den Lohn für ſeine ſchlechten Streiche ſchon empfangen.

Da bat Andres ſo innig, man möge ihm doch den einzigen Gefallen thun und dem Kaspar die Strafe erlaſſen. Er meinte, die Todesangſt, die dieſer erlitten, als der Hund ihn anfiel, ſei doch wohl Strafe genug für ſein Vergehen.

Gern erfüllte man die Bitte des gutmüthigen Knaben und ließ den Buben für diesmal frei. Auch der Joſeph und Heinrich kamen noch auf die Fürſprache des Verwundeten mit leichten Strafen davon. Andres ſelbſt aber nahm das Erlebte ſich zur Warnung. Von jener Zeit an traute er keinen Schmeicheleien mehr, und ließ ſich nie wieder wie früher zu ſchlechten Dingen mißbrauchen. Aber bei alledem blieb er gefällig und freundlich gegen Jedermann, und war er einmal überzeugt, daß die Sache, zu der man ihn aufforderte, eine gute und gerechte ſei, ſo war er der Erſte, wenn es galt zu handeln und Andern beizuſtehen.



Die Hirſche im Wildgarten.

Wie ſchön iſt hier das Waldgehege,
Die hohen Tannen, der grüne Plan'
Das kann euch, Hirſchen, wohl behagen,
Und doch ſieht man es euch nicht an.
Man giebt euch Heu dort in der Krippe,
Im Winter ſelbſt ein warmes Haus;
Bequem könnt ihr ſpazieren gehen,
Und doch ſeht ihr ſo traurig aus!

„Was ſoll uns das Haus und die Krippe voll Heu'
„Wir ſind ja gefangen, die Luſt iſt vorbei.
„Wie ſetzten wir ſonſt durch Feld und Geſtripp'
„Durch den brauſenden Strom, über Stein und Geklipp!
„Oft warfen dem Tod wir entgegen die Bruſt
„Jetzt geh'n wir ſpazieren. — Vorbei iſt die Luſt!" —

Der Hund und die Sau.

„Hör' einmal, liebwerthste Sau!
„Wenn ich's mir so recht beschau',
„Muß ich gesteh'n, daß mich's verdrießt,
„Wie du deine Kinder erziehst.
„Mitten im Schmutz, Tag aus, Tag ein
„Liegen sie da, als müßt' es sein,
„Schrei'n und quieken und grunzen und schmatzen
„Daß einem fast die Ohren platzen,
„Lernen nicht jagen, nicht hüten, nicht wachen,
„Fressen die unappetitlichsten Sachen;
„Wär's nicht traurig, man könnt' d'rüber lachen.
„Hör', Frau Sau, nimm dich in Acht!
„Deine Kinder, eh' du's gedacht,
„Werden — ich sprech', wie ich es meine —
„Wenn's so fortgeht, rechte Schweine!" —

Kaum hat so der Hund gesprochen,
Fährt die Sau ihn wüthend an
Und was hat er denn gethan?
Wahrheit hat der Hund gesprochen,
Ja, die hört nicht Jeder an!

Nur nicht verzagt!

Da iſt nun der Mai!
Da grünen die Felder,
Die Gärten, die Wälder,
Da rauſchen die Quellen
Da ſingen und ſpringen
Die Vögel herbei,
Da laufen die Kinder,
Die Mädchen, die Buben
Aus Kammern und Stuben
Hinaus, hinaus aus dem engen Haus! —

Ein einzig Thierlein dort,
Wie ſehr es auch ſich ſtrecke,
Kann nicht vom Hauſe fort,
Es iſt die arme Schnecke. —
Ob ſie deshalb ſich ſchämt?
Wohl gar darum ſich grämt?
O nein, ſie denkt mit Lachen:
Es wird ſich doch noch machen!
Sie denkt ſich's ſo und ſo
Und endlich ruft ſie froh:
„Ja ja, ſo wird ſich's ſchicken:
„Ich nehm' mein Haus auf den Rücken!“ —
Und richtig, es geht,
Und die Schnecke, ſeht,
Kann nun mit allen Andern
Vergnügt in den Frühling wandern!

Abends im Walde.

Da unten am Bach im Waldesgrund,
Da ging ich geſtern zur Abendſtund'
Erdbeeren zu ſuchen ganz allein,
Die Sonne ſchien ſo warm hinein.
Da ſtanden Blumen die Hüll' und Füll'
Und Schmetterlinge flogen und ſogen;
Da war ringsum der Wald ſo ſtill,
Und Rehe kamen angezogen.
Und tranken dort, und die Wellen im Bach
Die liefen ſo luſtig einander nach
Und blitzten recht in den Abendſtrahlen.
Das war ſo prächtig, ſo wunderſchön,
Ich konnt' mich gar nicht ſatt d'ran ſeh'n:
Ach wär' ich ein Maler, das möcht' ich malen!

Die Burg.

1.

Seh' ich Trümmer ragen
Hoch am Felſenrand,
Träum' ich von den Tagen,
Wo die Burg hier ſtand.

2

Wo die Thürme ſtiegen
In die Luft ſo ſchlank,
Wo auf hohen Stiegen
Klirrt' der Waffen Klang.

3.

Wo die Hörner ſchallten
Zu der luſt'gen Jagd,
Wo die Fahnen wallten
Zu der wilden Schlacht

4.

Männer ſah man ſtreiten
Hier mit Heldenmuth,
Wilde, rauhe Zeiten
Tobten hier in Wuth

5.

Mag der Wind verwehen
Was die Zeit entrafft!
Eines ſoll beſtehen,
Deutſche Heldenkraft!

Das Dorf.

1.

Steht ein Kirchlein im Dorf,
Geht der Weg d'ran vorbei,
Und die Hühner die machen
Am Weg' ein Geschrei.

2.

Und die Tauben, die flattern
Da oben am Dach,
Und die Enten, die schnattern
Da unten am Bach.

3.

Auf der Brück' steht ein Junge
Der singt, daß es schallt,
Kommt ein Wagen gefahren,
Der Fuhrmann, der knallt.

4.

Und der Wagen voll Heu
Der kommt von der Wiese,
Und oben darauf
Sitzt der Hans und die Liese.

5.

Die jodeln und juchzen
Und lachen alle Zwei',
Und das klingt durch den Abend,
Es ist eine Freud'!

6.

Und dem König sein Thron
Der ist prächtig und weich,
Doch im Heu da zu sitzen
Dem kommt doch nichts gleich!

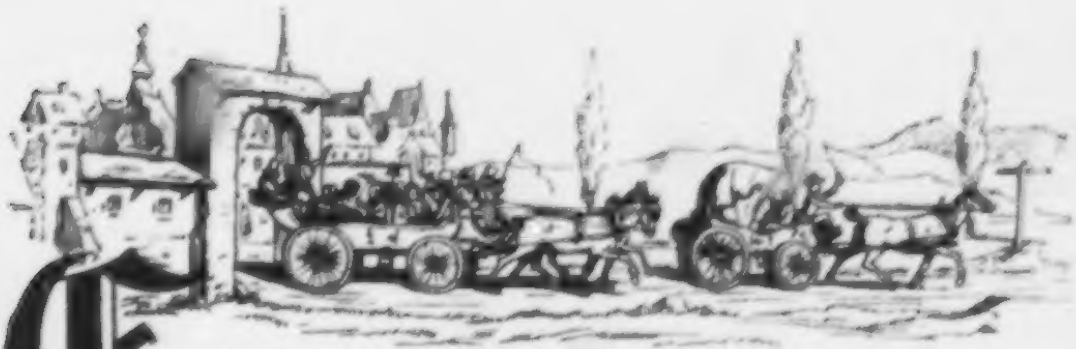
7.

Und wär' ich der König,
Gleich wär' ich dabei
Und nähme zum Thron mir
Einen Wagen voll Heu.

Rübezahls Mittagstisch.

Ihr werdet schon manche Streiche von dem Berggeist im Riesengebirge gehört haben, ihr habt auch gewiß erfahren, daß er Jedem, der ihn mit dem Spottnamen „Rübezahl" benannte, einen tüchtigen Schabernack anthat. Einen Streich aber, den der Berggeist vor nicht gar langer Zeit gespielt hat, kennt ihr noch nicht, das weiß ich, und darum will ich ihn euch erzählen.

1.



Es war einmal ein schöner warmer Frühlingsmorgen, als aus dem Städtchen Hirschberg eine große Gesellschaft Herren, Damen und Kinder eine Lustpartie zu Wagen durch das Riesengebirge machte. Man hatte beschlossen, wo die Straße es zuließ, zu fahren, wo das unmöglich war, zu Fuße zu gehen. Früh um sechs Uhr hatte man sich auf den Weg gemacht und hielt jetzt, — es mochte neun Uhr Morgens sein — am Fuß einer Waldhöhe still, um zu einer schönen Bergumsicht zu gelangen.

Einer von der Gesellschaft, ein Student, hatte sich zum Führer angeboten. „Ich kenne hier jeden Weg und Steg, jeden Strauch und Stein," sagte er, „Sie glauben es gar nicht, was ich für einen merkwürdigen Ortssinn habe. Sie können sich darauf verlassen, wo ich nur einmal in meinem Leben gewesen bin, da will ich mich nach zehn Jahren, trotz aller alten und neuen Nebenwege, fast im Schlaf zurecht finden. Und wenn Sie den Rübezahl selbst als Führer annehmen wollten, der könnte Sie nicht so führen, wie ich!"

Einige Damen hatten aber nicht so rechtes Vertrauen zu seiner Führung.

sie meinten: es wäre doch ängstlich, wenn man nachher den Weg verfehlte, besonders da man gar keinen Mundvorrath mitgenommen hätte.

„Gut, so wollen wir den Berggeist rufen," sagte der Student etwas empfindlich. „Rübezahl! alter Rübezahl!" rief er in die Berge hinein. „Komm' und führ' uns!" — Alles war still ringsum, nur eine Elster auf dem nächsten Eichenbaum schnatterte, daß es wie Lachen klang und eine runde weiße Wolke zuckte wie neugierig über die Berge herüber.

„Sehen Sie, der Rübezahl will nicht kommen; da müssen Sie mich schon als Führer behalten," sagte der junge Mann.

„Aber wie lange haben wir zu gehen?" fragte eine alte Dame. „Meine Kinder werden leicht müde."

„Nur eine kleine halbe Stunde," antwortete der Student, „dann haben wir die Höhe erreicht. Sie werden sehen: eine Aussicht ist da, himmlisch, göttlich! Da überblicken Sie das ganze Riesengebirge in seiner weitesten Ausdehnung, die Schneekoppe, Heuscheuer; alles in vollster Pracht. Und nun gar die Nähe! Unten im Grunde ein paar Dutzend Dörfer. Von den schwarzen Tannenwäldern steigen Rauchsäulen aus den Kohlenmeilern blau in die Luft, dazu von allen Seiten Glockenklingen, Kuhgeläute, Hundegebell und Hirtengesang. Und nun erst das Echo da oben! Nirgends in der weiten Welt ist ein Echo zu finden, das die schwierigsten Wörter mit solcher Leichtigkeit nachspricht. Z. B. das berühmte Wort: „Sechs und sechzig sächsische Schubzwecken" ruft es sechsmal hintereinander zurück, wenn man es ihm nur deutlich vorgesprochen."

„Singt es denn auch wohl?" fragte ein pfiffiges, kleines Mädchen.

„Nein, singen thut es so recht eigentlich nicht," erwiderte der Student, „aber wenn man den Jäger-Chor aus dem Freischütz da oben anstimmt, so ist der Widerhall gerade so, als wenn ein ganzer Chor von Waldhörnern geblasen würde, und wenn ich meine Pistole in die Berge hinein abfeure, so giebt das ein Krachen, als ob von jeder Bergspitze ein Donnerwetter ins Thal hineinführe."

„Da wollen wir denn doch lieber nicht schießen," sagte die alte Dame und ihre Kinder machten schon jetzt so weinerliche Gesichter, als sollten sie beim bloßen Gedanken an den Schuß umfallen. Man kannte zwar den Studenten als einen Erzaufschneider und Windbeutel, aber da er in Breslau studirte und während der letzten Zeit viel im Gebirge umhergestreift war, so vertraute man sich in Ermangelung eines andern Führers seiner Leitung. Der Fußsteg, den er der Gesellschaft zeigte, schien bequem und schattig, man hoffte in anderthalb Stunden wieder zurück bei den Wagen zu sein; dazu war die Luft schön und warm, man ließ daher Mäntel und Schirme zurück und trat den Spaziergang an.

Voraus ſchritt natürlich der Herr Studiosus. An ſeinen Stock hatte er einen Eichenzweig gebunden, den er als Fahne hoch in die Luft ſchwenkte. Die übrige Geſellſchaft, etwa dreißig Perſonen an der Zahl, mußten einer hinter dem andern ziehen; das ſah zwiſchen den dunkeln grünen Büſchen, zumal da, wo der Weg ſich ſchlängelte, gar bunt und luſtig aus. Die jungen Männer und Mädchen ſangen allerlei Lieder, die Kinder, bald voran, bald wieder mitten unter den Andern, ſtimmten in die Melodien mit ein, ſuchten Blumen am Wege und liefen den Schmetterlingen nach. Die älteren Herren, ihre Cigarren im Munde, führten gelehrte Geſpräche und zuletzt kamen die Frauen; ihrer ſeidenen Kleider wegen mußten ſie ſehr vorſichtig gehen. Sie waren gleich anfangs etwas verſtimmt, denn der redſelige Führer machte ihnen viel zu raſche Schritte. Auf ihre Bitten, ſeinen Eifer zu mäßigen, hörte er gar nicht.

Trotzdem ging es ſich im Anfange ganz hübſch auf dem anmuthigen Wege. Rechts zog ſich ein junger Tannenwald mit leichten Birken dazwiſchen den Berg in die Höhe; links rauſchte unter Erlen ein geſchwätziger Bach über farbige Kieſel, bald dunkel beſchattet, bald mit den glänzenden Sonnenſtrahlen ſpielend, die auf ſeinen Wellen wie lichte Flämmchen zitterten. Auch ſah man hier und da auf ein freundliches Wieſenthal herunter, da ſtand das Heu in runden Haufen aufgeſchüttet, und der friſche Duft davon wurde von einem leichten Winde heraufgeweht.

„Nun, meine Herrſchaften?“ rief der junge Mann an der Spitze des Zuges, „was ſagen Sie, verſteh' ich es nicht, Sie zu führen?“

„Reizend! Ganz reizend!“ riefen die jungen Mädchen.

„Entzückend ſchön!“ rief eine Dame, ſah aber dabei ſehr ärgerlich nach dem Saum ihres ſeidenen Kleides, worin ſie ſich eben ein großes Loch geriſſen.

„Nur weiter! nur weiter mein Lieber!“ eiferte ein alter dicker Herr mit rothem Geſichte. „Je länger hier, je ſpäter kommen wir zum Frühſtück wieder hinunter und ich habe gewaltigen Hunger und Durſt.“

Die bunte Reihe der Geſellſchaft zog nun in die tieferen Schatten eines dunkeln Tannenwaldes hinein.

Bald fing die Sache an, etwas unangenehm zu werden. Der Weg war voll häßlicher ſpitzer Steine, dazwiſchen Pfützen und Schlamm. Von den Bäumen hingen an vielen Stellen dürre Zweige mit weißem Moos bewachſen tief herunter und hinderten die Gehenden. Schwarze nackte Schnecken ſchleiften ſich an der Erde fort.

„Das ſind ſchlimme Wetterpropheten," rief Einer in der Geſellſchaft. „Ich fürchte, wir bekommen heute noch Regen!"

„Ich glaub's auch," ſagte der dicke Herr. „Da unten in dem Dorfe hört man deutlich alle Hähne krähen!"

„Ach unſere Schirme! Wenn wir nur erſt wieder zurück wären!" ſeufzten die Andern.

Plötzlich ſchrie ein junges Mädchen laut auf: „Ums Himmels willen! Nehmt mir die gräuliche Spinne ab, die mir da auf dem Halſe herumkriecht!"

„Das wird ja immer fürchterlicher!" jammerten die älteren Damen, „lauter Spinnenweben; man wird ganz davon eingewickelt!" — „Ach die Weſpen! die abſcheulichen Mücken!" ſchrieen die Kinder und dabei ſchlugen ſie rechts und links mit den Händen um ſich.

„Sind wir denn nicht bald oben?" ſeufzte bald hier bald dort Einer.

„Gleich! gleich! — Nur noch um jene Ecke, da wird die Ausſicht ſchon freier und in einer Minute ſind wir oben!" Das war die ſtehende Antwort des Studenten auf die immer dringender werdenden Fragen und Klagen. Aber der Weg wurde böſer, der Student wurde einſilbiger und zuletzt ging die ganze Schaar ſtumm und ſtill hinter ihm her.

Jetzt gelangte man zu einem Punkt, wo vier Wege nach allen Himmelsgegenden führten, einer ſteiniger wie der andere, ſtatt der Blumen wuchſen da nur Diſteln und Dornen.

Der Student ſtand ſtill und ſah ſich um. Alles machte hinter ihm Halt.

„Meine Herrſchaften," rief er nach einer Pauſe, „ich glaube faſt, wir haben den rechten Weg verfehlt!"

„Nein, das iſt abſcheulich! riefen die Damen, „das iſt unmöglich!" Die Herren aber brummten oder verhöhnten den weiſen Herrn Führer, der erſt ſo groß gethan hatte.

„Aber mein Himmel!" rief dieſer, „daran ſind Sie alle Schuld, mit Ihrem ewigen Jammern und Seufzen haben Sie mich ganz confus gemacht."

„Umkehren!" riefen Einige, „vorwärts!" die Andern, und nun wurde hin und her geſtritten, was zu thun ſei; auf den Studenten ward gar nicht mehr gehört, die bitterſten Vorwürfe mußte er ruhig hinnehmen.

Zu dem Aerger und Zank kam jetzt auch noch ein tüchtiger Regenſchauer,

der Alles in die größte Aufregung brachte. Man drängte, man stieß sich hin und her, und je mehr man sich drängte und stieß, deste öfter blieb hier ein Kleid an den Dornen hängen, dort ein Schuh im Schlamm stecken; die Kinder weinten, die Aeltern beriefen sie und bei alle dem kam man nicht vom Fleck und zu keinem Entschluß.

Endlich hörte man durch den Lärm aus einiger Entfernung Hundegebell. Man horchte auf und einigte sich darüber, man wolle nach der Richtung, wo der Schall hergekommen war, in den Wald hineingehen, da hoffte man doch zuletzt einen Menschen anzutreffen, der die Gesellschaft auf dem nächsten Weg zu den zurückgelassenen Wagen bringen könnte. In dem Getümmel hatte man selbst den Pfad verloren, auf dem man hergekommen war.

Man schritt wieder vorwärts, aber das Hundegebell schien immer in derselben Entfernung zu bleiben. Bald brannte die Sonne, bald kamen neue Regenschauer, und dabei ging es fort und fort durch dichten Tannenwald; das Nadelholz gewährte gerade kein besonderes Schutzdach gegen den Regen. Schon ermüdeten die kleineren Kinder und mußten abwechselnd getragen werden, die Kleider der Frauen waren gänzlich durchnäßt und mit Schmutz bedeckt; den Männern tropfte der Regen von den Hüten und zu allen den Plagen gesellte sich noch Hunger und Durst.

2.

So war man im Ganzen drei Stunden lang fortgewandert, als der Wald ſich endlich lichtete. Bald befand man ſich in einem kleinen Thalkeſſel, rings von Klippen und Geſtripp umſchloſſen. An der einen Seite einer Bergwand lehnte ein ärmliches Häuschen hinter hohen Fliederſträuchern, ihm gegenüber ragte ein Felsblock gleich einem mächtigen Steintiſch aus der Erde.

Knorrige Wurzeln, mit weichem Mooſe wie mit Sammetpolſtern bedeckt, umgaben dieſen Stein im Halbkreiſe, uralte Buchen breiteten ihr ſchattiges Laubdach darüber hin. Sonſt war der ganze übrige Raum des Thales zu einem Gemüſegarten benutzt. Auf ſaubern Erdrücken ſtanden in zierlichen Reihen Kohlpflanzen, Rüben und Gemüſe aller Art. Auch ſchien es hier gar nicht geregnet zu haben, die Sonne lachte freundlich und mild über die Beete hin, aber in den Buchenſchatten wehte ein erquickender Wind.

Die Geſellſchaft brach in einen Ruf der Freude aus, als ſie aus dem Dickicht heraustrat, und obgleich die meiſten eben noch vor Müdigkeit kaum gehen konnten, ſtürzte jetzt Alles jubelnd den Moosbänken zu und ſtreckte die müden Glieder nach Herzensluſt auf den bequemen Sitzen.

Erſt jetzt entdeckte man das Strohdach hinter den Fliederbüſchen. Einige Herren wollten hinlaufen, um die Bewohner des Hauſes nach dem Wege zu fragen und um etwas Brod und Milch zu bitten. Aber der Student kam ihnen zuvor. Der Länge nach ins Gras geſtreckt rief er mit lauter Stimme: „Rübezahl! erſchein' und deck' uns den Tiſch!“

Auf den Ruf hörte man im Hauſe einen Hund bellen und gleich darauf öffnete ein alter kräftiger Holzbauer mit plumpen Geſichtszügen die Thür. Beim Anblick der Gäſte zog er mit gutmüthigem Schmunzeln ſeine Pelzkappe.

„Was beliebt, meine Herrſchaften?“ fragte er.

Im Anfang war die Geſellſchaft doch etwas erſchrocken, als der Mann faſt gleich nach dem Ruf „Rübezahl“ vor ſie hintrat. Seine Freundlichkeit erweckte aber bald Zutrauen.

Zuerſt erkundigte man ſich nach dem Wege und wo man denn eigentlich

ſei. Zur größten Freude Aller berichtete der Bauer, daß ſie ſich nicht gar ſo weit von dem Punkte befänden, wo ſie hin wollten. Der großen Müdigkeit wegen beſchloß man doch noch eine Stunde hier zu ruhen.

„Unbeſtändig Wetter heute und garſtiger Weg!“ ſprach der Alte. „Euer Gnaden werden hungrig ſein, ich kann mir's ſchon denken. Vielleicht kann ich mit was recht ſchmackhaftem aufwarten. Wie Sie ſehen, hab' ich hier ein vortrefflich Gemüſe, wenn's gefällig.“ — „Nu Alter! Was habt Ihr denn?“ fragte der dicke Herr mit dem rothen Geſicht, „es wird nicht viel Geſcheidtes ſein, vielleicht Brennneſſeln und Huflattich oder ſonſt ſo etwas Gut's, he?“

Der Bauer runzelte die Stirn. „Nu, nu!“ ſprach er, „ſo übel, wie der Herr davon denkt, iſt es juſt auch nicht. Die Herrſchaften aus der ganzen Umgegend beehren mich oft mit ihrem Beſuch, um meine Rüben und Kartoffeln zu eſſen.“

„Die Herrſchaften aus der Umgegend,“ witzelte der Student, „die Euer Gemüſe ſo ſchön finden, das ſind wohl die Ochſen und Schafe da unten aus den Dörfern oder die Eſel aus der Mühle. Nicht wahr, Alter?“

„Kann ſein, daß auch ſo einer hier einmal herkommt,“ antwortete der Bauer mit trockner Miene und ließ ſich in ſeiner Ruhe nicht ſtören. „Eben heute erwartete ich eine Geſellſchaft aus Warmbrunn, es hat aber da unten geregnet und da werden ſie wohl ausbleiben. Wenn ſonſt Euer Gnaden befehlen, eine Schüſſel iſt bereits angerichtet, ich brauch' ſie nur herzubringen.“

„Immer zu!“ riefen die Herren. „Bringt Eure ſieben Sachen herbei!“ Die Kinder aber verzogen die Geſichter bei dem Gedanken, daß das Gemüſe ſo ſchmutzig ausſehen würde wie das Haus des Wirths.

Der Mann ging in die Hütte zurück und kam bald darauf wieder heraus mit einer großmächtigen verdeckten Schaale, die ſtellte er mitten auf den Steinblock vor den dicken Herrn hin. Ihm folgten ſechs Knaben, wahrſcheinlich ſeine Kinder. Es waren kleine dickköpfige Buben mit alten braunen Geſichtern und ſtrohblondem Haar. Sie brachten Salz und Pfeffer, reichten alte Scherben von Tellern herum und legten Löffel und Meſſer daneben; freilich war das Tiſchgeräthe ſo roſtig und verbogen, ſchwarz und zerbrochen, daß man oft kaum noch daran die urſprüngliche Form des Geräthes erkennen konnte.

„Ihr ſeid ja allerliebſte Engel,“ rief der Student und kneipte den erſten Jungen in die Backen. „Iſt das Silber oder Gold, wovon die Raritäten da ſind, die Ihr uns bringt?“

Die Jungen grinſten ihn an und ſprachen kein Wort.

„Packt Euch, Ihr Jungens!“ rief der alte Bauer. „Und rechten guten Appetit, Euer Gnaden!“

Damit empfahl er ſich und ging in ſein Haus zurück. Die Jungen liefen mit wunderlichen täppiſchen Geberden ihm nach in die Hütte und warfen die Thüre hinter ſich zu.

„Nun bin ich doch neugierig," ſprach der dicke Herr mit ſpöttiſchem Lächeln, „was für ſeltſame naturgeſchichtliche Produkte wir da zu ſehen bekommen werden." Dabei putzte er ſeine Brille mit dem ſeidenen Schnupftuche ab.

„Heben Sie doch nur den Deckel von der Terrine!" riefen ihm die Andern zu, „es wird doch immer noch zu eſſen ſein!"

Der dicke Herr ſetzte die Brille auf, faßte den Knopf am Deckel der Terrine und wollte ihn aufheben, aber — der Deckel ſaß feſt.

„Das müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich nicht auf den erſten Ruck den Deckel losbekäme," rief der Student und drängte ſich an die Terrine. Er ſchob und ſchob und rüttelte — der Deckel ſaß feſt. „Aber jetzt paſſen ſie auf, jetzt muß es gehen," rief er ganz roth vor Eifer „Eins — — zwei — und — drei!"

Die Hand glitt ihm vom Knopf ab und ſchlug mit ſolcher Gewalt ihm an die Naſe, daß ſie zu bluten anfing, aber der Deckel rührte ſich nicht.

Auch Andere verſuchten noch ihre Geſchicklichkeit daran, Alles war vergebens. Man rief nach dem Wirth, aber keine Antwort erfolgte. Im Hauſe blieb es mäuschenſtill.

„Die Faullenzer halten da drinnen wahrſcheinlich ihre Mittagsruhe und

liegen auf der Bärenhaut," rief der Student, „die wollen wir bald aus dem Schlaf wecken! Paſſen ſie auf!"

Schnell holte er ſein Terzerol aus der Taſche und lud es, trotzdem daß die Damen ihn flehentlich baten, nicht zu ſchießen. Einige von den dümmſten Kindern hielten ſich ſogar die Ohren zu und fingen an zu weinen.

„Rübezahl!" rief der Student, „öffne den Deckel!" — Er ſchoß in die Luft, — da krachte als Echo ein furchtbarer Donner von allen Bergen herunter in das Thal und ſchien noch lange im Innern der Erde nachzurollen. Zugleich flog der Deckel der Terrine hoch in die Luft, ſtieß oben gegen einen Buchenaſt und fiel in Scherben auf den Felsblock herunter.

In demſelben Augenblick ertönte in den Felſen ein Chorgeſang. Unſichtbare Stimmen ſangen den Jägerchor aus dem Freiſchütz und aus weiter Ferne klang das Echo herüber, als würden viele Waldhörner geblaſen.

Vor Schreck faſt verſteinert ſaß die Geſellſchaft auf ihren Moosbänken da und rührte und regte ſich nicht. Aller Augen richteten ſich auf die wunderbare Terrine. Da ſah man Kartoffeln und Rüben, ſchwarze Rettige und Radieschen, Gurken und Zwiebeln bunt durcheinander darin liegen — aber Alles war roh und ungekocht, mit Haut und Blättern und Faſern daran, wie es eben aus der Erde herausgezogen.

3.

Der Erſte, der das Schweigen brach, war der dicke Herr. „Das iſt ja eine rieſenmäßige Kartoffel, die da oben drauf liegt," ſprach er, „ſolch' Exemplar hab' ich noch in keinem Buche der Kochkunſt beſchrieben oder abgebildet geſehen!" Eben langte er mit der Gabel nach der Kartoffel hinein, als ſich dieſe hoch aufrichtete und ihm ein fürchterliches Geſicht ſchnitt. Der dicke Herr ließ vor Angſt die Gabel fallen und fuhr, ſo weit er konnte, auf ſeinem Sitze zurück.

Aber nicht blos die eine Erdfrucht, nein! alles Uebrige in der Terrine wurde lebendig. An dem Gemüſe keimten die Wurzeln und Faſern heraus und wurden Arme und Beine. Alle die verſchiedenen Knollen und Warzen, die an den Kartoffeln zu ſehen, ſchwollen an und wurden Augen, Naſen, Backen

und Lippen. So sprangen sie eine nach der andern auf den Rand der Terrine und von da auf den steinernen Felsentisch. Ihnen folgten die schwarzen Rettige als kleine dunkle Kerlchen mit dünnen Beinchen, die Gurken und Zwiebeln als Weiberchen, die Radieschen als Kinder. Bald waren sie alle aus der Terrine herausgehüpft und krabbelten lustig auf dem Felsblock herum.

Von Neuem erklang der wunderbare Gesang in der Luft, da sproßten und wuchsen auf dem Steintische Moos und Gras, Farrenkräuter und Blümchen zusehends auf und bildeten für das kleine närrische Volk einen allerliebsten Wald und Garten mit schattigen Bäumchen. Die wunderbaren Leutchen schienen sich

darunter ganz behaglich zu fühlen, sie thaten gerade wie große Menschen, sie begrüßten einander, wie alte Bekannte, unterhielten sich über das schöne Wetter, über die Gegend und über allerlei Lustbarkeiten, die sie sich machen wollten und benahmen sich so fein und anständig wie die gebildetsten Personen. Nun flogen auch noch aus der Luft Käfer, Fliegen und Mücken in den eben gewachsenen Garten hinein, setzten sich da auf Zweige und Aestchen und sangen den Kleinen ihre Lieder vor, wie die Vögel es den Menschen zu thun pflegen, und die

Kartoffelherren, die Rübendamen und die Radieskinderchen hörten ihnen mit Wohlgefallen zu.

Die große wirkliche Menſchengeſellſchaft war vor Verwunderung ganz verſtummt, man ſah und horchte nur und vergaß darüber Hunger und Durſt und Müdigkeit. Es war aber auch gar zu luſtig anzuſehen, was die kleine Welt da unten Alles trieb.

Die Kartoffel- und Rettigmännchen hatten ſich von den andern abgeſondert und nach einer Seite des Steintiſches hin zurückgezogen. Von einem Haufen dürrer Fichtennadeln, der da lag, nahm jeder eine auf und ſteckte ſie in den Mund. An einem Glühwürmchen, das dicht dabei in einem dunkeln Loche leuchtete, zündeten ſie ihre Fichtennadeln an und rauchten ſie mit großem Wohlbehagen, als wären es die feinſten Cigarren von der Welt. Einige von ihnen nahmen das große Blumenblatt einer wilden Roſe in die Hände und ſtudirten darin, als wär' es eine Zeitung. Die andern ſetzten ſich je vier und vier unter den Schatten eines Farrenblattes; ein junger Rettig brachte ganze Packete von Schlehdornblättchen herbei, die wurden vertheilt und damit Karten geſpielt, wie man es in unſern Geſellſchaften zu thun pflegt. Von Zeit zu Zeit kam dann auch wohl ein Radieschen herbeigetrippelt und reichte in Blüthenkelchen Pflanzenſaft herum, das war der Wein, den die kleinen Spieler tranken.

Auf der andern Seite des Felsblockes verſammelte ſich dagegen eine allerliebſte kleine Damengeſellſchaft. Die Wirthin, das war eine ſchöne rothe Möhre mit ihren zwei jungen Töchtern, einem gelben und einem weißen Rübchen. Der

Kopfputz der drei Dämchen war beſonders zierlich, feine Rübenblättchen hingen als Schleier ihnen über die Schultern herunter. — Nun kamen allmälig die andern Kaffegäſte. Zuerſt eine große dicke ſaure Gurke mit ſechs ſchlanken

Pfeffergurken, das waren ihre Töchter, dann drei Zwiebelſchweſtern, die waren elegant gekleidet in roth und gelb ſchillernden Kleidern, ſie hatten einen Steifrock über den andern angezogen und auf dem Kopfe grüne Federn; das ſah ſehr ſteif und vornehm aus. Darauf erſchienen Schwarzwurzeln und Zuckerwurzeln und Rübenfamilien aller Art und mit ihnen eine ganze Schaar rothbäckiger Kinder, friſche junge Radieschen mit weißen Strümpfchen und Schuhen.

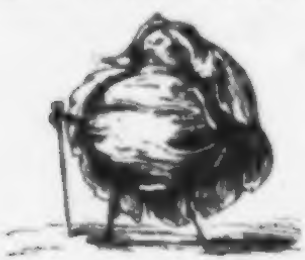
Nach vielen Knixen und Begrüßungen ſetzte ſich die Damengeſellſchaft unter eine hübſche dunkle Mooslaube. Da ſtand das Kaffergeſchirr in Bereitſchaft, ſo fein wie die Kaiſerin von China und die Kronprinzeſſin von Japan es nicht feiner haben kann. Rothe und weiße Fingerhutblüthen ſtellten die Kaffeekannen vor, Maiglöckchen die Täßchen, und die Unterſchälchen das waren Erdbeerblüthen.

Nun holten die kleinen Dämchen auch ihre weiblichen Arbeiten hervor. Mit blanken Dornen häkelten und ſtrickten ſie aus Spinneweben Strümpfchen und Kinderhäubchen, die Arbeiten gingen von Hand zu Hand und wurden viel gelobt und bewundert. Ueberhaupt war die Unterhaltung der Gemüſegeſellſchaft im Anfange ſo artig, daß es eine Luſt anzuhören war. Beſonders machten die Zuckerwurzeln ungemein höfliche ſüße Redensarten, und die Zwiebelſchweſtern machten ihre Witze dazu, die allgemein belacht wurden. Aber das hielt leider nicht

lange vor. Man fing bald an einander zu necken und ſich allerlei übel zu nehmen. Die Zwiebeln wurden ſcharf und beißend, die Pfeffergurken bitter, die große Gurkenmadam machte immer ſaurere Geſichter und die rothen Rüben wurden vor Aerger darüber noch viel röther, als ſie es ſchon von Natur waren. Am empfindlichſten waren die ſanften zarten Zuckerwurzeln; ihnen trat ſogar bei den beißenden Witzen der Zwiebel das Waſſer in die Augen.

Auch auf der andern Seite des Felsblockes waren indeſſen die Herren Kartoffeln bei ihrem Spiel in Zank und Streit gerathen. Ueber den Aerger gingen ihre Fichtencigarren alle Augenblicke aus, das Glühwürmchen hatte viel zu thun, um ſie immer wieder von neuem anzuzünden. Höchſt wunderlich war es anzuſehen, wie die verſchiedenen Leidenſchaften ſich in den verſchiedenen Kartoffelgeſichtern äußerten. Neid, Habſucht

und Schadenfreude trieben große Beulen in den ſchon von Natur nicht ſchönen Zügen der dickköpfigen Leutchen bald hier bald da heraus, manchen platzte ſogar vor Aerger die Haut. Der dickſte Kartoffelherr ſchnupfte im Zorn fortwährend Pfeffer aus dem Salz- und Pfefferfaſſe, welches zufällig neben ihm ſtand und zuletzt warf ein langer Rettig das Kartenſpiel, das er in den Händen hatte, ärgerlich auf den Tiſch, ſo daß alle die zwei und funfzig Blättchen luſtig vom Winde durch die Luft gewebt wurden.



Unterdeſſen hatten die rothbäckigen Kinderchen, die Radieschen, in einem Haidekrautwalde Blinde-Kuh und Kämmerchen zu vermiethen geſpielt, aber auch da war es nicht in der Ordnung hergegangen. In kurzer Zeit war ihnen die

Sache langweilig geworden. Sie hatten nun „Ritter und Räuber“ zu ſpielen verſucht. Aber das Spiel artete bald in wirklichen Kampf aus und ſie fielen ſich recht ernſtlich in die Haare. Es dauerte nicht lange, ſo waren ihre grünen Mützchen mit den langen Federn zerriſſen und zerzauſt. Zuletzt wurden einige noch gar von ein Paar groſſen Schnecken gebiſſen. Aber das war die gerechte

Strafe für ihren Vorwitz, denn ſie hatten die gutmüthigen Thiere aufs Aeußerſte geneckt und gereizt.

So lag die kleine Welt an allen Ecken in Kampf und Streit, da läutete plötzlich eine groſſe blaue Glockenblume vier Schläge. Die Blume ſtand hoch mitten auf dem Felsblock, gerade wie ein chineſiſcher Glockenthurm.

„Da ſchlägt es vier Uhr!“ ſprach der älteſte Herr Kartoffel. „Ich denke, meine Herren, wir heben das Spiel auf und machen unſere Landpartie.“ — „Liebſter Schatz!“ rief er ſeiner Frau, der ſauren Gurke zu, die an der andern Seite des Felsblockes ſaß, „es iſt die höchſte Zeit, aufzubrechen.“

Die Gurke und mit ihr die ganze kleine Geſellſchaft, Herren und Damen, erhob ſich von ihren Sitzen, Zank und Streit wurde vergeſſen, die Radies-Kinderchen herbeigerufen und man trat die Promenade an.

„Aber wer wird uns führen!“ fragte eine Mohrrübe. „Ich,“ rief der junge ſchwarze Rettig, der ſchon früher ſich ſehr eitel und anmaßend gezeigt. „Ich kenne hier jeden Weg und Steg, und wenn Sie den Rübezahl ſelbſt als Führer annehmen wollten, der könnte Sie nicht ſo ſicher führen!“ — —

Die Gemüſeleutchen ſchienen nach langen Hin- und Herreden mit den Vorſchlägen des Rettigs einverſtanden zu ſein. Der Rettig nahm nun ein Binſenſtöckchen, band ein grünes Pflänzchen daran und ſchwang es als Fahne hoch empor. Ihm folgten die Uebrigen, einer hinter dem andern, und ſo ging der Zug über die Erhöhungen und Vertiefungen des Steinblockes unter dichten Heidelbeerbüſchen fort, bis er endlich ganz von den höhern Kräutern verdeckt wurde. Man konnte aber deutlich die feinen Stimmchen der kleinen Leute unter der grünen Pflanzendecke vernehmen. Zuerſt ſangen ſie allerlei Lieder, dann wurde es ſtiller, aber ſpäter ſchien auch da unten wieder neues Gezänk auszubrechen.

4.

Jetzt wollen wir die kleine Geſellſchaft auf einige Zeit ruhig wandern laſſen und wieder zu unſern großen Leuten zurückkehren.

Die ſaßen um den Steinblock herum wie im Traume; keiner wagte nach dem, was er eben geſehen, ein Wort zu ſprechen. — —

Ein junges, naſeweiſes Mädchen konnte endlich nicht länger ſchweigen. „Victor!“ flüſterte ſie ihrem kleineren Bruder in's Ohr, „Victor! haſt du wohl geſehen? Das eine Radieschen da unten, das ſo ungezogen war und dem andern beim Spiel immer ſeine langen Beine in den Weg ſtreckte, das ſah doch gerade ſo aus, wie du.“

„Und die eine Pfeffergurke,“ ſagte der Bruder eben ſo leiſe, „die ſo krumm und einwärts ging und ihre Geſchwiſter immer hofmeiſtern wollte, wem mag die wohl ähnlich geſehen haben?“

Das Mädchen wurde roth bis an die Ohren, der Student aber war vor Aerger und Beſchämung ganz blaß geworden. Er merkte es wohl, daß der lange ſchwarze Rettig in Mienen, Worten und Geberden ſeine Anmaßung lächerlich machte. Am liebſten hätte er in ſeinem Grimm den Rettig gleich gepackt und ihn mit Haut und Haar aufgegeſſen, aber das war unmöglich, denn er fühlte alle ſeine Glieder wie durch eine Zaubermacht gelähmt und gefeſſelt. Seinem Aerger in Worten Luft zu machen, das wagte er nicht, weil er fürchtete, man würde ihn dann erſt recht verhöhnen und auslachen.

Auch die andern waren betroffen, denn jeder Einzelne hatte unter den Gemüſeleutchen deutlich ſein eigenes Bild wiedererkannt. Aller Blicke folgten dem Geräuſch unter der Pflanzendecke.

„Da kommen ſie wieder! da ſind ſie!“ rief die ganze Geſellſchaft wie aus einem Munde, und richtig! der Zug der Gemüſeleutchen trat wieder an's Tageslicht hervor. Aber wie traurig ſahen ſie jetzt aus! Der ſchöne Kopfputz der

Rüben war geknickt, die Zwiebeln hoben ihre seidenen Kleiderchen so viel es nur immer anging, in die Höhe, so daß man alle die vielen Reifröcke darunter deutlich sehen konnte, aber die Kleiderchen waren zerrissen und die weißen Reifröcke voller Schmutz. Die alte Gurkenmadam mußte sich von zwei kräftigen Kartoffeln führen lassen, so matt war sie, und die Rettige und Möhren trugen die weinenden Radieschen mühselig auf dem Arm oder auf dem Rücken.

Grade an der Stelle, wo der Zug aus dem Grün hervorgekommen war, lag ein großer, runder Kieselstein.

Jetzt sah man, wie die müde Gemüse-Gesellschaft sich um den Stein lagerte und nach Erquickung rief. Da sprang ein Eichkätzchen herbei, das trug eine große, große Nuß in den Pfötchen, die setzte es auf den Kieselstein und sprang wieder fort.

Nun sollte die Nuß geöffnet werden. Die Kartoffeln, die Rüben, die Zuckerwurzeln, Alles versuchte daran seine Kräfte, aber jede Mühe war vergebens.

Wie der Student es vorhin mit der Terrine versucht hatte, so that es jetzt der Rettig mit der Nuß. Zuletzt sah man, wie er eine Knallschote in die Hand nahm und sie wie eine Pistole hoch in die Luft hineinstreckte.

„Rübezahl!" rief er und drückte die Knallschote ab.

„Krach!" prasselte es ringsum von allen Bergen wie hundert Donnerschläge in's Thal herunter.

Der wirklichen Menschen-Gesellschaft verging die Sinne, alle sanken betäubt von den Moosbänken zu Boden.

Erst nach längerer Zeit erwachte der dicke Herr, er fühlte, daß jemand ihn am Arm rüttelte, und richtete sich auf.

„Aber um Himmelswillen, so stehen sie doch auf!" rief ihm eine bekannte Stimme zu. „Die Sonne geht bald unter und wir müssen doch bei Zeiten in's Nachtquartier."

Der dicke Herr sah herauf nach dem Mann, der ihn geweckt. Es war einer der Kutscher, die die Gesellschaft heute gefahren hatten. Ganz verwundert blickten die beiden sich an und wußten im Anfange nicht, was sie sagen sollten.

Nach und nach erwachten auch die Uebrigen aus ihrer Betäubung. Man rieb sich die Augen, wie nach einem langen Schlaf voll bunter Träume, und siehe da! da waren keine Moosbänke mehr und kein Felsblock. Mit Allem was darauf geblüht und gelebt, gespielt und sich gezankt hatte, war der Steintisch in die Erde versunken. Auch drüben das Haus des Holzbauern und weiterhin im Thal die Erdrücken mit den Gemüsepflanzen darauf, Alles das war verschwunden. Im übrigen aber sah es ringsum noch so aus wie vorher,

nur der Boden des Thales war jetzt eine einfache grüne Wieſe, eben und glatt, und mit hohem, weichem Graſe bewachſen.

Allmälig kam den Betäubten auch die Sprache wieder. Wie erfreut waren ſie, den Kutſcher hier zu ſehen! Man drückte ihm die Hände, man überſchüttete ihn mit Fragen, er ſollte berichten, wie er hergekommen? wo die Wagen ſtänden? wo man denn eigentlich hier wäre? und dergleichen mehr.

Zuerſt wußte der Kutſcher nicht, was er von den Leuten denken ſollte, es ſchien ihm faſt, als hätten ſie zu viel Wein im Kopf. Man ſagte, man habe ſich verirrt gehabt, und das beruhigte ihn endlich. Er berichtete nun, die Wagen ſtänden nicht weit von hier, etwa eine Viertelſtunde Weges hinter dem Berge, und zwar an demſelben Platz, wo man heute am Morgen ausgeſtiegen war, die Herrſchaften müßten alſo wohl ziemlich im Kreiſe herum marſchirt ſein. Er ſelbſt und ſeine Kameraden hätten von Stunde zu Stunde auf die Geſellſchaft gewartet und wären zuletzt ſchon ganz in Angſt um ſie gerathen. Da ſei denn vor einem halben Stündchen ein alter Holzbauer mit pfiffigem Geſicht des Weges daher gekommen und habe im Vorübergehen ihnen zugerufen: „Kutſcher! Ihr wartet wohl auf eure Herrſchaften? die liegen in guter Ruh' da gleich hinter dem Berg im Graſe und ſchlafen.“ Der Bauer ſei darauf weiter gegangen. Da hätte er ſelbſt ſich aufgemacht, wäre auf dem nächſten

Fußweg hierhergelaufen und habe richtig es ſo gefunden, wie der Bauer geſagt.

Der Kutſcher hatte ſeinen Bericht beendet. In viele Worte ſich weiter einzulaſſen, dazu war jetzt keine Zeit. Bald gelangte man, von jenem geleitet, zu den Wagen hin, ſtieg ein, und kam noch grade vor Einbruch der Dunkelheit im Nachtquartier an.

Von dem Abenteuer und den Mühſalen des Tages ermattet, hungrig und wie zerſchlagen, waren Alle mit der ärmlichen Herberge, in die man einkehrte, überglücklich und das einfache ländliche Abendbrod, was man dort erhielt, ſchmeckte ihnen ſo köſtlich, wie ihnen noch nie die leckerſte Mahlzeit gemundet hatte. Nun kam auch jedem die alte Luſtigkeit zurück und man beſprach ſorglos die wunderbaren Begebenheiten, die man erlebt. Zuletzt brachte ſogar der dicke Herr mit dem rothen Geſicht bei einigen Flaſchen Grüneberger Wein die Geſundheit des Berggeiſtes aus, der jedem von ihnen ſeine Schwächen und Fehler ſo ergötzlich vorgeführt hatte. Denn wer konnte der alte Holzbauer wohl anders geweſen ſein, als der Berggeiſt Rübezahl?

Und ſo nahm ein Jeder von dieſer Luſtfahrt eine gute Lehre für ſein ganzes Leben mit, vor allen Andern aber der Student. Jede Anmaßung und Eitelkeit hat er ſeit jenem Tage abgelegt. Kam ihm ſpäter auch bisweilen die Verſuchung an, in ſeine alten Fehler zurückzufallen, ſo brauchte er nur einen ſchwarzen Rettig anzuſehen, und er war gleich wieder von den Fehlern geheilt.

Apfelernte.

„Du Bäumchen, Bäumchen, ſchüttle dich
„Wirf deine Aepfel über mich!“—
Und als wir rüttelten den Baum,
Da fiel's herab, man glaubt es kaum.
In ſolcher Menge Frucht an Frucht,
Wie Hagel ſchlug es um uns her.
Doch Keiner macht ſich auf die Flucht;
Wir jubelten nur um ſo mehr,
Und gabs auch manchen blauen Fleck.
Groß war der Spaß und klein der Schreck.

Verſuchung.

1.

Gar emſig bei den Büchern
Ein Knabe ſitzt im Kämmerlein,
Da lacht herein durch's Fenſter
Der luſt'ge blanke Sonnenſchein
Und ſpricht: „Lieb Kind! du ſitzeſt hier?
„Komm' doch heraus und ſpiel bei mir!“ —
Den Knaben ſtört es nicht,
Zum Sonnenſchein er ſpricht:
„Erſt laß mich fertig ſein!“—

2.

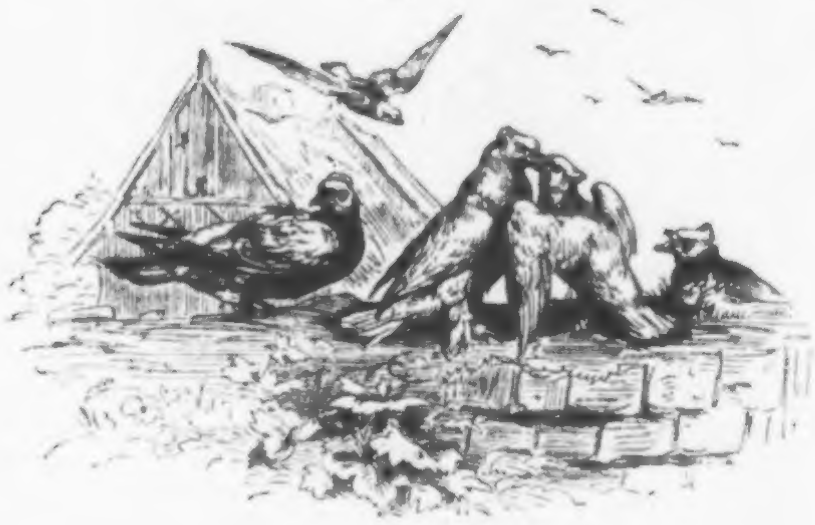
Der Knabe ſchreibet weiter,
Da kommt ein luſtig Vögelein,
Das picket an die Scheiben
Und ſchaut ſo ſchlau zu ihm herein.
Es ruft: „Komm' mit! der Wald iſt grün,
„Der Himmel iſt blau, die Blumen blüh'n!“ —
Den Knaben ſtört es nicht,
Zum Vogel kurz er ſpricht:
„Erſt laß mich fertig ſein!“ —

3.

Der Knabe ſchreibt und ſchreibet,
Da guckt der Apfelbaum herein
Und rauſcht mit ſeinen Blättern
Und ſpricht: „Wer wird ſo fleißig ſein?
„Schau' meine Aepfel! dieſe Nacht
„Hab' ich für dich ſie reif gemacht!“ — —
Den Knaben ſtört es nicht,
Zum Apfelbaum er ſpricht:
„Erſt laß mich fertig ſein!“ —

4.

Da endlich iſt er fertig;
Schnell packt er ſeine Bücher ein
Und läuft hinaus zum Garten:
Juchhe! Wie lacht der Sonnenſchein!
Das Bäumchen wirft ihm Aepfel zu,
Der Vogel ſingt und nickt ihm zu.
Der Knabe ſpringt vor Luſt
Und jauchzt aus voller Bruſt,
Jetzt kann er luſtig ſein!



Zwei Tauben und zwei Hähne.

Zwei Täubchen sah ich sitzen
Da oben bei dem Taubenhaus.
Wie girrten sie,
Wie schwirrten sie,
Es sah so zärtlich aus.
Wie schnäbelten sich beide da
Ich dachte Wunder, was ich sah —
Nun streut' ich ihnen Futter aus
Und, siehe da, beim Essen
War alle Lieb' vergessen!

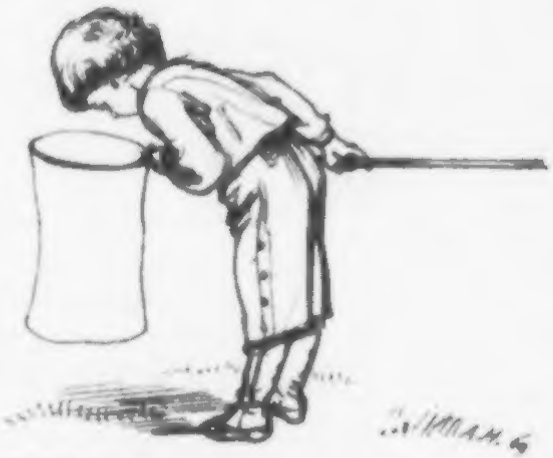
Zwei Hähne sah ich kämpfen
Da unten bei dem Hühnerhaus
Ganz stumm vor Wuth,
Den Kamm in Gluth;
Es sah gefährlich aus!
Die Federn kraus, die Augen roth
Ich dacht', die beißen sich halbtodt! —
Da streut' ich ihnen Futter aus
Und, siehe da, beim Essen
War Kampf und Streit vergessen!

So wenig Lieb' und viel Geschrei!
So große Wuth und nichts dabei!

Der Schmetterling.

„Schmetterling, was bist du schön!“ —
„Dieser Flügel reiche Pracht
„Dieser Farben bunte Zier!“ —
„Laß dich in der Nähe seh'n.“

Und der Knabe hat das Thier
Bei den Flügeln leicht erwischt,
Ach, die Farben und die Pracht
Sind wie Staub davon verwischt. —
Hätt' er jemals wohl gedacht
Daß die Schönheit und die Pracht
Wie ein Hauch so schnell verlischt?



Die freche Gesellschaft.

Wir Kinder hatten im Garten gesessen,
Hatten getrunken dort und gegessen,
Gingen spazieren darauf durch die Büsche,
Kamen zurück und — ei, der tausend!
Eine Gesellschaft fanden wir schmausend
Trinkend und jubelnd an unserm Tische —
'S waren Leut' ganz anders als wir,
Hatten so ihre eig'ne Manier:
Schön in Kleidern mit Federn geziert,
Thaten sie doch sehr ungenirt,
Standen frech auf Tisch und Bank,
Schrie'n gewaltig mit lautem Zank,
Konnten das Kratzen und Beißen nicht lassen
Stiegen zuletzt gar in Teller und Tassen. —
Ja, ihr meint, 's wär' nicht zu glauben?
Gut, so hört die Namen an:
Jungfer Ent' und Fräulein Tauben,
Madam Huhn, Herr Spatz, Herr Hahn
Nebst Familie waren da;
Aber kaum, daß man uns sah,
Flogen sie Alle mit Saus und Braus
Wie der Wind zum Garten hinaus,
Und aus war es mit dem Schmaus.

Närriſcher Tanz.

Im Hofe bläſt der Hans
Das hört die Gans
Und ſpricht zur Ente:
„Ach, wer doch tanzen könnte“ —

Die Ente ſpricht:
„Wer kann's denn nicht?
„Sieh' mich nur an,
„Wie ſchön ich's kann“ —
Sie hebt die Pfoten
Als wär's nach Noten,
Und wackelt daher
Bald vorwärts und
Bald in die Quer,
Und ziert ſich ſehr
Und denket Wunder
Wie ſchön es wär'!

Die Gans dabei
Voller Entzücken,
Mit Kennerblicken
Sie ſpricht: „Ei ei!
„Wie iſt das ſchön!
„Doch ſollſt du ſehn,
„Obgleich es ſchwer,
„Ich mach dir's nach“ —

Und denkt nur, ach!
Sie hebt die Pfoten,
Als wär's nach Noten
Und wackelt ſehr,
Und denkt ſich Wunder
Wie ſchön es wär'!

Und wie nun Ent' und Gans
Beide im vollen Tanz,
Kommen vom Teiche daher
Der Gänſ' und Enten noch mehr,
Viele, viele,
Und ſehen zu dem Spiele —
Und kaum, daß ſie's geſehn,
Fangen ſie an ſich' zu drehn,
Die Beine zu recken,
Die Hälſe zu ſtrecken,
Und ſetzen die Pfoten
Als wär's nach Noten,
Und wackeln im Hofe herum
Und ſtoßen einander ſich um,
Die närriſchen Wichter,
Und ſchneiden Geſichter,
So dumm, ach ſo dumm, ſo dumm!

Wie der Hans den Tanz erblickt,
Er faſt erſtickt,
So hat er gelacht
Und hat gedacht:
„Jetzt ſeh' ich's klar,
„Wie oft Ein Narr,
„So viele andre Narren macht“ —

Kindergespräch.

Grete.

Ich möchte schon meine Mutter sein!
Nur müßten meine Kinder hübsch artig sein.
Müßten nur lachen,
Nichts Dummes machen,
Des Nachts in der Wiegen
Hübsch stille liegen,
Mich niemals plagen,
Sich gut vertragen.
Wären meine Kinder so artig und fein,
Dann möcht' ich schon meine Mutter sein.

Hans

Wären nun aber deine Kinder wie du,
Grete, was meinst du dann dazu?
Denk' mal nach:
Se den ganzen Tag
Die vielen Sorgen
Vom Abend zum Morgen!
Ist Eines still,
Das Andre was will.
Das bettelt und schmeichelt,
Das weint und das streichelt
Das Eine ist grillig,
Das Andre nicht willig,
Lassen der Mutter doch wenig Ruh',
Grete, was meinst du wohl dazu?

Grete

Wären meine Kinder wie ich und du? —
Nein!
Da möcht' ich nicht meine Mutter sein!

Hans

Aber Grete, ich denk' über's Jahr,
Sind wir vernünft'ger geworden, nicht wahr?

Die Schilfinsel.

Ein Märchen.

1.

Es war an einem ſchwülen Sommertage zur Mittagszeit, da fuhr ein alter Fiſcher mit ſeiner zwölfjährigen Tochter Hella über den See, der ſich vor dem Fiſcherdorfe zwiſchen Wäldern und Buchten weit in's Land hineinzog. Das Mädchen ruderte und der Alte warf ſeine Netze aus.

So weit wie heute war der Vater noch nie mit dem Kinde hinausgefahren. Die Sonne brannte glühend heiß, die Luft war ſtill und der See ſpiegelglatt. Die Hitze und die ſchwere Arbeit ermüdeten den alten Mann. Allmälig fielen ihm die Augen zu, ſein Kopf nickte bald rechts, bald links auf die Schultern hin, zuletzt lehnte er ſich an den Bord des Kahnes und ſchlief ſanft und ruhig

ein. Hella wollte den Vater nicht ſtören. Sie zog daher die Ruder ein und ließ das Fahrzeug auf dem glatten Waſſer forttreiben. Nach und nach wurde ihr die Gegend ringsum immer fremdartiger und endlich erblickte ſie zur Seite in einiger Entfernung eine kleine Inſel, die war dicht mit Schilf und Rohr und hohen Blumen bewachſen; aber das Alles ſah ſo wunderbar aus, wie ſie es nie zuvor geſehen hatte. Fremde ſchöne Vögel wiegten ſich ſtill auf den ſchlanken Halmen, prächtige Schmetterlinge, blau, roth und goldig flatterten um die Blüthen herum, ein leichter Wind wehte einen köſtlichen Duft von allen den ſeltſam geſtalteten Pflanzen herüber. Jetzt hörte ſie auch, wie aus dem Schilf feine leiſe Töne herüberſchallten, als ob Kinder dort auf kleinen Rohrpfeifen bliefen, das klang ſo lieblich in der ſtillen Luft! „Wie muß es da drinnen unter den kühlen Schatten herrlich ſein!“ dachte Hella, „und wer mögen nur die Leute ſein, die da auf den Pfeifen blaſen! Vielleicht ſind es Fiſcher-

kinder wie ich; es wär' doch luſtig, die kennen zu lernen!" Gar gern wäre das Mädchen hingefahren; doch ſie wagte es nicht, den Vater zu wecken, und ohne ſeinen Willen wollte ſie es nicht thun.

Aber die Töne wurden immer voller und lockender, Hella konnte ſich nicht ſatt daran hören. Nur das Schnarchen des Vaters ſtörte ſie; freilich war es ein Zeichen, wie feſt er ſchlief. Der Wunſch, nur noch etwas näher an die Inſel heranzurudern, wurde immer mächtiger in dem Kinde. „Ich thu's!" ſprach ſie endlich für ſich, „der Vater ſchläft ſo feſt, er wird ja nicht davon aufwachen!" — So ſacht wie möglich ſchob ſie die Ruder wieder in's Waſſer hinaus, um zur Inſel hinzufahren, aber eh' ſie ſich's verſah, glitt ihr das eine Ruder aus der Hand und fiel mit Gepolter in den Kahn. Der Alte wachte auf; verſchlafen rieb er ſich die Augen, dann ſah er ſich um und horchte. „Ums Himmelswillen, da iſt die böſe Inſel!" rief er plötzlich ganz bleich vor Schrecken. „Halt' dir die Ohren zu, Hella! halt' dir die Ohren zu, liebes Kind, ehe die Nixen ihre Lieder zu ſingen anfangen, ſonſt biſt du verloren!" Dabei riß er ihr die Ruder aus der Hand. Das Mädchen erſchrak, ſie wußte nicht, was des Vaters Worte bedeuteten, doch that ſie, wie er befohlen. Mit aller möglichen Kraft wendete der Fiſcher raſch den Kahn um und ruderte ſo kräftig, daß das leine Fahrzeug wie ein Pfeil über das Waſſer dahinſchoß. Bald waren ſie aus wieder weit von der Inſel weg, und die Töne verhallten in der Ferne. Erſt als nichts mehr davon zu hören war, erlaubte der Fiſcher ſeiner Tochter, die Hände von den Ohren zu thun.

„Was war denn das für ein prächtiger Blumengarten, den wir da eben geſehen haben, Vater? und wer hat darin ſo herrlich geblaſen?" fragte Hella. „Ach wie klang das doch ſo ſchön, ſo wunderſchön!"

Der Alte hatte im Rudern nachgelaſſen, um ſich von der ſchweren Anſtrengung zu erholen. Nachdem er tief Athem geſchöpft, ſprach er: „Kind, Kind, denk' nicht mehr an das, was du geſehen und gehört haſt. Dank' du Gott, daß wir der böſen Gefahr entkommen ſind! Der Garten, den du geſchaut haſt, das war die böſe Schilfinſel. Da ſitzen am Tage die Nixenkinder darin, und locken mit ihren Rohrflöten die Fiſcherkinder zu ſich hin und dann ſingen ſie ihnen nachher ihre Lieder vor, und wenn die armen Menſchenkinder die Lieder hören, wird es ihnen ſchwer, ſie wieder zu vergeſſen."

„Wenn die aber doch hübſch ſind, Vater, was iſt denn da ſo Schlimmes dabei?" fragte Hella.

„Wie dumm du nur da wieder fragſt," ſprach der Alte. „Sehr Schlimmes iſt dabei, ſehr Schlimmes! Wer die Nixenlieder nur einmal in ſeinem Leben gehört hat, der muß ſie auch gern ſingen, und wer ſie ſingt und iſt dann gerade auf dem See, der muß in's Waſſer hinunter, er mag wollen oder nicht!"

Hella wollte noch mehr darüber fragen, aber der Vater rief: „Denk nicht mehr d'ran, ich befehl' es dir, denk' nicht mehr d'ran! Und was ich dir ein für allemal sage: daß du dich nie unterstehst, nach der Insel zu fahren! Wenn du es thust, so bist du verloren auf Lebenszeit. — Und daß du auch keinem Menschen sagst, daß wir im Nixenrevier gewesen sind und die Insel gesehen haben! Das bringt uns bei den Leuten in böses Gerede. Und jetzt kein Wort mehr darüber!"

Hella schwieg; sie kannte ihren Vater, er war ein heftiger Mann und sprach nicht gern mehr, als er nothwendig mußte. Aber immer und immer wieder kamen ihr die hübschen Melodien in den Sinn, die sie noch eben gehört hatte. — Unterdessen waren sie bei der Fischerhütte gelandet. Vater und Tochter stiegen an's Land, banden den Nachen an seinen Pfahl und trugen Fische, Netze und Ruder schweigend in's Haus.

2.

Kurze Zeit darauf starb der alte Fischer. Auf seinem Todtenbette hatte er Hella noch einmal vor der bösen Insel gewarnt, und sie hatte ihm versprechen müssen, niemals dahin zu fahren.

Das verwaiste Mädchen wurde nun von andern Fischersleuten an Kindesstatt angenommen und hielt sich in deren Hause brav und fleißig, freundlich und gut, wie früher, so daß alle Leute im Dorfe sie lieb hatten; nur beim Fischen war sie nicht mehr so eifrig wie sonst, und das kam aber, weil die Neugierde, die verbotene Insel doch noch einmal zu sehen, ihr ine Ruhe ließ. Uebrigens sprach sie mit Niemand darüber.

Wohl ein Jahr war vergangen, da war Hella wieder einmal ganz allein zum Angeln hinausgefahren. Schon geraume Zeit war sie übergerudert und hatte fast gar keine Fische gefangen. Wie sie nun so fortwährend in's Wasser niedersah, bemerkte sie, wie neben dem Kahn einige schöneuftende Blumen daherschwammen. Sie fischte davon heraus, was sich mit r Hand erg[illegible] ließ, und betrachtete die Blüthen mit großem Wohlgefallen.

„Die sind gewiß von der Schilfinsel!" sprach sie für sich. „Ja, wer dahin könnte!" — — „Aber ich darf ja nicht!" sagte sie nach er Weile und sah traurig in die Ferne. Dann angelte sie wieder weiter fo, aber kein Fisch biß an.

Da kam ein großer Schmetterling durch die Luft geflo, blau, roth und goldig, der setzte sich auf die Blumen, die dem Kinde im Schooß lagen. „Der ist gewiß von der Schilfinsel!" sprach sie wieder. „Ich chte doch für mein Leben gern einmal dahin fahren!" — — „Aber es geht ja doch nicht an!" rief sie nach einer Weile und die Thränen traten ihr in Augen. Sie nahm

die Schürze vor's Gesicht und weinte still vor sich hin. So saß sie längere Zeit und sah und hörte nichts.

Da rauschte plötzlich etwas über ihrem Kopfe, und als sie aufsah, hatte sich vorn auf die Spitze des Nachens ein prächtiger Vogel hingesetzt. Der sah

sie mit klugen blanken Augen an und zwitscherte dabei mit so feiner Stimme, als wollte er ihr allerlei Geheimnisse erzählen. „Du kommst von der Schilfinsel, das seh' ich dir an!" sprach Hella. „Du liebes Thier! Ach, wie schön ist Alles, was von daher kommt! Nur ein einzigmal sehen möcht' ich die Nixenkinder, von denen der Vater sagte, daß sie so böse wären. Ich kann's mir gar nicht denken. — Wüßt' ich nur den Weg dahin, aber ich könnt' ihn allein nicht wieder finden."

Da hob sich der prächtige Vogel mit seinem glänzenden Gefieder in die Luft — und schwebte langsam um die nächste Waldecke. „Er wollte mir den Weg zur Insel zeigen," sprach das Mädchen. „Ich muß doch sehen, wo er geblieben ist." Sie ruderte ihm nach. Schon war sie nah' an der Waldecke, als sie hörte, wie daheim in ihrem Dorfe die Kirchenglocken läuteten. Das klang so ernst und feierlich, und erinnerte sie an ihren verstorbenen Vater und an ihr Versprechen, niemals zur Insel hinzufahren. Sie hielt mit dem Rudern an.

Jetzt hob sich aber auch der Schmetterling von ihrem Schooß und flog ebenfalls um die Waldecke. Hella sah ihm traurig nach. „Der ist nun auch fort," rief sie. „Da will ich denn die schönen Blumen auch nur fortwerfen, sie helfen mir ja doch nichts mehr!" Sie warf die Blumen in den See, und auch sie schwammen denselben Weg, den der Vogel und der Schmetterling genommen hatten.

Statt aber nun gleich ihren guten Vorsatz auszuführen, statt umzukehren und nach Hause zu fahren, ließ sie sich von einer sträflichen Neugierde bethören. Sie wollte ja nur bis zu der Waldecke fahren, um zu sehen, wo der Vogel, der Schmetterling und die Blumen geblieben wären. „Dann kehr' ich auch gleich um," sagte sie, „und will nie, nie wieder an die Insel denken."

Mit eiliger Haſt ruderte ſie vorwärts, bis ſie jenen waldigen Vorſprung erreicht hatte und ſiehe! da lag vor ihren Blicken das Zaubereiland in voller Pracht da.

Sie erſchrak, ſie wollte umkehren und konnte doch nicht, es war als ob ſie keine Kraft mehr in den Armen hätte, die Ruder zu führen. Schon klangen wieder die Flötentöne aus dem Schilf herüber, aber die Kirchenglocken im Dorf verſtummten. Sie hätte auch jetzt nicht mehr darauf geachtet. Der Vater, ihr Verſprechen, Alles war vergeſſen, ihr Gewiſſen ſchwieg, ſobald ſie die lockenden Töne vernahm. „Ich muß hin! Ich muß hin!“ rief ſie, „mag daraus werden was da will.“ Neue Kraft belebte ſie wieder, mit allem Eifer ergriff ſie die Ruder, die Thiere und die ſchwimmenden Blumen waren auch wieder da und flogen und zogen dem Nachen voran, der, wie von unſichtbarer Macht getrieben, über das Waſſer dahin flog, als ob er ſelbſt ein Vogel wäre. Bald hatte ſie das ſchattige Eiland erreicht und ſprang aus dem Nachen auf die farbigen Kieſel des Ufers.

Mit klopfendem Herzen ſchlüpfte ſie nun durch die ſchlanken Schilfhalme, die wie hohe Palmen über ihrem Kopf zuſammenſchlugen. Bald hatte ſie eine lichtere Stelle erreicht. Da ſaßen ſie, die Nixenkinder, unter den ſchattigen Blumenbüſchen und bliſen auf ihren Rohrpfeifchen. Die Kinder waren ſchön mit blonden Locken und leuchtenden dunkeln Augen. Sie lachten das Fiſchermädchen freundlich an, als ſie aus dem Schilf hervortrat, und bliſen ruhig weiter. Hella legte ſich vor ihnen in's Gras und hörte zu, und es war ihr, als müßte ſie immer da bleiben.

Als aber die Sonne herabſank, und ſchon nah' am Untergehen war, da hörten erſt die Nixenkinder auf zu blaſen, und ſprachen zu ihr: „Hella, jetzt beſteige wieder deinen Nachen und fahre nach Hauſe, damit deine Pflegeeltern nicht ſchelten, wenn du zu ſpät kommſt. Und morgen komm' hübſch wieder, da wollen wir dich den Ringelreihen lehren und dir unſere Lieder verſingen, das wird dich freuen!"

Hella that, wie ihr geheißen war, beſtieg den Nachen und fuhr heim. Sie war ganz glücklich über das, was ſie erlebt hatte. — Erſt als ſie ſich ihrem Dorfe näherte, fiel es ihr mit einem Mal ſchwer auf's Herz, was die Pflegeeltern wohl ſagen würden, daß ſie ſo lange ausgeblieben ſei und keine Fiſche mitgebracht habe. Mit traurigem Blick ſchaute ſie auf die Netze zu ihren Füßen herunter und was ſah' ſie? da ſprang und wimmelte es in den Netzen von den ſchönſten Fiſchen; die hatten die Nixen ihr heimlich hineingethan. Beruhigt ſtieg ſie an's Land. Wie aber die Ihrigen die vielen Fiſche ſahen, die ſie mitbrachte, freuten ſie ſich und fragten nicht weiter nach, wo ſie ſo lang geblieben wäre; ſie glaubten ſicher, das Kind habe die Fiſche alle ſelber gefangen.

3.

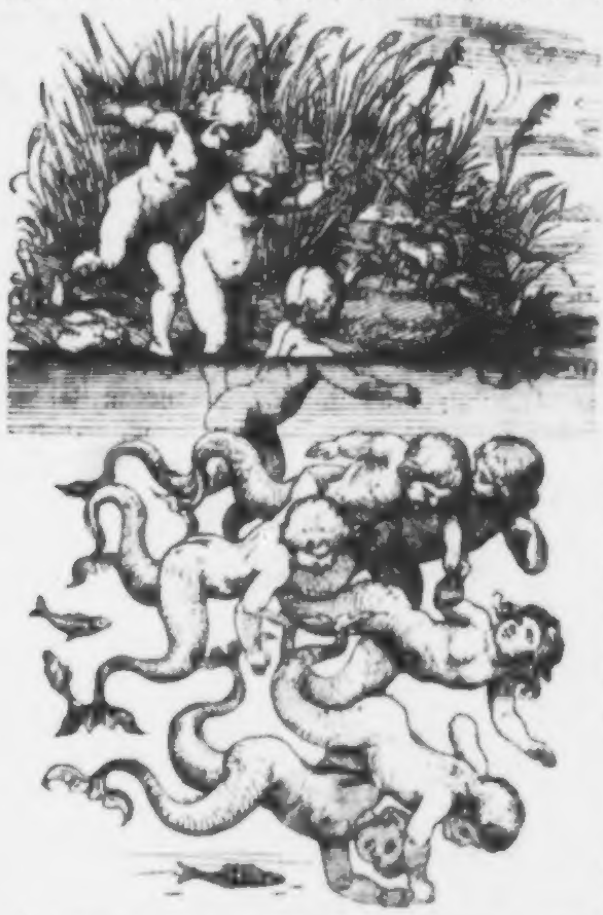
So fuhr nun Hella jeden Nachmittag zu der ſchönen Inſel und brachte dort mehrere Stunden zu. Das Fiſchen verlernte ſie faſt ganz. Sie brauchte es ja nicht, ihre Netze wurden auch ohne das jedesmal von den Nixchen mit Fiſchen angefüllt. Wie waren die Kinder freundlich und zutraulich zu ihr geworden! ſie lehrten ſie allerlei hübſche Spiele, tanzten mit ihr den Ringelreihen und ſangen ihr Lieder vor, und die klangen ſo ſchön, ſo wundervoll, Hella konnte ſie gar nicht mehr aus dem Sinn bekommen. Fing aber der Tag an zur Neige zu gehen, und die Sonne ſenkte ſich den Bergen zu, da trieben die Nixchen jedesmal mit einer Art Unruhe ihren Gaſt an, doch nur ja ſchnell heim zu kehren, ehe die Dunkelheit anbräche.

Nun wurden die Abende aber immer ſchöner, denn es war die Zeit des Vollmondes. Gern wäre Hella bei ihren Beſuchen noch etwas länger auf der Inſel geblieben; aber nach wie vor duldeten die Kleinen es nicht und thaten gar geheimnißvoll, wenn ſie fragte, warum ſie denn nicht länger bleiben dürfe. Das machte das Mädchen neugierig, und ſie beſchloß, der Sache auf die Spur zu kommen.

Den andern Tag, als ſie wie gewöhnlich zur Inſel gefahren war und die Zeit der Abfahrt herankam, nahm ſie, wie ſie es immer zu thun pflegte, von den Kindern Abſchied und beſtieg, nachdem ſie durch die Schilfhecken geſchlüpft war, ihren Nachen; aber anſtatt gleich nach Hauſe zu rudern, lenkte ſie den

Kahn leise in eine Bucht der Insel, wo sie durch die Blumenbüschel hindurch sehen konnte, was die Nixenkinder vornehmen würden.

Mit angehaltenem Athem saß sie in ihrem Schifflein da und lauschte. Die Sonne ging unter, der Vollmond trat klar hinter dem Walde hervor. Und wie seine glänzenden Strahlen über den See fielen, da wurde das Wasser plötzlich ganz durchsichtig und, o Wunder! was erblickte sie da? Wie lauter Silber und Edelgestein schimmerte und flimmerte es aus dem Grunde des See's herauf. Und was da so schimmerte und flimmerte, das waren lauter Bäume und Pflanzen, und die waren noch viel wunderbarer anzuschauen, als Alles was sie bisher auf der Insel gesehen. Aber mitten unter den silbernen Bäumen stand ein großes perlmutternes Schloß, ausgelegt mit rothen Korallen und farbigen Muscheln, und bei dem Schloß stand ein Thurm, der war von dem klarsten durchsichtigsten Bernstein erbaut, wie man ihn nur an den Ufern des Meeres zu finden pflegt; und in jedem Stockwerk des Thurms hing eine große Glocke von reinem Krystall.



Das war ein Anblick! Hella sah und sah und konnte sich nicht satt daran sehen. Jetzt schien der Mond gerade auf das Schloß. Da huben alle Krystallglocken des Thurmes an zu läuten. Das schien ein Zeichen für die Kinder auf der Insel zu sein. Noch einmal tanzten sie nach dem Takte der Glocken ihren Ringeltanz und sangen dazu:

'S ist Zeit, 's ist Zeit,
In's Wasser schnell!
Auf der Erde wird's dunkel,
Im Wasser hell!

Sobald aber der Gesang zu Ende war, sprangen sie alle zusammen in das stille Wasser hinunter. Hella sah ihnen staunend nach und erstarrte fast vor Schrecken über das, was sie jetzt erblickte. Dieselben

Kinder, mit denen ſie noch eben geſpielt, waren im Waſſer in ganz andere Geſchöpfe verwandelt. Zwar hatten ſie immer noch die lieblichen Geſichter mit den blonden Haaren und den ſchwarzen Augen, aber ihre Leiber waren jetzt mit Schuppen bedeckt und ſtatt der Beine hatten ſie garſtige Fiſchſchwänze mit breiten Floſſen bekommen.

Dem armen Mädchen lief ein Grauſen über das Herz, als ſie das erblickte; ſie wagte es nicht, in ihrem Kahne ſich zu rühren, ſie fürchtete, die Nixen da unten könnten ſie bemerken und ſie zu ſich hinunterziehen. Erſt als der Mond hinter Wolken trat und der See im Abendwinde Wellen ſchlug, ſo daß der Blick in die Tiefe getrübt wurde, wagte es Hella nach Hauſe zu rudern. Ganz blaß vor Schrecken über das, was ſie erlebt, kam ſie bei den Ihrigen an. Als man ſie fragte, was ihr fehle, ſagte ſie, ſie wäre krank und ging zu Bett. Da fiel ihr nun Alles ein, was ſich ſeit jener Fahrt, wo ſie zuerſt die Schilfinſel geſehen, mit ihr begeben hatte. Unter heißen Thränen bereuete ſie ihre böſe Neugier, ihren ſträflichen Ungehorſam. Seit dieſer Nacht fuhr ſie nie mehr nach der böſen Inſel hin.

4.

Wieder war ein Jahr verſtrichen. Hella zeigte ſich in Gegenwart anderer Leute fleißig und gut wie früher. Zwar füllten ſich ihre Netze nicht mehr von ſelbſt an, ſie mußte tüchtig arbeiten, um Fiſche zu fangen, aber ſie that es gern. Sie hoffte, ihr früheres Vergehen wieder durch Arbeitſamkeit gut zu machen. Nur wenn ſie allein war, und ſich von niemandem belauſcht glaubte, konnte ſie nicht widerſtehen, da gab ſie ſich nach wie vor den Gedanken an die wundervolle Zauberinſel hin, ſtatt, daß es doch ihre Pflicht geweſen wäre, mit aller Kraft auch die leiſeſte Erinnerung daran zu unterdrücken. So ſang ſie, wo ſie nur irgend konnte, jene Melodien leiſe vor ſich hin, die ſie von den Nixenkindern gehört hatte. Nur auf dem See hütete ſie ſich wohl, es zu thun.

Nun begab es ſich, daß einmal im Dorf an einem ſchönen Samſtagabend die Fiſcherburſchen und Fiſchermädchen auf dem freien Platz am Ufer ſaßen. Die Burſchen ſchnitzelten an ihren Rudern und Angeln, die Dirnen ſtrickten Netze und alle vertrieben ſich dabei noch außerdem die Zeit gar anmuthig, indem ſie abwechſelnd ſich einander Geſchichten erzählten und Lieder verſangen. Hella pflegte bei ſolcher Gelegenheit gewöhnlich auf einem großen weißen Stein zu ſitzen, der rings vom Waſſer umſpült, nicht weit vom Ufer aus dem See hervorragte. Ueber die Kähne, die zwiſchen dem Ufer und dem Stein lagen, konnte man leicht dahin gelangen.

Auch heute ſaß ſie wieder da. Es hörte ſich von dort aus der Geſang der Andern ſo hübſch an.

Nun hatten die jungen Mädchen unter einander abgemacht, daß jede von ihnen der Reihe nach ein Lied ſingen müſſe, die Aelteſte zuerſt und ſo fort bis zur Jüngſten unter ihnen, und das war Hella.

Da gab es viel Schönes zu hören und über dem Singen war es ſpät geworden. Die Sonne war bereits hinter dem Walde untergegangen.

Schon hatten die Uebrigen ihre Lieder beendet und jetzt kam die Reihe an Hella. Alle waren begierig ſie zu hören; denn ſie wußte die meiſten und ſchönſten Lieder und trug ſie mit ſo lieblicher Stimme vor wie keine Andere.

„Hella! komm' herunter von deinem Stein!“ riefen einige. „Setz' dich her in unſern Kreis, damit wir dich beſſer hören!“

„Nein, nein!“ riefen Andere. „Laßt ſie da oben ſitzen bleiben, es hört ſich ſo ſchöner an, wenn der Geſang aus dem Waſſer herüberſchallt!“

Hella blieb ſitzen. Sie ſang ein altes Fiſcherlied, das ſie noch von ihrem Vater gelernt hatte. Das Lied klang fromm und feierlich durch den ſtillen Abend. Die Burſchen und Mädchen ringsum horchten mit innigem Wohlgefallen zu. Als das Lied beendet war, baten alle: „Noch ein Lied, Hella! noch ein Lied!“

„Ich weiß kein ſchöneres als das,“ ſagte ſie.

„Dir wird ſchon etwas einfallen!“ riefen die Andern und baten ſo dringend, daß das Mädchen es nicht abſchlagen konnte. „Laßt mir nur eine kleine Weile Zeit, mich zu beſinnen!“ ſprach ſie.

Nachdenkend ſtützte ſie ſich auf den Arm und ſchaute ſinnend hinunter in das Waſſer.

Indeſſen war der Mond aufgegangen und ſchien hell auf die Stelle des Waſſers, in die Hella hinein ſchaute. Da glaubte ſie eine große Blume zu ſehen, die von den Wellen an den Stein herangeſpült wurde. Sie griff danach.

und indem ſie die Blume immer und immer wieder betrachtete, verſank ſie in Nachdenken und vergaß alles, was um ſie her vorging.

„Singe doch, Hella!“ riefen die Mädchen. „Es wird ſpät und bald iſt's Zeit, zur Ruhe zu gehen!“ — Hella achtete aber noch immer nicht darauf. Sie ſah nur in die Blume hinein, die ſie in Händen hielt.

Plötzlich richtete ſie ſich hoch auf. Mit klarer Stimme, daß es weit über den See durch die ſtille Nacht hinſchallte, ſang ſie:

„'S iſt Zeit, 's iſt Zeit,
„In's Waſſer, ſchnell!
„Auf Erden wird's dunkel,
„Im Waſſer hell!“

Und wie ſie das geſungen hatte, glitt ſie vom Stein und ſtürzte hinunter in den See. In demſelben Augenblicke ſtreckten ſich weiße Kinderarme aus den Wellen herauf und zogen ſie in den Abgrund zu ſich nieder. Aus der Tiefe aber klang es herauf, als ob viele Stimmen daſſelbe Lied mit heller Stimme nachſangen, bis es endlich im Rauſchen der Wellen verhallte.

„Was war das?“ riefen die Mädchen, und die Burſchen eilten an den Strand, um der Herabgeſtürzten nachzuſpringen, damit ſie ſie retten. Aber ein alter achtzigjähriger Fiſcher, der auch hinzugetreten war, ſprach:

„Laßt gut ſein, Kinder! ihr rettet ſie nicht mehr; Hella iſt von den Nixen herabgezogen! Ich war dabei, als ihr Vater auf dem Sterbebette ſie warnte; ich habe gehört, wie feierlich ſie ihm verſprach, ſich nicht mit den falſchen Kindern des Sees einzulaſſen. Sie folgte ihrem Vater nicht und jetzt leidet ſie die Strafe dafür.“

Nach drei Tagen ſpülten die Wellen den todten Körper des armen Fiſchermädchens an das Ufer.

Ringelreihen.

1.

Ringel-Ringel-Reihen!
Die Vögel ſingen im Maien,
Sie fliegen früh am Morgen fort;
Viel iſt zu thun im Walde dort.
Sie kehren heim beim Abendroth,
Dann knabbern ſie ihr Veſperbrod,
Und ducken ſich in's Neſt zur Ruh'
Und rufen noch einander zu:
„Duck' mit dem Kopf!
Daß uns der Marder nicht kriegt beim Schopf!"

2

Ringel-Ringel-Reihchen!
Die Fiſche in den Teichen,
Die Fiſche in dem Erlenbach
Sie ſchwimmen Eins dem Andern nach,
Und ſcheint die Sonne droben,
So kommen Alle nach oben;
Doch wenn den Klapperſtorch ſie ſeh'n,
Mit ſeinem rothen Schnabel ſteh'n:
„Duck' mit dem Kopf!
Daß uns der Storch nicht kriegt beim Schopf!"

3.

Ringel-Ringel-Reihe!
Der Haſe läuft in's Freie,
Der Haſe läuft durch's Stoppelfeld,
Am Beſten ihm der Kohl gefällt;
Da ſetzt er auf zwei Beinchen ſich
Und frißt ſich ſatt ganz ordentlich.
Doch kommt von fern ein Jägersmann,
Wie ſpitzt der Haſ' die Ohren dann:
„Duck' mit dem Kopf!
Daß uns der Jäger nicht kriegt beim Schopf!"

Reime für kleine Kinder.

1

Bach-Bachstelzchen,
Wie nett drehst du dein Hälschen,
Wippst mit dem Schwanz und läufst so flink,
Ich fang' dich doch, du kleines Ding! —
Da fliegt Bachstelzchen über'n Bach,
Und ruft mir zu: „Komm nach! komm nach!"

2

Grau-Grau-Mäuschen,
Bleib' in deinem Häuschen!
Frißt du mir mein Butterbrod
Kommt die Katz' und beißt dich todt.
Grau-Grau-Mäuschen,
Bleib' in deinem Häuschen!

3

Mise-Mise-Kätzchen,
Wie weich sind deine Tätzchen,
Wie zierlich ist dein Näschen,
Wie lustig deine Späßchen!
Doch was ist das, du falsches Thier,
Du kratzest mich? Was that ich dir?

4

Putt-Putt-Hühnchen!
Im Garten summt ein Bienchen,
Das Hühnchen das läuft hinterdrein,
Das Bienchen soll sein Frühstück sein.
Da kam die Köchin aus dem Haus,
Und jagt mein Hühnchen zum Garten hinaus.

5.

Im Felde liegt ein Schäfchen,
Das Schäfchen macht ein Schläfchen;
Da kommt der Wolf in schnellem Lauf
Und will mein Schäfchen fressen auf,
Doch treulich hat der Hund gewacht
Und hat den Wolf davon gejagt.

6

Schnatter-Schnatter-Entchen!
Du hast ja keine Händchen,
Das Messer und die Gabel
Die hast du auch vergessen,
Womit wirst du denn essen? —
„Womit? — Mit meinem Schnabel!"

Des Eſels Schatten.

Eine Erzählung.

Da war geſtern wieder einmal mein Vetter bei mir, der vor kurzem von ſeiner Reiſe aus Italien zurückgekommen iſt. Wenn der mich beſucht, ſo pflegt er gewöhnlich vielerlei zu erzählen, was er in dem fremden Lande Alles mit erlebt hat. Manches davon wird euch Freude machen zu hören, wie zum Beiſpiel die Geſchichte von des Eſels Schatten.

Der Vetter erzählte:

Ich wollte einmal von Rom nach Tivoli hin. Das iſt ein Städtchen im Gebirge, wo ſich viele herrliche Waſſerfälle durch die zerbrochenen Fenſter eines verfallenen Schloſſes tief in ein ſchönes Thal herabſtürzen. Der Weg dahin iſt kein Katzenſprung, er iſt wohl an die vier Meilen weit und ſo hatt' ich mir einen Reit-Eſel gemiethet, wie man dort zu Lande zu thun pflegt. Der Eſel kam auch zur beſtimmten Stunde vor mein Haus und mit ihm ſein Herr, der Eſeltreiber Antonio. Ihr alle wißt ja, was ſo ein Grauer für ein faules Thier iſt. Wenn man d'rauf reitet, ſo folgt er nicht wie das edle Pferd auf das bloße Wort, oder beim Anziehen der Zügel oder beim Druck der Schenkel. Nein, da muß faſt immer noch ein Mann oder ein Junge hinterher laufen, der mit einem Knüttel tüchtig auf den Faulpelz losſchlägt, denn alle Augenblicke ſteht das Thier ſtill und will ſchlafen oder freſſen. Aber das iſt wahr, ſolch' ein Eſel hat doch eine dicke Haut, zwölf tüchtige Schläge mit einem ſtarken Knüttel bringen ihn oft kaum von einer Diſtel weg, auf die er einmal Appetit bekommen hat.

Alſo gut! Ich beſteige mein Thier und reite d'rauf los und mein Antonio läuft luſtig hinterdrein und ſchreit fortwährend: „Ari! Ari! Vorwärts Fauler, vorwärts!" Und ſo geht die Reiterei im Anfange ganz vortrefflich.

Nun aber war grade an jenem Tage eine fürchterliche Hitze, wie das oft in Italien iſt. Der Weg nach Tivoli führt durch eine wüſte, öde Gegend; da iſt kein Haus, kein Baum, oft nicht einmal ein Strauch am Wege. — Allmälig ward es Mittag, die Sonne brannte mit ihren ſtechenden Strahlen durch meinen Strohhut durch, daß ich nicht wußte, wo ich vor Hitze bleiben ſollte. Der Eſel wurde müde zu laufen, der Treiber wurde müde zu prügeln, und ich wurde müde länger auf dem Thiere zu ſitzen. — Der Schlaf drückte mir gewaltig auf die Augen, aber nirgends, wohin ich nur ſehen konnte, war auch nur ſo viel Schatten, daß ich meinen Körper darin in Ruhe hätte ausſtrecken können. Da kommt mir mit einemmal ein ganz geſcheidter Einfall in

den Sinn. „Halt!“ ruf' ich und mein Eſel ſteht wie angewurzelt ſtill. Was das Wort „Halt“ bedeutet, das hat er gut behalten, dagegen das Wort „Vorwärts“ lernt ſo ein Eſel ſein Lebenlang nicht verſtehen.

Am Wege ſteht ein großer vertrockneter Aloeſtengel, an den binde ich meinen Grauen an und denke, ich will es recht pfiffig machen und mich in den Schatten, den er auf das braunverbrannte Gras wirft, zur Ruhe legen. Ehe ich aber dieſen vortrefflichen Vorſatz ausführe, wiſch' ich mir den Schweiß von der Stirn, ſchienkere meine beiden Beine in Ordnung — denn ſie waren von dem langen Reiten ſteif wie ein paar Schwefelhölzer geworden — und ſeh' mich noch einmal nach den ſchönen blauen Bergen um, die ſich auf der andern Seite in weiter Ferne hinziehen.

Als ich mich darauf wieder umkehre, um mich hinzulegen, wer liegt da ſchon in guter Ruhe im Schatten des Eſels und ſchnarcht wie eine Rohrdommel? Kein anderer als mein Antonio. Er war doch noch ein größerer Pfiffikus geweſen als ich; was ich erſt *wollte*, hatte er ſchon *ausgeführt*.

Daß der Mann da ſo gemüthlich lag und ſchlief, das war recht ſchön und gut, aber hier war *ich* doch offenbar die Hauptperſon und er nur des Thieres wegen mitgekommen. Außerdem konnte er ja die Sonnenhitze beſſer vertragen, da er viel mehr daran gewöhnt war, als ich.

„Heda, Antonio, ſteh' auf!“ rief ich und ſchüttelte ihn. Er ſchlug die Augen auf, ſah mich groß an, machte dann wieder die Augen zu und — legte ſich auf ſeine andere Seite.

Ich ſchüttelte ihn derber. „Antonio!“ rief ich, „ſteh' auf! Der Schatten, in dem du liegſt, gehört mir und nicht dir.“ Diesmal aber gab ſich Antonio gar nicht einmal die Mühe, die Augen aufzuſchlagen, auch ſprach er kein Wort, ſondern bewegte nur den Zeigefinger der rechten Hand hin und her, was bei den Italienern ſoviel ſagen will, als: „Nein, Herr!“ Noch einmal ſchrie ich ihm in die Ohren: „Antonio, nimm doch Vernunft an! Ich habe den Eſel einmal gemiethet und folglich auch ſeinen Schatten mit ihm, daher packe dich fort! Der Schatten iſt mein!“

Da rief Antonio: „Herr! Beweiſt mir erſt, daß Ihr ſelbſt ein Eſel ſeid, dann ſag' ich, Ihr habt recht, denn dieſer Schatten gehört einem Eſel und der Eſel gehört mir, und daher werde ich nicht aufſtehen, ſondern in dem Eigenthum meines Eigenthums ruhig fortſchlafen!“

Und wieder wollte er ſich zur Ruhe legen, aber jetzt hatte er mich in Zorn gebracht, eben weil ich die Wahrheit ſeiner Worte nicht widerlegen konnte. Ich packte ihn an dem Kragen und riß ihn von der Stelle weg, wo er lag. Jetzt wurde er aber auch zornig und ſprang auf. Und ſo faßten wir uns

Beide, um uns gegenseitig von dem ersehnten Platze wegzuschleudern. Da gab es einen tüchtigen Ringkampf, denn keiner wollte nachgeben. Zuletzt stießen wir an einen Stein, fielen Beide zu Boden und wälzten uns in der vollsten Mittagssonne so lange herum, bis wir endlich einen kleinen Erdabhang wohl ein Paar Fuß tief auf die weiche Erde herunter rollten. Da lagen wir in dem glühenden Sande wie ein Paar gebratene Hühner in der Bratpfanne; dennoch hielten wir uns als tapfere Ringer noch immer gegenseitig umschlungen.

„Herr!" sprach jetzt Antonio, „ich sehe wohl, wir sind an Kraft und Gewandtheit gleich. Wozu plagen wir uns gegenseitig? Hört einen Vorschlag an. Gebt mir einen Paul (so heißt ein römisches Geldstück) da will ich Euch den Eselschatten verkaufen!"

„Wenn es nichts weiter ist, du närrischer Kerl," rief ich, „den Paul will ich dir schon geben. Hättest du das nur gleich gesagt, so hätten wir uns nicht unnöthig geärgert."

Wir ließen einander los und standen auf. Antonio empfing sein Geld und wir stiegen wieder den Abhang herauf, von dem wir noch vor Kurzem heruntergerollt waren.

Was sahen wir da! Denkt Euch unsern Schrecken! Der Eselschatten, den ich eben für einen blanken römischen Paul gekauft, war fort und der Esel mit ihm. Antonio war pfiffiger gewesen als ich, aber Antonio's Esel noch viel pfiffiger als Antonio. Das Thier hatte die Aloestaude, an die es gebunden war, mit Leichtigkeit aus der Erde gerissen und war auf und davon gegangen. Ganz weit hinten am Horizont auf dem Wege nach Rom sah ich es gemüthlich hintraben.

Wie Antonio aber den Esel nicht an seinem Platze erblickte, glaubte er, das Thier wäre ihm auf immer verloren und gerieth, auf echt italienische Weise, in die wildeste Verzweiflung. Er biß sich in den Daumen, er raufte sich die Haare, er warf seinen spitzen Hut auf die Erde und trat ihn mit Füßen, kurz, er geberdete sich wie ein kindischer, jähzorniger Bube. Dabei schrie er fortwährend: „Ach mein Eselchen! Ach du mein liebes Eselchen! Du einzig's Gut das ich armer Mann auf dieser Welt besaß! Ach, der einzige Fehler, den du hattest, das war der verdammte Schatten. Hättest du keinen Schatten gehabt, dann hätt' ich dich noch hier, dann wärest du nicht weg!"

„Sei doch kein Kind!" rief ich, „da läuft ja dein Esel ruhig nach Hause!" Und ich wies mit der Hand dahin, wo der Esel seines Weges zog.

Da wurde Antonio plötzlich wie verwandelt. Er jubelte laut auf. Schnell stülpte er wieder den Hut auf sein zerrauftes lockiges Haar; die schwarze Manchesterjacke warf er über die linke Schulter, mit der rechten Hand faßte er

ſeinen Knüttel und fort lief er wie der Wind ſeinem Eſel nach. Nie in meinem ganzen Leben habe ich einen Menſchen ſo laufen geſehen!

Da ſtand ich nun, allein, mitten in der Gluth einer italieniſchen Mittagsſonne. Was blieb mir zu thun übrig, als meinen beiden Begleitern traurig nachzuſehen. „Hoffentlich werden ſie bald wieder da ſein!“ dacht' ich, ſetzte mich am Wege hin und brummte in den Bart ein deutſches Lied, das da anfängt: „O du lieber Auguſtin, Alles iſt weg!“

Alle meine Hoffnung war vergebens. Ich ſaß eine, ich ſaß zwei Stunden da, aber wer nicht wiederkam, war Antonio mit ſeinem Eſel. An jene zwei Stunden werde ich mein Lebtage denken! Endlich wurde ich erlöſt. Eine Weinkarre, die von zwei langhörnigen Stieren gezogen wurde, kam des Weges daher gefahren. Hätte der Weinkärner ſich nicht meiner erbarmt und mich gegen ein gut Stück Trinkgeld mitgenommen, vielleicht ſäß' ich noch da. — —

So erzählte mein Vetter. Und was iſt die Lehre von der Geſchichte? Die Lehre iſt die: „Wenn es heiß iſt und du haſt einen Eſel, ſo ſei du froh und reite zu, bis du an's Ziel kommſt. Wer ſich aber um eines Eſels Schatten ſtreitet, der hat nur Aerger und verliert den Eſel obendrein.“

Zwei Sommerlieder.

1.

Wann der Frühling vorbei,
Kommt der Sommer heran. —
War der Frühling ein Kind,
Iſt der Sommer ein Mann.

War dem Frühling ſein Wämschen
Schon luſtig genug,
Iſt dem Sommer ſein Rock
Mehr von gelblichem Tuch

Hat der Frühling ſich Blumen
Um's Hüttlein gethan,
Steckt der Sommer ſich Kirſchen
Und Erdbeeren d'ran.

Und weinte der Frühling,
Da gab's einen Regen;
Und brummt der Herr Sommer,
Da giebt's einen Segen.

Der fährt gleich mit Donner
Und Wetter darein,
Und 's kann auch nicht alle Tag'
Sonnenſchein ſein.

Doch wenn er auch brummet,
Daß ringsum es kracht,
Nachher um ſo luſt'ger
Er ſchmunzelt und lacht.

2.

Dem Sommer, dem bin ich
Absonderlich gut,
An Alt und an Jung
So viel Gutes er thut.

Giebt Guten und Bösen
Ihr tägliches Brod,
Und trocknet viel Thränen
Und stillt manche Noth,

Und spricht zu den Kindern:
„Nun kommt 'mal und seht,
„Was zwischen dem Korn ich
„Für Euch hingesät'"

„Die Kornblum' so blau
„Und den flatschrothen Mohn,
„Die pflückt Euch und macht Euch
„Ein Kränzel davon!"

„Und wünscht Ihr noch recht
„Etwas Lust'ges dazu,
„Da schick' ich die Schmetterling'
„Auch noch Euch zu."

„Und der Kuckuk soll rufen,
„Die Frösch' sollen schrei'n,
„Nun kommet und spielet
„Und vertraget Euch fein'"

Mailuft.

Sonnenschein und Blüthenduft,
Das ist ein Vergnügen!
Wann in blauer Maienluft
Hoch die Lerchen fliegen,
Wann des Baches Wellen sich
Durch die Blumen schmiegen,
Und die Schmetterlinge sich
Auf den Halmen wiegen,
Ach, wie ist es da so schön,
Tief im Gras zu liegen
Und zum Himmel aufzusehn! —
Das ist ein Vergnügen!

Frühlingsglocken.

Schnee-Glöckchen thut läuten'
Was hat das zu bedeuten? —
Ei, gar ein luſtig Ding'

Der Frühling heut' geboren ward,
Ein Kind der allerſchönſten Art;
Zwar liegt es noch im weißen Bett,
Doch ſpielt es ſchon ſo wundernett.
Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all',
Erwacht im Thal'
Was ſoll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!

Mai-Glöckchen thut läuten'
Was hat das zu bedeuten? —
Frühling iſt Bräutigam.

Macht Hochzeit mit der Erde heut'
Mit großer Pracht und Feſtlichkeit.
Wohlauf denn, Nelk' und Tulipan,
Und ſchwenkt die bunte Hochzeitfahn'!
Du Roſ' und Lilie, ſchmückt euch fein,
Brautjungfern ſollt ihr heute ſein!
Ihr Schmetterling'
Sollt bunt und flink
Den Hochzeitreigen führen,
Die Vögel muſiciren!

Blau-Glöckchen thut läuten!
Was hat das zu bedeuten? —
Ach, das iſt gar zu ſchlimm'

Heut' Nacht der Frühling ſcheiden muß,
Drum bringt man ihm den Abſchiedsgruß.
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
Es rauſcht der Wald, es klagt der Quell,
Dazwiſchen ſingt mit ſüßem Schall
Aus jedem Buſch die Nachtigall,
Und wird ihr Lied
So bald nicht müd',
Iſt auch der Frühling ferne —
Sie hatten ihn all' ſo gerne!

Der Herbſt.

Halloh' Die Thüren aufgethan'
Hör' zu, wer hören will,
Ich bin der Herbſt, ein luſt'ger Mann,
Ich ſteh' nicht lange ſtill!

Heut' fahr' ich Gerſt' und Hafer ein
Und trag' den Erntekranz,
Und Abends dann beim kühlen Wein
Mach' ich Muſik zum Tanz.

Und morgen auf die Bäum' hinauf! —
Kopf weg, und aufgepaßt!
Hei! Wie das roth und gelb zu Hauf
Herunterſchlägt vom Aſt! — —

Ein ander Mal dann in den Wald
Da blaſ' ich auf zur Pirſch;
Der Jäger kommt, die Büchſe knallt,
Huſſah, ſie traf den Hirſch!

Huſſah! wie das im Walde klingt,
Im grünen, ſtillen Raum,
Wo ſich die Eichkatz' munter ſchwingt
Im Nu von Baum zu Baum!

Ich bin der Herbſt, Ihr kennet mich,
Ich ſteh' nicht gerne ſtill
Halleh, halleh! Drum tummle ſich
Wer fröhlich werden will!

Wie iſt doch die Erde ſo ſchön!

Wie iſt doch die Erde ſo ſchön, ſo ſchön!
Das wiſſen die Vögelein
Sie heben ihr leicht' Gefieder,
Und ſingen ſo fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie iſt doch die Erde ſo ſchön, ſo ſchön!
Das wiſſen die Flüſſ' und Seen
Sie malen in klarem Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel,
Und die Wolken, die drüber geh'n!

Und Sänger und Maler wiſſen es
Und Kinder und and're Leut'!
Und wer's nicht malt, der ſingt es,
Und wer's nicht ſingt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!

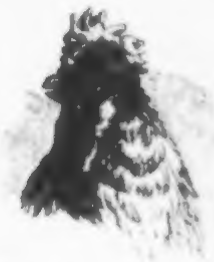
Sonntagsmorgen.

Aus den Thälern hör' ich ſchallen
Glockentöne, Feſtgeſänge,
Helle Sonnenblicke fallen
Durch die dunkeln Buchengänge,
Himmel iſt von Glanz umfloſſen
Heil'ger Friede rings ergoſſen

Durch die Felder ſtill beglücket
Ziehen Menſchen allerwegen,
Frohen Kindern gleich geſchmücket
Geh'n dem Vater ſie entgegen,
Der auf gold'ner Saaten Wogen
Segnend kommt durch's Land gezogen.

Wie die Blumen feſtlich blühen!
Wie ſo fromm die Bäume rauſchen!
Eine Lerche ſeh' ich ziehen,
Ihren Liedern muß ich lauſchen;
Alle ſtreben Gott zu dienen
Und ich bete ſtill mit ihnen.

Eine Hühnerwirthſchaft.



I.

Auf einem Gehöfte lebte ein alter Hahn, der hieß Henning, und ſeine Frau, die alte Henne, hieß Kratzefuß. Von den vielen Kindern, welche die beiden gehabt hatten, waren faſt alle von ihrer Herrſchaft aufgegeſſen, nur zwei Hähnchen waren noch übrig: Gokelmann hieß der ältere und Hähnel der jüngere. Beides waren muntere Burſche, keck, eitel und ſtreitſüchtig, wie man es von jungen Hähnen nur verlangen kann: aber der Gokelmann hatte eben nicht das Pulver erfunden, während ſein Bruder Hähnel ſchon geſcheidter war. Beißen mußten ſie ſich täglich ein paarmal, denn bei Hühnern gehört das zur guten Lebensart. Nun wohnte auch noch auf demſelben Hofe ein rothhaariger Hund, Phylax mit Namen; der war ein ſo gutmüthiges Thier, daß er den Hühnern nie etwas zu Leide that. Oft ließ er ihnen ſogar manchen guten Biſſen von ſeinem Freſſen übrig; daher hatten ſie ihn denn auch alle gern.

Eines Morgens ſpazierte einmal der Gokelmann ganz gemüthlich für ſich allein in dem großen Garten hinter dem Hauſe. Da wußte er ganz hinten am Ende des hölzernen Zaunes einen prächtigen hohen Miſthaufen, auf den er für ſein Leben gern hinaufflog. Wie ſtolz und majeſtätiſch kam er ſich da oben vor, wie krähte es ſich da ſo hübſch über die weiten Felder hin!

Auch heute war ſein erſter Gang zu dem Haufen dort. Wie er nun ſo im beſten Scharren und Kratzen und Krähen war, ſah er am Waſſer hinter dem Zaun Meiſter Reinecke, den Fuchs, liegen, der rührte und regte ſich nicht und ſchaute fortwährend eifrig nach dem Ufersande hin. Gokelmann hatte wohl ſchon oft in ſeinem Leben von dem böſen Hühnerdieb gehört, aber nie einen geſehen, und weil nun der Fuchs rothhaarig war und auch ſonſt viel Aehnlichkeit mit einem Hunde hatte, redete er ihn an und rief: „Du da! Biſt du nicht ein Bruder von unſerm Phylax?“

Der Fuchs, der ſchon lange den appetitlichen jungen Hahn da oben gewittert hatte, dachte: „Warte, ich will dich ſchon faſſen, wenn ich dich nur erſt hier habe!“ Er blieb ruhig in ſeiner Stellung liegen und that, als ob er nichts gehört hätte.

„Du da! Biſt du nicht der Bruder von unſerem Phylax?“ rief das Hähnchen noch ein paarmal mit immer lauterer Stimme.

„Ach, ſieh' da, liebſter Gockelmann!“ ſprach endlich der Schlaue und richtete den Kopf in die Höhe. „Wie bin ich froh, daß ich dich einmal zu ſehen bekomme, du lieber, kleiner Kerl! Allerdings bin ich der Bruder vom Phylax, und der hat mir ſo viel Schönes von dir und deinem Bruder Hähnel erzählt. Ihr ſollt ja beide prächtig krähen können; du glaubſt nicht, wie gern ich das anhöre! Leider bin ich jetzt erkältet und die Erkältung hat ſich mir auf die Ohren geworfen, ſo daß ich ſchwer in der Ferne höre. Du würdeſt mir eine große Freude machen, wenn du über den Zaun zu mir herunterfliegen möchteſt und mir ſo recht in der Nähe etwas vorkrähteſt!“

„Ich kann ja nicht zu dir kommen,“ ſprach Gockelmann ganz traurig. Er fühlte ſich ſo ſehr geſchmeichelt von dem Lobe des Fuchſes.

„Ach wie ſchade!“ ſprach Meiſter Reinecke, „ich wollte dich auch noch um eine andere Gefälligkeit bitten. Der Doktor hat mir gerathen, ich ſoll wegen meiner Taubheit friſche lebendige Regenwürmer auf die Ohren legen; da bin ich nun hergekommen, um mir welche zu holen und kann ſie nicht gut mit meiner Schnauze faſſen. Ja, wer deinen Schnabel hätte!“

„Regenwürmer? fette Regenwürmer? Sind denn wirklich welche da?“ fragte Gockelmann eifrig.

„Ach und was für welche!“ ſprach der Fuchs. „Kerle, wie die Aale ſo fett, das kribbelt und wibbelt davon hier unten beim Waſſer. Nie in meinem Leben ſah ich ſolche Menge beiſammen.“

Wie das der Gokelmann hörte, konnte er ſich nicht halten, er hob die Flügel, um über den Zaun zum Fuchs hinunter zu fliegen. Sein liebſtes Eſſen von der Welt waren ja fette Regenwürmer! — Aber vergebens! Grade geſtern hatte die Köchin ihm die Flügel beſchnitten, damit er eben nicht überall hinfliegen könne. So ward es ihm unmöglich hinunterzuflattern.

Er klagte dem Fuchs ſein Leid. Dieſer wollte ihm auch eben einen guten Rath geben, wie er trotzdem aus dem Garten heraus zu ihm kommen könne, da ließen ſich aber in der Nähe Menſchenſtimmen hören. Der Fuchs hatte grade noch Zeit, dem leichtgläubigen Gokelmann zuzurufen: „Komm' morgen wieder, du Herzens-Gokelmann! und bring' doch auch ja deinen lieben Bruder Hähnel mit, dann wollen wir mehr mit einander ſprechen, hörſt du?" — Darauf ſtreckte er den Schwanz hoch in die Luft und lief, was er nur konnte, in's Feld hinein.

Traurig ging Gokelmann nach ſeinem Hofe. Fortwährend dachte er an das leckere Frühſtück, wovon der Fuchs ihm geſagt hatte.

Daheim angelangt, erzählte er nun ſeinen Eltern, was ihm begegnet war. Nach ſeinen Worten konnten die alten Hühner auch nicht anders denken, als daß der taube Freund am Ufer ein Hund geweſen wäre. „Alterchen!" ſprach Frau Krapefuß zum Hahn, „wie wär's, wenn wir morgen um dieſe Zeit alle zuſammen nach der Stelle hingingen, wo die Regenwürmer ſind? Wir haben lange keine gegeſſen und es iſt doch das Köſtlichſte, was ein Geſchöpf eſſen kann."

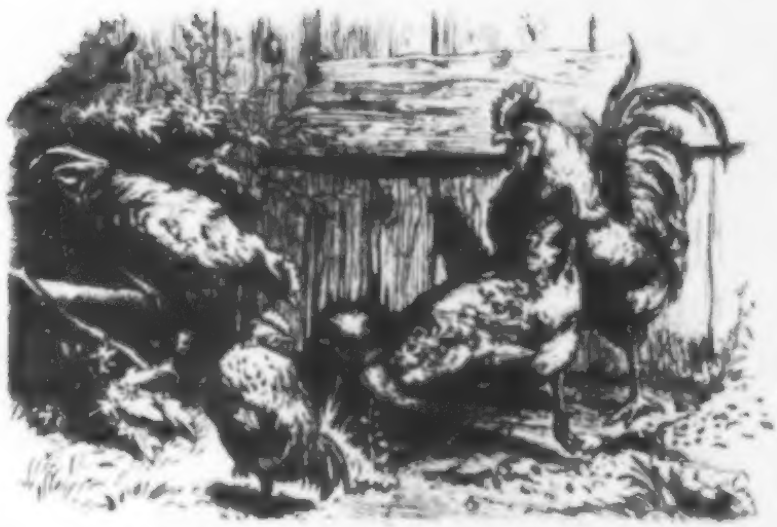
„Schon recht, Mutter!" ſprach der alte Henning. „Wir können ſchon hin, ich möcht' aber auch gern unſere lieben Kinder mitnehmen und denen ſind ja leider geſtern die Flügel beſchnitten."

„Wird ſchon gehen," ſprach die Henne, „laß mich nur machen! Ich weiß, da iſt unter dem Gartenzaun ein kleines Loch in der Erde, das kratzen und ſcharren wir beide ſoweit auf, daß wir die Kinder bequem durchbringen. Nicht wahr, du biſt dabei?"

„Nun meinetwegen!" rief Henning und die ganze Hahnfamilie freute ſich ſchon im voraus auf das morgende Frühſtück.

2.

Kaum waren am andern Morgen früh die Hühner aus dem Stalle gelaſſen, ſo liefen ſie, wie es verabredet war, in den Garten. Das Loch unter



dem Zaun war bald gefunden. Die gute Kratzefuß ſcharrte es mit Beinen und Flügeln größer. Bald ſchlüpften alle vier durch und nun gings halb laufend, halb fliegend zu der Stelle am Bache hin, wo geſtern der Fuchs gelegen hatte.

Sie ſuchten, ſie ſcharrten, ſie pickten. — von Regenwürmern war keine Spur zu finden. Ermüdet hörten endlich die Hähne auf, danach zu ſuchen; nur die Henne ſcharrte und kratzte noch immerzu, ſie hoffte doch noch das erſehnte Regenwürmer-Frühſtück zu finden.

„Hör' auf, Mutter!“ ſprach endlich Hähnel mit einem ärgerlichen Seitenblick nach dem Bruder hin, „der Gockelmann hat ſich wahrſcheinlich wieder einmal zum Narren halten laſſen von irgend einem Landſtreicher von Hund, oder gar von unſerm Todfeinde, dem Meiſter Reinecke ſelber. Dem Gockelmann kann man ſolche Weisheit ſchon zutrauen.“

„„Was willſt du damit ſagen?““ fuhr Gockelmann gegen ſeinen Bruder los.

„Was ich damit ſagen will?“ erwiderte Hähnel ganz ruhig, „ich will damit ſagen, daß du ein dummer Junge biſt!“

„„Ein dummer Junge?““ ſchrie der Andere, „„Bruder, du haſt mich geſchimpft! Wir müſſen uns ſchlagen! Ich fordere dich!““

„Auf Schnäbel oder auf Sporen?“ fragte Hähnel.

„„Auf alle beide!““

„Meinetwegen, komm' heran!“ ſprach der Herausgeforderte und die Kämpfer ſtellten ſich gegeneinander auf.

Frau Kratzefuß wollte die Söhne auseinander bringen, aber der alte Henning ſagte: „Mutter, laß die Beiden ruhig ſich mit einander beißen. Hähne ſind Hähne; wie ich jung war, hab' ich's mit meinen Brüdern ebenſo gemacht.“

So kämpften denn die beiden streitsüchtigen Hähne ihren Zank nach der richtigen Hahnenordnung aus. Erst standen sie lange Zeit gegeneinander gekehrt, mit gesträubten Halsfedern, die Köpfe tief, die Schwänze hoch, dann pickten sie grimmig in den Sand, zuletzt aber flogen sie scharf auf einander los, und versuchten mit ihren Sporen und Schnäbeln sich Eins zu versetzen. So wiederholten sie den Kampf vielemal. Beide hielten sich gleich tapfer, aber Hähnel, obgleich der Jüngere, war doch stärker als sein Bruder. Er biß zuletzt den armen Gockelmann so zusammen, daß dieser matt in's Gras fiel und sich für besiegt erklärte.

Jetzt rauschte es plötzlich im Busche neben den Hühnern.

„Der Fuchs! der Fuchs!“ schrie der alte Hahn mit einem lautgellenden Schrei. Er und die Henne und der tapfere siegreiche Hähnel rissen nun aus, was sie konnten, über Disteln und Dornen, über Stock und Stein. Der arme Gockelmann aber, der vom Kampfe ermattet, nicht so schnell laufen konnte, wurde vom dem listigen Fuchs beim Kragen gefaßt und unbarmherzig erwürgt.

Seht, Kinder, so geht es in einer Hühnerwirthschaft zu. Giebt's was zu fressen oder zu streiten, da ist so ein Hahn gleich hinterher und beißt sich tapfer herum. Kommt es aber darauf an, einander beizustehen in großer Gefahr, da laufen sie weg und lassen Kinder und Brüder im Stich.

Ob es wohl Menschen geben sollte, die es eben so machen?

Aber nun wollt Ihr wohl auch noch wissen, wie es dem Meister Reinecke erging. Dem bekam sein Raub schlecht, denn Füchse sind listig, aber Menschen sind noch listiger.

Die Hühner hatten ihr Unglück dem Hofhunde geklagt, der Hofhund erzählte die Geschichte seinem Herrn, und der Herr stellte bei dem Loche am Garten-

zaun, wo die Hühner durchgeſchlupft waren, eine Falle auf, in die er eine Taube befeſtigte. Da kam eines Nachts der Hühnerdieb geſchlichen; er meinte durch den Garten in den Hof und von da in den Hühnerſtall einzubrechen. Da hätte er ſich gar zu gern den lieben Hähnel zum Nachteſſen abgeholt. Diesmal aber hatte der Schlaukopf ſich verrechnet, er fing ſich ſelbſt in dem Fuchseiſen, wurde todtgeſchlagen und von ſeinem Felle iſt eine Pelzmütze gemacht worden, die Ihr noch beim Pelzhändler ſehen könnt. Wo aber dieſer Pelzhändler ſeinen Laden hat, das hab' ich wirklich vergeſſen.

Der Schmeichler.

„O Ihr lieben ſchmucken Tauben,
„Wie Ihr zierlich oben ſitzet!
„Dieſes Spiel von bunten Farben,
„Das an Eurem Halſe blitzet,
„In der Nähe möcht' ich's ſehen;
„Laßt Euch doch herab zu mir,
„Eure Pfötchen möcht' ich küſſen,
„Täubchen! o erlaubt es mir!"
Girrend hörten es die Tauben,
Fingen an, dem Fuchs zu glauben.

„Zarte Tauben! ſüße Tauben!
„O wie girret Ihr ſo ſchön,
„Leider iſt mein Ohr erkältet
„Und ich kann's nicht gut verſteh'n
„Süße, allerliebſte Tauben!
„Flieget doch zu mir hernieder,
„Daß kein Hauch verloren gehe
„Von dem Klange Eurer Lieder!" —
Flatternd hörten es die Tauben,
'S war ſo ſchön, dem Fuchs zu glauben.

„Welch ein Anblick! o wie zierlich
„Dieſes Flattern Eurer Schwingen,
„Keinem Schwane, keinem Adler
„Kann ſolch' Flügelſchlag gelingen!
„Kommt! o kommt!" —
Die Tauben kamen
Und bald hätt' er ſie gefaßt,
Hätte nicht zum Glück der Hofhund
Schnell verjagt den ſchlimmen Gaſt. —
Merkt ihr nun, ihr eitlen Tauben,
Wie dem Schmeichler iſt zu glauben?

Reimſprüche.

Nach dem Sauren das Süße.

Wer erſt in ſaure Aepfel biß
Und dann in einen ſüßen,
Der wird den ſüßen ganz gewiß
Dann doppelt froh genießen.
Doch wer in ſüße Aepfel biß
Und dann in einen herben,
Dem wird der herbe ganz gewiß
Die ganze Luſt verderben.

Nur zum Guten brauch' die Hände
Was du thuſt, bedenk' das Ende.

Guter Rath.

Wer ſich des Brodes freuen will,
Muß guten Teig ſich kneten.
Wer ſich des Gartens freuen will,
Der muß das Unkraut jäten.
Wer ſich des Lebens freuen will,
Muß arbeiten und beten.

Wie die Arbeit, ſo der Lohn,
Und die Ernte, wie die Saat:
D'rum, wer nichts gelernet hat
Schande trägt er nun davon.

Der Steckenpferdreiter.*

Ei, Ei! Herr Reiter,
Sein Roß will ja nicht weiter!
Mich dünkt, es wird schon müde sein,
D'rum kehr' er hier in's Wirthshaus ein,
Geb' er dem Rößlein frisches Heu,
Trink' selbst er einen Schluck dabei. —
So, so! Herr Reiter!
Nun kann er wieder weiter! —

Halt, halt! Herr Reiter,
Sein Rößlein darf nicht weiter!
Hier ist die Start und hier das Thor,
Da zahlt man seinen Zoll zuvor:
Drei Groschen werden nöthig sein,
Sonst sperrt man in die Wach' ihn ein!
So, so! Herr Reiter,
Nun kann er wieder weiter!

Ei, ei! Herr Reiter,
Sein Gaul will ja nicht weiter!
Sein Gaul, der will beschlagen sein,
Hier ist die Schmiede, tret' er ein,
Heb' er dem Thier die Füßlein auf,
So nagl' ich ihm drei Eisen d'rauf!
So, so! Herr Reiter!
Nun kann er wieder weiter!

Ei, sieh' da, Herr Reiter,
Das Pferd zum Stalle leit' er.
Nun ist er heimgekehrt vom Ritt,
Was bringt er denn den Kindern mit? —
Er Schelm! d'ran hat er nicht gedacht!
Das Geld verthan, nichts mitgebracht!
Ei, ei! Herr Reiter,
Ich dacht' ihn nur gescheidter!

*) Zwischen jeder Strophe reitet der Steckenpferdreiter dreimal herum.

Neugier.

Nehm' ein Buch ich in die Hände,
Nehm' die Feder, nehm' den Stift,
Kommt Eichkätzchen wie der Blitz,
Guckt und guckt von seinem Sitz
In das Buch mir, in die Schrift.

Mätzchen' sprich, du willst wohl lernen?
„Lernen? ich Eichkätzchen? Was?
„Nein! Nur sehen will ich, sehen!
„Neues, Neues will ich sehen!
„Nur was Neues macht mir Spaß" —

Vom boshaften Hannes.

Eine Erzählung.

Was das für ein boshafter Junge ist, der Hannes! Da zieht er neulich mit einigen Schulkameraden vor's Thor hinaus. Jeder der Knaben hat seinen Papierdrachen mitgenommen, den wollen sie auf der Pfingstwiese fliegen lassen. Vor ihnen läuft Nero, der halbausgewachsene und schon so große Hund des Hannes.

„Mein Drachen steigt doch noch einmal so hoch als eure schlechten Papierlappen da!" ruft Hannes unterwegs.

„Wir werden's ja sehen!" meinen die Andern und beachten sein Geschwätz nicht weiter.

„Gut! Wetten wir!" spricht jener und steht still.

„Wir können unser Geld besser brauchen, als zum Wetten!" sagen die Andern und gehen vorwärts. „Wessen Drachen am höchsten steigt, der hat die meiste Freude, da kann er genug d'ran haben!" —

Jetzt waren sie auf der Pfingstwiese angelangt. Sie nahmen ihre Papiervögel und ließen sie steigen; der Wind war günstig. Im Anfang hob sich auch

wirklich der Drachen des Hannes am ruhigsten und sichersten, während die der Andern fortwährend hin und her schwankten, ehe sie stiegen. —Bald aber drehte sich das Ding und zuletzt standen alle übrigen Drachen viel höher als seiner.

„Noch ist nicht aller Tage Abend!“ rief er mit großer Zuversicht. — Aber innerlich verdroß es ihn nicht wenig.

Was war zu thun? Er mochte zerren und ziehen, laufen oder still stehen, es wollte ihm nicht gelingen, den Andern zuvorzukommen.

Jetzt lief dem Buben die Galle über und er ließ seinen Aerger an den Spielgenossen aus. Bald sprang er ihnen vor die Füße, bald suchte er sie im Laufen seitwärts in den Graben zu stoßen, und was dergleichen Bubenstreiche mehr waren. Alles umsonst! Seine Kameraden waren gewandte Jungen; geschickt wußten sie ihm jedesmal auszuweichen. „Gieb dir keine Mühe, Hannes!“ sprachen sie mit größter Ruhe, „paß' auf, daß du selbst nicht stolperst. Hochmuth kommt vor dem Fall.“

Nichts kränkt den Zornigen mehr, als die Ruhe derer, gegen die er seinen Zorn auslassen möchte. Der böse Junge gerieth förmlich in Wuth; am liebsten wär' er gleich über die Spielgenossen hergefallen und hätte darauf losgeschlagen, aber freilich, er wußte, daß er da schlecht angekommen wäre. Er hielt ja auch immer den Faden seines herrlichen Drachens in der Hand und wollt' ihn nicht loslassen. Dabei geberdete er sich so täppisch, daß die Andern lachen mußten, sie mochten wollen oder nicht.

„Ich will euch lehren, über mich lachen!“ schrie er jetzt, da er sich nicht anders zu helfen wußte. „Nero! Faß, faß die Buben da! Faß!“

Nero, so jung er war, pflegte sonst recht gern dabei zu sein, den Leuten, auf die er gehetzt wurde, ein Stück aus dem Rocke zu zerren oder sie in die Waden zu beißen; heute war er vernünftiger als sein Herr und in lustiger Laune. Statt die andern Knaben anzufallen, sprang er spielend und bellend am Hannes herauf und hinderte den im Laufen.

„Faß! Nero! Faß!“ schreit dieser fortwährend und thut alles Mögliche, den Hund böse zu machen. Indem aber fällt sein eigner Drachen in derselben Richtung nieder, wo er das Thier hinhetzt. So wie mein Nero, der nun endlich doch bissig gemacht ist, den fallenden Papiervogel sieht, wie der so jämmerlich am Boden zappelt, fährt er wie der Wind darauf los und packt ihn und zaust ihn, daß die Fetzen nur so herumfliegen.

„Nero! Laß los!“ schreit der Hannes, der es mit Schrecken erblickt, „laß los!“ Dabei läuft er, was er nur kann, dem Hunde nach. Ja schrei' und lauf' du so viel du willst! Mein Nero meint, er müsse seine Beute nun auch gleich heim bringen. Mit den lustigsten Sprüngen, den Kopf stolz in die Höhe

gereckt, trägt er den zerfetzten Vogel im vollen Rennen nach Hause. Die großen Augen und das aufgerissene Maul, die auf dem Drachen gemalt waren, paßten herrlich zu der traurigen Lage des papiernen Ungeheuers; es sah aus, als ob es aus Leibeskräften um Hülfe schreien wollte.

Und was that der Hannes? Er lief und wüthete immerfort hinter dem Hunde her und merkte gar nicht, daß alle Leute, die den Spektakel mit ansahen, über die komische Jagd sich lustig machten.

Unterdessen spielten die andern Knaben auf ihrer Pfingstwiese noch lange Zeit zusammen in Lust und Einigkeit und waren froh, den Hans Großmaul los zu sein. — Wie mag der sein herrliches Prachtstück zu Hause wieder gefunden haben!

Reimsprüche.

Wächst die Ehre Spannenlang,
Wächst die Hoffart Ellenlang.

Wer sich lobt alleine,
Dess Ehre ist gar kleine.

Frage nicht, was And're machen,
Acht' auf deine eig'nen Sachen.

Bedenk' nur: ehrlich sein
Ist doch das Beste;
Ist auch kein Glanz dabei,
Stehst du doch feste.

Den Esel kennt man an den Ohren,
Am schwarzen Angesicht den Mohren,
An dummen Fragen einen Thoren.

Im Frühling.

Der Frühling iſt kommen,
Rings freut ſich die Welt,
Es grünet, es blühet
Im Wald und im Feld!

Was wollt ihr noch warten?
Hinaus in den Garten!

Mögt unter den Buchen
Euch haſchen und ſuchen,
Um unter den Linden
Euch wieder zu finden,
Im hohen Gras.
Welche Luſt iſt das!

Und die Büsch' und die Sträucher und Hecken,
Die werden euch sicher verstecken.

Doch müßt ihr euch hüten
Zu knicken die Blüthen.
Wie leicht sind zerrissen
Die zarten Narzissen!
Zertritt man die Nelken,
Bald werden sie welken —
Und singt euch im Fliedex
Ein Fink' seine Lieder:
So nehmt euch in Acht,
Keinen Lärm dann gemacht!
Denn die freundlichen lustigen Vögel
Sind ängstlich und scheu in der Regel.

Und wollt ihr vom Spielen
Im Schatten euch kühlen,
Da sucht noch ein Veilchen
Nach Maaslieb und Veilchen
Und bringt sie nach Haus
Und schlafet euch aus,
Und träumet von Spielen und Blüthen,
Und die Engel mögen euch hüten!

Reimsprüche.

Die Elster.

Die Elster schwatzt und hüpft daher
Als ob's ein eitel Mädchen wär'

Das schlechteste Kleid.

Es giebt gewiß kein schlechter Kleid,
Als wie das Kleid der Eitelkeit.

Seh' dem Esel in die Krippen
Auch den schönsten Braten hin:
Und er wird mit rohen Lippen,
Ohne nur davon zu nippen,
Aergerlich das Maul verzieh'n.
Aber gieb ihm grobes Stroh,
Hei, wie schmaust er da so froh!

Was geh'n den Spitz die Gänse an?

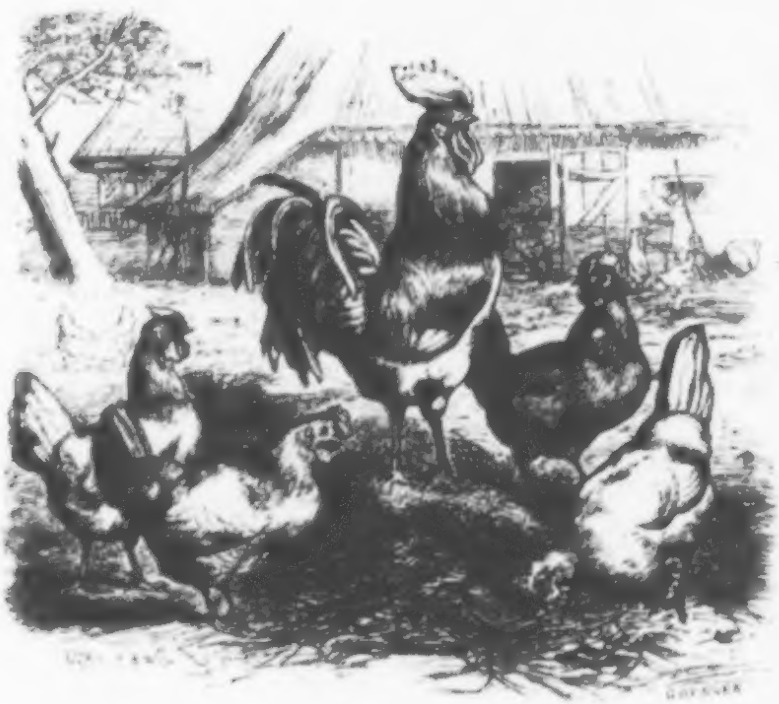
Es war einmal ein kleiner Spitz,
Der glaubt', er wär zu allem nütz,
Und kam ihm Etwas in die Quer,
Da knurrt und brummt und bellt er sehr —

Nun wackelt einst von Ungefähr
Frau Gans mit ihrem Mann daher,
Und vor den lieben Eltern wandern
Die Kinderchen, Eins nach dem Andern;

Und wie sie um die Ecke biegen
Da schreien alle vor Vergnügen:
„Seht doch die Pfütze da! — Nemmt hin!
„Wie herrlich muß sich's schwimmen drin!"
Das sieht Herr Spitz und bellt sie an:
„Weg da! Weg da! Nu seht doch an!
„Wie könnt ihr euch nur unterfeh'n
„In's Wasser so hinein zu geh'n?
„Wenn ich nicht wär' dazu gelaufen,
„Ihr müßtet jämmerlich ersaufen."

Das macht der alten Gans nicht bange!
Sie zischt ihn an wie eine Schlange.
Da zieht mein Spitz sein Schwänzchen ein
Und läßt die Gänse Gänse sein,
Doch knurrt er noch im vollen Lauf:
„Nu, wer versaufen will, versauf!" — —

Die Gänschen aber trotz dem Spitze
Sie schwelgten recht in ihrer Pfütze,
Und immer noch aus weiter Fern'
Hört bellen man den weisen Herrn. —
Bell' er, so viel er bellen kann!
Was geh'n den Spitz die Gänse an?



Der Hahn.

In der Tenne ſteht der Hahn,
Redet ſeine Hennen an
„Seht mich an! Wo iſt der Mann,
Der mit mir ſich meſſen kann?
Seht dies Auge groß und mächtig,
Meine Federn golden, prächtig,
Meines Kammes Majeſtät,
Dieſe rothe Krone, ſeht! —
Meine Haltung ſtolz und ſchlank
Meines Ruf's Trompetenklang,
Und mein königlicher Gang,
An den Füßen dieſe Sporen,
Alles zeigt Euch einen Mann,
Der wahrhaftig ſagen kann
Daß zum Helden er geboren!"

Alle spricht der stolze Hahn
Kräht, so laut er krähen kann! — —
Plötzlich kommt ein kleiner Hexe
Springt und bellt mit luft'gem Hexe

Nur zum Spaß den Helden an,
Nur — — o seht! der kühne Mann
Läuft, was er nur laufen kann — —
Ach, du jämmerlicher Hahn!

Im Aehrenfeld.

Seht, wie überall
Reif die Aehre schwellt,
Welche goldne Pracht
In dem weiten Feld!
Hundertfach erfüllt sich
Eines Kornes Saat,
Tausendfach vergilt sich
Eine gute That!

Vogelschießen.

Jetzt sind wir Alle Schützen,
Nur darauf sind wir stolz,
Wir schießen große Vögel,
Doch sind sie nur von Holz

Ihr Vögel in den Lüften,
Ihr habet vor uns Ruh',
Kommt nur, ihr luft'gen Pfeifer,
Und macht Musik da,u!

Einer so, der Andere so!

Einer thut's mit dem Verstand
Und der Andere mit der Hand —
Was man thut, womit man's thut,
Ist gleichviel — nur, werd' es gut!

Die Hausgenoſſen*.

1.

Es war einmal eine Wurſt, eine Maus und eine graue Erbſe, die wohnten zuſammen in einem Hauſe. Nun waren alle drei von ſehr verſchiedener Art; denn die Wurſt war immer ernſthaft und traurig geſtimmt, die Erbſe lachte fortwährend, und die Maus war etwas dummdreiſt und voreilig; aber im Ganzen vertrugen ſie ſich doch recht gut zuſammen. In der Woche bekümmerten ſie ſich wenig um einander, denn da ging jedes ſeinen Geſchäften nach. Kam aber der Sonntag heran, ſo machten ſie gemeinſchaftliche Küche. Sie hatten ſich dabei untereinander verabredet, daß, wenn zwei von ihnen an dieſem Tage Vormittags auf Viſiten ausgingen, das Dritte jedesmal zu Hauſe bleiben ſollte, um den Sonntagskohl zu kochen, und ſo hielten ſie es denn auch längere Zeit ganz genau nach der beſtimmten Ordnung.

Nun traf ſich immer, daß der Kohl an den Sonntagen, wo die Wurſt ihn gekocht hatte, den beiden Andern köſtlich ſchmeckte, abſonderlich aber der Maus. Wie ſie daher eines Tages wieder einmal am Eſſen waren, da konnte die Maus ſich nicht länger halten und ſprach:

„Nun ſag' einmal, liebes Wurſtchen, wie machſt du das eigentlich, daß der Kohl immer ſo ſchön ſchmeckt, wenn du ihn kochſt?"

„J, das will ich dir ſchon ſagen, liebe Maus," antwortete das Wurſtchen, „das iſt gar keine große Hexerei. Sieh 'mal, ich mach' es ſo: wenn er recht im vollen Kochen iſt, dann lauf' ich ſelber ein Paarmal durch den Kohl durch, und davon ſchmeckt er denn ſo ſchön. — Die Maus dachte: „Gut, das will ich mir merken."

Nun war gerade am nächſten Sonntage die Reihe an ihr, den Kohl zu kochen, und da wollte ſie es denn auch genau ebenſo machen, wie ſie es von der Wurſt gelernt hatte. Aber, ach du liebe Zeit! beim erſten Durchlaufen durch den heißen Kohl verbrühte ſie ſich, ertrank und verkochte darin.

Wie nun die Wurſt und die Erbſe nach Hauſe kommen und ſich zu Tiſche ſetzen wollen, da kocht der Kohl im Topfe, daß es nur ſo brummt, aber wer nicht da iſt, das iſt unſere Maus. Da ſuchen und ſuchen die beiden Andern denn im ganzen Hauſe herum, aber Alles vergebens.

„Wenn der Maus nur kein Unglück paſſirt iſt," ſagte die Wurſt und wurde ganz traurig. Aber die leichtſinnige graue Erbſe lachte wie immer und ſagte: Ach hol' ſie der Kuckuk! Mich hungert, gieb den Topf her!" — Wie ſie nun den Kohl auf die Schüſſel gegoſſen haben, was fanden ſie da? Da lagen

* Nach einem plattdeutſchen Märchen aus Oſtpreußen.

die feinen Knöchelchen und der lange graue Schwanz von der armen Maus auf dem Grunde des Topfes, aber alles Uebrige, an ihr war verkocht.

Wie das die graue Erbse sah, merkte sie gleich, wie die Sache sich zugetragen hatte, und mußte dabei so erschrecklich über die Dummheit der Maus lachen, daß ihr davon mit einemmal der ganze Rücken aufplatzte. Da mußte sie flink zum Schuster hinlaufen und sich einen Flick aufnähen lassen, und seit der Zeit haben auch alle grauen Erbsen hinten einen schwarzen Fleck. Die arme Wurst aber war ganz untröstlich, setzte sich auf die Thürschwelle und weinte und schluchzte, daß es zum Erbarmen war.

2.

Wie nun so die Wurst im besten Weinen und Lamentiren ist, kommt grade ein Hund die Straße dahergelaufen.

„Wurst!" fragte der Hund, „was weinst du?"

„Na, soll ich denn nicht weinen? Maus ist im Kohltopf verkocht."

„Ach, das ist ja fürchterlich! Na, dann will ich auch auf der Stelle heulen!"

„Hund, Hund!" rief der Zaun, der dicht daneben stand, „was heulst du denn so?"

„Na, soll ich denn nicht heulen? Maus ist im Kohltopf verkocht. Wurstchen sitzt auf der Schwelle und weint, soll ich denn da nicht heulen?"

„Ach, das ist ja fürchterlich! Na, dann will ich auch gleich umfallen!"

„Zaun, Zaun!" rief der Baum, gegen den der Zaun umfiel, bist du betrunken? Was fällst du denn um?"

„Na, soll ich denn nicht umfallen? Maus ist im Kohltopf verkocht, Wurstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund heult, soll ich denn nicht umfallen?"

„Ach, das ist ja fürchterlich! Na, dann will ich auch gleich mein Laub fallen lassen!"

„Baum! Baum!" rief der Brunnen, in den das Laub hineinfiel, „warum läßt du dein Laub fallen?"

„Na, soll ich denn nicht? Maus ist im Kohltopf verkocht, Wurstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, soll ich denn nicht mein Laub fallen lassen?"

„Ach, das ist ja fürchterlich! dann will ich auch gleich all' mein Wasser ausspeien!"

Da kommt die Magd und will Wasser schöpfen. „Aber Brunnen! Warum speist du denn all' dein Wasser aus?"

„Na, soll ich nicht? Maus ist im Kohltopf verkocht, Wurstchen sitzt auf

der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt sein Laub fallen; soll ich denn nicht mein Wasser ausspeien?"

„Ach, dann will ich auch gleich meine Eimer entzwei schlagen."

Kommt der Herr angefahren: „Magd, bist du unsinnig? Schlägst deine Eimer entzwei?"

„Na, soll ich nicht? Maus ist im Kohltopf verfossen, Wurstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt sein Laub fallen, der Brunnen speit sein Wasser aus; soll ich denn nicht meine Eimer entzwei schlagen?"

„Ach, dann will ich auch gleich meinen Knecht prügeln!"

„Herr, Herr!" schreit der Knecht, „was prügelt ihr mich denn?"

„Na, soll ich nicht? Maus ist im Kohltopf verfossen, Wurstchen sitzt auf der Schwelle und weint, der Hund der heult, der Zaun fällt um, der Baum läßt sein Laub fallen, der Brunnen speit sein Wasser aus, die Magd schlägt ihre Eimer entzwei; soll ich denn nicht meinen Knecht prügeln?"

„Na, dann will ich auch in die weite Welt laufen, bis ich umfall'!" sagt der Knecht und nun läuft er und läuft immerzu, und läuft noch jetzt, wenn er nicht schon umgefallen ist.

Das übergelehrte Kind.

Vöglein, lieb' Vöglein,
Was treibt ihr für Faxen?
Singt wie eur' Schnäbelein
G'rade gewachsen,
Immer dasselbe Lied
Und doch wird's keiner müd,
Sagt mir in aller Welt
Wie sich das Ding verhält?

Seht nur, ich armes Kind,
Muß mich so plagen;
Lerne der Lieder viel,
Weiß sie zu sagen,
Denke fortwährend mit
Wie ich sie reklamir',
Und doch macht's wenig Spaß
Vöglein, wie kommt denn das?

„Kindlein, lieb' Kindlein,
So treib' doch nicht Faxen!
Sprich wie dein Schnäbelein
G'rade gewachsen.
Streng' nur dein Köpfchen an,
Doch bist du fertig dann,
Tummle die Glieder aus,
Jauchz' in die Welt hinaus!"

Der Roſenſtrauch.

Ein Märchen.

In einem ſtillen Waldthal ſtand ein kleines Haus, das war ſo freundlich, daß jedes Jahr im Frühling die Schwalben hingeflogen kamen und ihre Neſter an dem Fenſtergebälk bauten, da wo der Weinſtock, der um das Fenſter herumgewachſen war, ihnen dazu Platz ließ. Neben dieſem Hauſe war ein Gärtchen, eng und ſchmal, aber hübſch und heimlich, darin blühte ein Roſenſtrauch auf einem Platz wie ihn ein Roſenſtrauch ſich nur wünſchen kann. Die Erde worin er wuchs, war ſo recht fett und ſchwarz, im Frühling blühten um ihn herum Primeln und Veilchen, im Sommer Levkoien und Lavendel, mit denen konnte er ſich unterhalten, ſo viel er Luſt hatte. Auch ſtand ein dichter Fliederbuſch nicht weit davon, drin hatten Vögel ihre Neſter und hinter dem Fliederbuſch am Bach ſtand ein hölzerner Schuppen mit ſechs Bienenſtöcken, die waren voller Bienen. Da ſangen und ſummten die Vögel und Bienen und machten Muſik von Morgens früh bis Abends ſpät, es war eine rechte Freude das anzuhören. Was aber dem Roſenſtrauch ganz beſonders gefallen konnte, das war das blonde Anne-Mariechen, die in dem kleinen Hauſe wohnte. Sie pflegte ihn gerade als wäre er ihr Kindchen. Morgens, wenn ſie friſch gewaſchen und glatt gekämmt in den Garten kam, da war das Erſte was ſie that, daß ſie ihren lieben Roſenſtock begoß, ihm die Raupen abſas, ihm die vertrockneten Blätter abſtreifte, und wenn irgend eine Brennneſſel oder ſonſt ein häßliches Unkraut über Nacht in ſeiner Nähe aufgeſchoſſen war, riß ſie es aus und warf es über den Zaun. Dafür ſchenkte

ihr der Roſenſtock denn auch, wenn ſeine Blütbezeit war, die ſchönſten Knoſpen. Das ſah einmal hübſch aus, wenn Anne-Mariechen Sonntags, wenn ſie zur Kirche ging, ſich die Roſen an ihr himmelblaues Bruſttuch ſteckte; und wenn ſie Abends im Schatten des Fliederbuſches neben ihrem lieben Roſenſtock ſaß, ihre Liederchen ſang und dann wieder ab und zu ihr klein weiß Näschen tief tief in die Roſen hineinſteckte, um ſich an ihrem Geruch zu ergötzen, da wären beide, der Roſenſtock und's Anne-Mariechen ſo vergnügt und ſtill zufrieden, wie man es nur irgend ſein kann.

So ging das Ding eine Zeitlang fort, bis einmal ein fremder Vogel in den Garten geflogen kam, der ſetzte ſich auf den Gartenzaun und ſang dem Roſenſtrauch ein nie gehörtes Lied vor. Er erzählte wie ſchön es ſei weit fort, außerhalb des Waldes: da ſtünde ein prächtiges Königsſchloß und neben dem Schloß wäre ein herrlicher Garten; in dem Garten wüchſen keine Primeln und kein Thymian, keine Aurikel und kein Lavendel — nein! — da ſtänden die ſchönſten Blumen aller Art grade ſo ſtolz und ſchön wie die Fräulein, die in dem Garten immer herumſpazierten, und da rieſelte auch nicht nur ein gewöhnlicher Bach, — nein! — hohe Springbrunnen plätſcherten dort in marmornen Becken und ſtatt der Nachtigallen im Fliederbuſch plapperten dort grüne und rothe Papageien in zierlichen Vogelhäuſern.

Der Roſenſtrauch konnte ſich an dem Liede nicht ſatt hören. „Was meinſt du," fragte er den Vogel, „würde ich in den Garten wohl hinpaßen?"

„Warum denn nicht," antwortete der Vogel. „Du biſt ſchöner wie viel andere Blumen in der Welt! und außerdem gehörſt du auch gar nicht hierher, unter die erbärmlichen Primeln und Levkoien. Da drüben, da drüben! da gehörſt du hin, da iſt der rechte Platz für dich!"

„Aber das Anne-Mariechen!" rief der Roſenſtrauch und ſchüttelte bedenklich ſeine Zweige. „Das pflegt mich und ich habe es ſo lieb!"

„Ach was! Anne-Mariechen hin, Anne-Mariechen her! Da drüben iſt ein gelehrter Kunſtgärtner und ſechs Gehülfen, die werden dich ganz anders warten und hüten, und die ſchönen Fräulein, die wirſt du erſt recht lieb gewinnen, wenn du ihre ſeidenen Kleider und ihre feinen Geſichter ſiehſt. Die werden auch nicht immer deine Knoſpen brechen und dich mit Riechen incomodiren wie das einfältige Anne-Mariechen, in ihrem Leinenröckchen, mit den braunen Fingern und dem Stumpfnäschen, — die ſehen dich nur an und machen Gedichte an dich und ſingen dir Lieder vor, wie kein Vogel und keine Biene und kein Bauernkind es vermag."

„Nein, das muß prächtig ſein!" rief der Roſenſtrauch, „da muß ich hin, mag's werden wie es will!"

„So recht!“ rief der Vogel, „also auf baldiges Wiedersehn!“ und damit flog er fort.

Aber dem Rosenstrauch war es als hörte er immer noch den Wundersang, Tag und Nacht, und er sehnte sich fort, fort von hier in den schönen Garten. Und er klagte den Blumen umher sein Leid, doch sie Alle, groß und klein, flüsterten: „Gar schön ist's hier, beim lieben Anne-Mariechen.“ Und er fragte die Bienen, die summten und brummten: „Nein, nein! bleib' hier, beim Anne-Mariechen!“ und den Vögeln im Fliederbusch klagte er auch und sie sangen lustig und laut: „Wie schön ist's hier! bleib' hier, bleib' hier!“

Doch der Rosenstrauch war gar thöricht, er hörte nicht auf den Rath seiner Freunde, die es so gut mit ihm meinten, er sah gar nicht mehr wie schön Alles um ihn her war, merkte kaum auf Anne-Mariechens zärtliche Pflege; alle seine Gedanken und Wünsche flogen zum schönen Garten hinüber. Und er bat den Bach: „O nimm mich mit und bring' mich zum Königsgarten.“ Aber die Wellen rauschten: „Nein, nein! das kann nicht sein! bleib' hier, bleib' hier, beim Anne-Mariechen!“

Und der Vogel kam wieder und wieder und sang die lockende Weise und der Rosenstrauch ward immer traurigter und bat wieder und wieder den Bach: „O nimm mich mit, nimm mich mit!“ — —

Es war Sommer und heiße Tage kamen, die Sonne brannte und Alles schmachtete nach Frische und Kühlung. Der Rosenstock konnte wohl zufrieden sein, denn reichlich waren seine Wurzeln mit Wasser getränkt vom kleinen Anne-Mariechen, die es mühsam geschöpft, denn der Bach war fast vertrocknet bei der großen Hitze; aber dennoch ließ der Rosenstrauch die Blätter und Knospen hängen und war gar traurig und Anne-Mariechen ward es mit ihm. Sie konnte nicht begreifen, warum er nicht lustig fortgrünte und blühte, that sie ihm doch alles Liebe und Gute. Noch vor Schlafengehen brachte sie ihm wieder Wasser und sah ihn lange freundlich und nachdenklich an.

Und in der Nacht zog ein entsetzliches Wetter herauf! Der Sturm sauste durch die Luft, Blitze fuhren durch die Dunkelheit, der Donner krachte unaufhörlich und dann rauschte mächtiger Regen nieder. Der Bach schwoll an und seine Wellen jagten eilig am Rosenstrauch vorüber, da rief der: „Jetzt nimm mich mit, nimm mich mit! bring' mich zum Königsgarten!“ — In demselben Augenblick ging die Thüre des kleinen Hauses auf und Anne-Mariechen erschien in derselben. Sie wollte sehen ob das Unwetter ihrem lieben Rosenstrauch nicht zu weh thäte. Ein heller Blitzstrahl zeigte ihre kleine Gestalt im leichten Röckchen, ihr angstvolles Gesichtchen — aber Sturm und Regen tobten gar zu arg und jagten sie zurück in's Haus. Und die Wellen riefen: „Bleib' hier, bleib'

hier beim Anne-Mariechen!'" Aber der Rosenstrauch bat und flehte, immer mehr und mehr und immer heftiger und dringender und da ward der Bach zornig: „Jetzt hab ich's satt," rief er, „so komm' denn mit, du Thor, wenn du durchaus es willst." Und er riß den Strauch mit allen Wurzeln aus dem Boden; heftiger Schmerz durchzuckte seine Zweige, Blätter, Blüthen und Knospen und er ächzte tief auf — der Bach aber riß ihn mit fort, weit weit fort, in die ferne Welt hinaus!

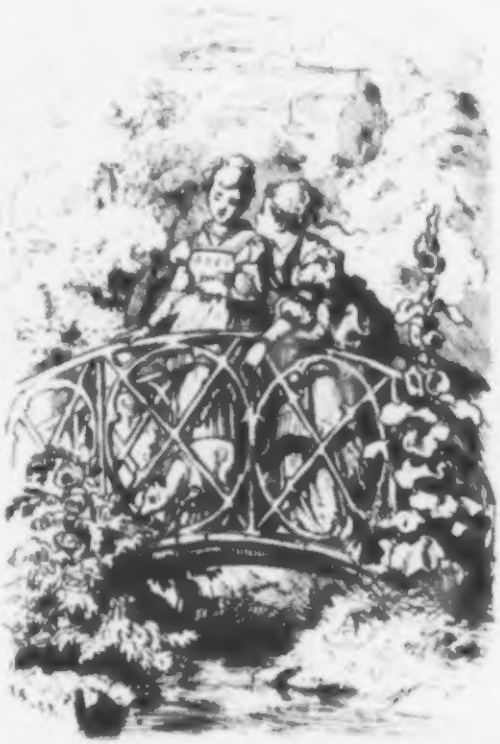
Das Gewitter war vorüber, die Nacht tief dunkel und auf den schäumenden Wellen fuhr der Rosenstrauch weiter und weiter. Es ward ihm Angst und Bange und er rief den Wellen zu: „Nicht so schnell" — und dann in steigender Furcht: „O bringt mich heim zum Anne-Mariechen!'" Aber der Bach rauschte: „Du hast's gewollt!'" und rauschte weiter, immer weiter.

Da endlich kam der Morgen! Der Lauf des Baches ward allmählig langsamer und plötzlich fühlte der Rosenstock einen Halt am Ufer; er lag am Fuß einer kleinen Brücke. Leicht schwang sich ein feiner Bogen mit zierlichem Geländer über den Bach, ganz anders als der kleine Steg an Anne-Mariechens Häuschen. Die Sonne ging auf in stiller Pracht und der Rosenstock schaute erstaunt um sich, — welch' glitzernde, strahlende Herrlichkeit umgab ihn. Ja! das war der Königsgarten, von dem ihm der Vogel erzählt. In der Ferne sah er das prächtige Schloß, ringsum den herrlichen Garten mit seinen Blumen, Springbrunnen und Wundervögeln und auf allen Bäumen, Sträuchern, Blumen glänzten Tausende von Diamanten, die Regentropfen der Nacht, im Sonnenschein. Der Rosenstock war voll Freude und Bewunderung; bald aber überkam ihn ein Gefühl der Trauer und des Jagens. O, wie einsam, wie verlassen lag er hier. Er sah flinke Gärtnerburschen in zierlicher Kleidung, die hier eine vom Sturm gebeugte Blume aufbanden, dort abgebrochene Zweige sammelten, aber Niemand kümmerte sich um ihn — fern war das Kind, das ihn so treu gepflegt, so sehr geliebt! — und wie klein, wie unbedeutend fühlte er sich in der ihn umgebenden Pracht! —

So verging Stunde auf Stunde; immer trauriger ward der arme Rosenstrauch. Sollte er hier im Anschaun der ersehnten Herrlichkeit verschmachten? O wenn der Bach ihn wieder mitnähme und brächte ihn zum Anne-Mariechen. Aber der Bach hörte nicht auf sein Seufzen; er that als kenne er ihn nicht mehr und lief eilig vorüber.

Da plötzlich sah der Rosenstock zwei schlanke Mädchengestalten, vom Schloß her, kommen. Ein kleines Windspiel lief vor ihnen her, umkreiste sie spielend in zierlichen Sprüngen und kehrte dann wieder liebkosend zur schönen Herrin zurück. Ja! das waren die Königsfräulein, mit den seidenen Kleidern und den

ſeinen Geſichtern, von denen der Vogel erzählt hatte, glitzerten doch auch ihre langen Locken im Sonnenſchein wie lauteres Gold. „Sie werden mich finden, mich aufnehmen und pflegen," ſo hoffte er. Das Hündchen kam heran, beſchaute und beroch den Gaſt aufmerkſam und ſchoß wieder weiter, doch auch die ſchönen Fräulein kamen näher und näher. Jetzt betraten ſie die Brücke und ſchauten ringsum, als ſie eben ſtanden. Da rief die Größere: „O ſieh, der ſchöne Roſenſteck! Wo mag er herkommen? Ich will's dem Gärtner ſagen, der ſoll ihn einpflanzen" — und ſie gingen vorüber! Wie wäre das Anne-Mariechen zu ſeiner Hülfe herbeigeſprungen, hätt's nicht geachtet, wenn die Dornen ihre Fingerchen geſtochen, ihr Kleidchen zerriſſen. Der arme Roſenſtrauch war gar traurig!



Bald kam nun ein munterer Gärtnerburſch und nahm ihn mit zu ſeinem Herrn, dem Obergärtner, und der ſagte: „Es iſt ein guter Roſenſtrauch; wir können ihn gebrauchen. Pflanze ihn ein, hier nahe beim Springbrunnen. Aber der Roſenſtrauch muß anders werden. Ich will ihn beſchneiden und er ſoll künftig nicht nur hellrothe, ſondern auch weiße, gelbe und dunkelrothe Blüthen tragen."

Und ſo geſchah es. Die Zweige wurden geſtutzt, andere Triebe künſtlich eingeſetzt. Mit neuen Augen ſchaute nun der Roſenſtrauch um ſich, aber fröhlich konnte er nimmer werden. Wohl war es ſchön um ihn her — aber die Lieder die der Springbrunnen neben ihm ſang, waren immer die gleichen, einförmig und langweilig; die fremden Blumen umher erzählten einander von ihrer fernen Heimath gar ſeltſame Geſchichten. Der Roſenſteck aber wollte nichts lieber hören als vom Anne-Mariechen im ſtillen Waldthal und davon wußten ſie nichts, und wenn er ihnen von dort erzählte, ſo hörten ſie kaum zu. Und die andern Roſen, ſeine ſchönen Schweſtern, die im Garten ſtanden, kümmerten ſich auch nicht um ihn. Und ſelbſt die bunten Vögel mit ihren Wunderliedern und ihrer

gelehrten Sprache machten ihm keine Freude. Er wurde achtsam gepflegt. Man ließ es ihm an nichts fehlen; auch die schönen Königsfräulein kamen öfter in den Garten, gingen an ihm vorüber, sahen auch wohl mit freundlich theilnehmenden Blicken auf ihn — aber sie liebten ihn nicht wie's Anne-Mariechen! An die dachte er Tag und Nacht. Er wußte es nur zu gut, das Kind auch sehnte sich nach ihm und trauerte wohl gar um ihn! Fast weinte er sich die Augen aus, ward welk und krank.

Und eines Morgens kam der Gärtnerbursch, riß den armen Rosenstrauch aus dem Boden und warf ihn zum Garten hinaus. Da lag er nun verschmachtend an der Mauer und seine dürren Zweiglein flüsterten noch traurig: O, Anne-Mariechen, wär' ich bei Dir geblieben!"

Das Bienenhaus.

Im Garten iſt es ſchwül und ſtill,
Die Sonne brennt, 's iſt Mittagszeit;
Kein Blättchen da ſich regen will,
Kein Menſch zu ſehen weit und breit.

Wo ſind ſie denn nur alle hin'
I nu, da hat es keine Noth.
Die Leute in den Häuſern d'rin
Sie ruhen aus beim Mittagbrod.

Und auch die Schwalbe unterm Dach,
Im Stall die Kuh, im Feld das Schaf,
Die Tauben auf dem Taubenſchlag,
Hält Alles ſeinen Mittagsſchlaf.

Wie ſtill ringsum' — Nein' Horch' doch hin'
Dort um den Gartenzaun herum
Beim Hopfen, wo die Malven blüh'n,
Was iſt das für ein leiſ' Geſumm'?

Ja ſo' da ſteht das Bienenhaus
Ei freilich, da geht's fleißig her' —
Ihr Bienlein, ruht ihr denn nicht aus?
Die Sonne ſticht doch gar zu ſehr!

Nu' nehmt mir's nur nicht gleich ſo krumm,
Ich fragte nur gelegentlich.
Macht doch nicht gleich ein ſolch' Gebrumm'!
Ich ſeh', ihr habt nicht Zeit für mich. — —

Und immerfort hinein, hinaus!
Die sammeln Blumenstaub sich ein,
Die andern machen Honig d'raus,
Die richten sich ihr Zellchen ein

So geht es bis zum Abendroth,
Sie wissen nichts von Mittagsruh'
Ihr fleiß'gen Thierchen, grüß' euch Gott,
Wie seh' ich euch so gerne zu!

Ja, thät' ein Jeder, wie ihr thut,
Was wär' das eine Freude doch!
Nu, macht nur euren Honig gut,
Es giebt auch fleiß'ge Kinder noch!

Der Schneemann.

Steh', Schneemann, steh'! —
Und bist du auch von Schnee,
So bist du doch ein ganzer Mann,
Hast Kopf und Leib und Arme d'ran,
Und hast ein Kleid so weiß und rein
Kein Seidenzeug kann weißer sein,
Du stehst so stolz und fest und breit
Als wär' es für die Ewigkeit —

Steh', Schneemann, steh'! —
Wenn ich dich recht beseh'
So fehlt dir nichts auf weiter Welt.
Du hungerst nicht, sorgst nicht um Geld,
Ich glaub', daß dich gar nichts rührt,
Und wenn es Stein und Beine friert;
Der Frost der And're klappern läßt,
Der macht dich erst recht hart und fest. —

Steh', Schneemann, steh'!
Die Sonne kommt, Juchhe!
Jetzt wirst du erst recht lustig sein! — —
Was ist denn das? Was fällt dir ein?
Du leckst und triefst ohn' Unterlaß
O Schneemann, Schneemann, was ist das?
Das schöne warme Sonnenlicht,
Der Menschen Lust, erträgst du nicht?

Weh', Schneemann, weh'!
Du bist doch nichts als Schnee!
Dein Kopf war dick, doch nichts darin,
Dein Leib war groß, kein Herz darin,
Und das, was And're fröhlich macht,
Hat dir, du Wicht, nur Leid gebracht
Ich glaub', ich glaub', manch' Menschenkind
Ist g'rade so, wie du gesinnt
Schnee, nichts als Schnee!

Reimsprüche.

Ein Jeder nehme wohl in Acht
Was Lust und Ehr' ihm hat gebracht,
Der Wirth seinen Krug,
Der Krämer sein Tuch,
Der Bauer seinen Pflug,
Das Kind sein Buch.

Ist der Bauch dir gar zu voll
Geht dir nichts, wie's gehen soll

Hast was Schlechtes du gethan
Und es will dich reuen,
Fange schnell was Gutes an
Und du wirst dich freuen.

Das Geburtstagsgeſchenk.

Eine Erzählung

1.

Der junge Baron Reinhold, ein reicher Gutsbeſitzer, war eines Tages auf ſeinem leichten Wägelchen allein ſpazieren gefahren. Er hatte ſich unterwegs etwas verſpätet, daher trieb er jetzt ſeinen feurigen engliſchen Rappen um ſo eiliger an, damit er bei Zeiten zu Hauſe ſein könne. Er wollte heute Abend in Haus und Garten manche Anordnung treffen, denn den morgenden Tag, ſeinen Geburtstag, gedachte er durch allerlei Luſtbarkeiten zu feiern.

Wie er nun in einen ſteinigen Hohlweg kommt, wo es ſo ſchmal iſt, daß nur eben ein Wagen fahren kann, ſieht er, wie vor ihm der alte Hildebrand, ein Bauer aus ſeinem Dorfe, fährt, auf deſſen Wagen ſtehen einige Körbe, die oben mit Stroh und Leinwand bedeckt ſind. Der Bauer fährt aber langſam wie eine Schnecke. „Vorwärts! Vorwärts!“ ruft Reinhold dem Manne zu. „„Es geht nicht, Herr Baron!““ ruft dieſer zurück. „„Beim beſten Willen,

es ist unmöglich!“ Der Baron wird verdrießlich, der Bauer spricht zu seiner Entschuldigung Manches, was Reinhold vor dem Gerassel auf den Steinen nicht versteht, und da jener noch immer in demselben Schneckengange fort fährt, ruft er: „Jetzt hab' ich Euren Eigensinn satt; entweder vorwärts oder ich mache Ernst mit Euch!“

Noch einmal vertheidigt sich der Bauer mit aller Würde und Ruhe. Er sagt, es wären da Dinge in den Körben, die er auf dem steinigen Wege nicht zu Schanden fahren dürfte. „„Haben sie doch nur etwas Geduld, Herr Baron!““ ruft er, „„der Weg wird bald wieder breiter, da können Sie mit Gemächlichkeit an mir vorbeifahren.““ Aber der ungestüme Reinhold achtet nicht darauf was jener sagt; er schimpft, er flucht und droht endlich, wenn Hildebrand seine Pferde nicht auf der Stelle rascher antreibe, so werde er ihm mit der Deichsel seines Wagens in die Körbe hineinfahren. Das wird dem Bauer denn doch etwas zu arg. Sein Gesicht verfinstert sich und mit nachdrücklichem Ton spricht er: „„Herr Baron, um Ihrer selbst willen bitte ich Sie inständigst, lassen Sie das bleiben. Ich sag' ihnen, sie würden es bereuen!““

„Was?“ ruft Reinhold im vollen Jähzorn, „auch drohen wollt Ihr mir noch obendrein? Ihr sollt erfahren, daß ich gewohnt bin mein Wort zu halten!“ Und ohne weiter zu überlegen was er thut, treibt er seinen Rappen mit einem tüchtigen Hiebe an. Richtig fährt er mit der Deichsel gegen die Körbe, die nun einer gegen den andern stoßen. Klirr — rr! bricht und knackt es in den Körben zusammen.

Erschrocken über die eigene That reißt Reinhold jetzt schnell sein Pferd zurück. Aber das feurige junge Thier nimmt das übel, springt rechts und links, schlägt nach allen Seiten um sich und bäumt sich hoch in die Luft.

Unterdessen hatte der Bauer durch alles das, was bisher geschehen war, sich nicht aus der Fassung bringen lassen. Ohne sich auch nur umzusehen nach dem Klirren der Körbe war er ruhig weiter gefahren und selbst seine Tabakspfeife, die er im Munde hielt, war ihm noch nicht einmal ausgegangen. Jetzt aber sieht er plötzlich, daß der Baron durch das wüthende Pferd in offenbarer Lebensgefahr ist. Ohne sich lange zu besinnen, springt er von seinem Wagen, eilt dem, der ihn noch eben so arg beleidigt hat, zu Hülfe und bringt bald durch seine kluge und ruhige Behandlung das wild schnaubende Thier wieder in Ordnung. Darauf geht er gelassen zu seinem Wagen zurück. Ehe Reinhold, der, seines immer noch sehr unruhigen Pferdes wegen, jetzt langsam fahren muß, ihn erreichen kann, ist der alte Bauer bereits in eine Seitenstraße eingelenkt, die auf einem Nebenwege zum Gute hinführt.

Jetzt erst erkannte der junge übermüthige Mann sein Unrecht. Am liebsten

wäre er gleich seinem Retter nachgefahren und hätte ihm den Schaden, den er ihm an seinen Körben zugefügt, bezahlt; aber leider mußte er des Pferdes wegen sich beeilen, daß er sobald wie möglich nach Hause kam, denn das Thier war bei seinen Sprüngen am Bein verletzt worden.

Schon am Anfange der alten Kastanienallee, die zum Schloß führte, empfing den Heimkehrenden seine junge Frau mit freundlicher herzlicher Bewillkommnung. Reinhold wagte es nicht, ihr frei in die Augen zu sehen. Sein Unrecht gegen den alten Hildebrand drückte ihn wie ein Stein auf dem Herzen. Von dem ganzen Vorfall sagte er seiner Frau nichts. Sonst hatte es ihm immer so viel Freude gemacht, ihr Alles, auch das geringste, was ihm auf seinen Spazierfahrten begegnete, mitzutheilen.

Das Erste, was Reinhold that, als er sich auf seinen Zimmern allein befand, war, daß er an den alten Hildebrand einen Brief schrieb. Am Schlusse des Schreibens bat er, der Alte möge ihm doch sagen lassen, was er in den Körben gehabt habe, er wolle ihm den Schaden wieder ersetzen. Diesen Brief schickte er sogleich an Hildebrand ab. Der aber ließ ihm ganz kurz als Antwort sagen: „Das werde sich Alles schon finden." Mehr wußte der einfache schlichte Mann in diesem Augenblick nicht zu sagen. Der Gutsherr hatte ihn mit seinen rohen Schimpfreden doch zu tief gekränkt. — —

II.

Der Geburtstag Reinholds war angebrochen. Schon am frühen Morgen sah es auf dem Schlosse gar festlich aus. Die junge Baronin pflegte an solchen Tagen sämmtliche Festgeschenke im Frühstückzimmer zierlich unter schönen Blumen aufzubauen. Auch heute that sie das und als Alles in der besten Ordnung dastand, führte sie ihren Mann, nachdem sie ihm von Herzen Glück gewünscht, vor den reichbesetzten Tisch.

Sie hatte ihm diesmal eine ganz besondere Freude zugedacht. Schon lange hatte Reinhold sich ein hübsches neumodisches Eßgeschirr von Porzellan gewünscht. Das hatte die Frau heimlich in der Stadt eingekauft und es gestern durch den alten Hildebrand herausbringen lassen. Erst vor einigen Minuten hatte der Bauer die Körbe durch seinen Knecht hergeschickt. Ohne sie vorher viel anzusehen, hatte die Baronin sie, wie sie da waren, auf den Tisch gesetzt. Die Ueberraschung sollte auf diese Art um so größer sein; gerade das Auspacken solcher Geschenke machte ihrem Mann immer so viel Vergnügen.

„Hier, lieber Reinhold," sprach sie mit leuchtenden Augen zu ihm, „ist mein Hauptgeschenk. Ehe du aber die Körbe öffnest, rath' einmal, was darin ist!"

Reinhold rieth hin und her, aber er traf es nicht. „Da wollen wir denn doch lieber gleich die wunderbaren Schätze an's Tageslicht bringen!“ rief er. Mit freudiger Erwartung hob er den ersten der Körbe vom Tisch auf die Erde herunter und fing an, den Bindfaden, der über den Inhalt geschnürt war, herunter zu schneiden. Wie er dabei den Korb näher betrachtet, da fällt ihm ein, er habe doch ganz kürzlich irgendwo ähnliche Körbe gesehen. Nachdenklich hält er in seiner eifrigen Arbeit inne. Plötzlich aber wird sein Blick ernst, seine Stirn zieht sich in Falten zusammen; er hat sich erinnert, daß dies dieselben Körbe sind, die er gestern auf Hildebrands Wagen mit kindischem Aerger so übel behandelt hat. — Seine Frau merkt die Veränderung seines Ausdrucks. „Ist dir etwas, lieber Mann?“ fragt sie und sieht ihn besorgt an. —

Nach einigem Zögern rief der Baron: „Nichts, nichts!“ Dann öffnete er den Korb und wickelte mit sichtbarer Unruhe die einzelnen Tücher und Papiere von den Packeten, die in dem Korbe sorgfältig nebeneinander lagen, auf. Aber gleich in dem ersten Packet, welch' ein trauriger Anblick! Da lagen die bunten

Scherben einer kostbaren Porzellanterrine wirr durch einander, und bald sah er zu seinem Schrecken, daß das ganze Service wohl in ähnlichem Zustande in dem Korbe liege.

„Aber mein Himmel!“ rief die junge Frau, „wie ist denn das nur geschehen! Du kann doch niemand anders d'ran Schuld sein, als der alte Hildebrand, der mir gestern die Körbe aus der Stadt gebracht hat!“ Aber Reinhold sah ihr ernst in's Auge und sprach: „Liebe Hedwig, der alte Mann ist unschuldig daran. Der jähzornige übermüthige Mensch, der uns beiden diese Freude, der mir diesen schönen Tag durch seine unverzeihliche Uebereilung verbittert hat, das bin ich selbst.“ Und nun erzählte er der Frau sein ganzes Unrecht von gestern und verschwieg auch nicht das Allergeringste dabei. Zuletzt sprach er: „Liebe

Frau, du haſt mir ein ſo ſchönes Geſchenk machen wollen, und ich hab' dir die Freude verdorben. Jetzt will ich dir ein Geſchenk machen, das nicht ſo leicht zerbrechen ſoll, wie dieſes da. Hier! Nimm mein feſtes Verſprechen, daß ich nie wieder einem ſo ſträflichen Uebermuth mich überlaſſen will." Gern verzieh ihm die freundliche Frau, denn Reinhold war ſonſt brav und gut. Nur wenn die Hitze ihn hinriß, vergaß er ſich in Ausbrüchen einer ſo übermüthigen Rohheit.

Aber die Verzeihung ſeines Weibes genügte Reinhold noch nicht. Er hatte ja noch bei einem Andern ſein Unrecht gut zu machen. Ohne länger zu zögern, griff er zu Stock und Hut und eilte ſelbſt zum alten Hildebrand hin. Er traf ihn nicht zu Hauſe. Der Alte war in's Feld hinausgefahren. Wohl eine halbe Stunde mußte Reinhold durch die Aecker laufen, eh' er ihn fand. Endlich erblickte er ihn, wie er eben ſein kleines Feld umpflügte. Schon von weitem ſchwenkte der Baron ihm den Hut entgegen. „Alter, lieber Hildebrand!" rief er, „ich dank' Euch für das Geburtstagsgeſchenk, das Ihr mir in's Haus geſchickt habt." Der Bauer, der ſeinen Gutsherrn ſonſt wohl kannte und ihn bisher trotz ſeiner Fehler immer lieb gehabt hatte, glaubte jetzt doch, Reinhold ſpräche ſo im bitteren Spott über das zerbrochene Geſchenk; denn daß die Baronin das Service zu dieſem Zwecke gekauft hatte, wußte der Mann. Er nahm kurz und ſchlicht ſeine Mütze ab und wollte ſich eben rechtfertigen, als Reinhold auch ſchon bei ihm war.

Mit Innigkeit ergriff dieser die Hand des Alten und schüttelte sie. „Ja," sprach er, „aus vollem Herzen dank' ich Euch! Durch Eure Ruhe und Würde, die Ihr gestern mir gegenüber gezeigt habt, und die mir erst jetzt recht in ihrem ganzen Werth erscheint, habt Ihr mir die Erkenntniß eines meiner schlimmsten Fehler geschenkt, und das ist das Beste, was ein Mensch dem andern geben kann! Vergeßt mir, was ich gestern im rohen Uebermuth an Euch gesündigt! Heute ist mein Geburtstag und da will ich keinen Menschen zum Feinde haben, am allerwenigsten einen solchen Ehrenmann wie Ihr seid, der mir treu in der Gefahr beigestanden hat!"

Das Gesicht des Bauern wurde ganz verklärt vor Vergnügen über die Worte des junges Mannes. „Herr Baron!" rief er, „ich habe es ja immer gewußt, Ihr Blut ist heiß, aber Ihr Herz ist gut. Gleich gestern hab' ich es mir denken können, Sie würden Ihr Unrecht nicht auf sich sitzen lassen. So ist es denn auch eingetroffen. Und jetzt denken Sie nicht weiter daran. Ich habe nichts weiter gethan, als was jeder rechtliche Mann gegen seinen Mitmenschen thun muß. Ich habe Geduld mit Ihnen gehabt und dafür verdiene ich weiter keinen Dank."

Hildebrand mußte nun dem Baron versprechen, daß er im häuslichen Kreise heute bei ihm zu Mittag essen wolle. Der gute Alte ging mit Freuden darauf ein. — Er erschien pünktlich zur festgesetzten Stunde im Schloß.

Als sich die Familie des Barons mit ihrem Gast eben zu Tische gesetzt hatte und Reinhold gerade mit seiner Mutter und Frau sich sehr eifrig unterhielt, holte Hildebrand unter seinem weiten Rocke heimlich ein Päckchen hervor, nahm den Inhalt heraus, setzte ihn vor Reinholds Teller hin und deckte dessen Serviette darüber. Bald bemerkte dieser den geheimnißvoll verhüllten Gegenstand. „Was ist denn da wieder angekommen?" sprach der Ueberraschte und hob die Serviette ab. Da fand er darunter einen gar hübschen alten Weinkrug; auf dem stand geschrieben:

Ist auch der Krug nicht wie er soll,
Sei er doch guten Weines voll
Ist gut das Herz, der Wille fest,
Viel Schlechtes gut sich machen läßt.

„Wer in aller Welt hat mir nur den ehrwürdigen Humpen da hergestellt?" fragte Reinhold, „das ist ein köstlich Ding für meine Sammlung!" Aber der alte Hildebrand faßte Reinholds Hände und sprach: „Lieber Herr Baron! Mein Wagen war es, auf dem gestern Ihr schönes Porzellangeräth zu Schaden gekommen ist, dafür wollte ich Ihnen wenigstens aus meinem Hause ein

Geburtstagsgeſchenk mitbringen. Der Krug da iſt ein altes Erbſtück in meiner Familie, ich habe aber zwei derſelben Art, daher bitt' ich, behalten Sie dieſen zum Andenken von mir. Ich weiß, Sie haben es ſonſt immer gut mit mir gemeint, und wiſſen ſolch' altes Stück werth zu halten, wie ſolches es verdient."

Hocherfreut und mit herzlichem Dank nahm Reinhold das Geſchenk aus den Händen des braven Mannes an. So ſchlicht der Krug war, für den Baron und ſeine Frau bekam er einen Werth, wie kein anderes Stück in ihrer Wirthſchaft, ja, einen viel größeren Werth, als das Porzellanſervice jemals für ſie hätte haben können. Der Geber des Kruges war ja der Lebensretter Reinholds. Dieſer ließ den Krug ſogleich mit dem beſten Rheinwein ſeines Kellers bis an den Rand füllen und die erſte Geſundheit, die er daraus trank, war die des alten Hildebrand. Jubelnd ſtimmten Frau, Mutter und Schweſter des jungen Mannes in die Geſundheit mit ein.

Daß nun der übrige Tag in voller Luſt gefeiert wurde, daß der alte Hildebrand auch am Abend an dem glänzenden Feſte mit Theil nehmen mußte, könnt Ihr Euch denken.

Das Verſprechen, das Reinhold ſeiner Frau gegeben, hielt feſt und ſtark wie kein Porzellan der Welt, aber auch der Krug iſt noch ganz und unbeſchädigt, und erfreut noch immer manches Herz durch den köſtlichen Rebenſaft, den ſein Beſitzer in ihn hineingießt und durch den ehrlichen ſchlichten Spruch, den der Töpfer, welcher den Krug vor hundert Jahren machte, darauf geſchrieben hat.

Was hilft's?

Wenn's Glück ihm günſtig iſt,
Was hilft's dem Michel?
Steckt er im Weizenfeld,
Fehlt ihm die Sichel.

Wenn's Glück ihm günſtig iſt,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn, regnet's Hirſebrei
Fehlt ihm der Löffel.

Aus dem grünen Walde.

1.

Die Sonne ſcheint ſo luſtig drauß';
Es ging ein Kind durch den Wald zu Haus:
Trali trala!
Wie ſang es da!
Trali trala,
Wie klang es da
Es hell in dem grünen Walde!

2.

Und wie es ſo ging durch Buſch und Gras,
Da riefen die Vögel ohn' Unterlaß
Trala trali,
Bleib hie! Bleib hie!
Trali trala
Wie ſchön iſt's da
Bei uns in dem grünen Walde!

3.

Und als es kam an den blauen Bach,
Da liefen und riefen die Wellen ihm nach:
Trala trali!
Bleib hie! Bleib hie!
Trali trala!
Wie ſchön iſt's da
Bei uns in dem grünen Walde!

4.

Und als es da ſprach: „das kann nicht ſein,
Ich muß zurück zu dem Mütterlein" —
Trala trali
Wie flogen ſie!
Trali trala
Wie liefen ſie da
Ihm nach aus dem grünen Walde!

5.

Und andern Tags, als aus dem Haus
Das Kind nun ſchaut zum Fenſter hinaus:
Trali trala
Die Vögel ſind da!
Trala trali
Und die Wellen, ſieh',
Die bringen ihm Grüß' aus dem Walde!

Kämmerchen zu vermiethen.

1.

Wer ſchleppt ſich da ſo ſchwer heran?
Sieh' da, Herr Schneck! Nun ſchau mal an,
Dein ganzes Haus mit Küch' und Keller,
Mit Speiſekammer, Stub' und Söller
Das trägſt du *huckepack* umher.
Als ob es in der Ordnung wär'.

2.

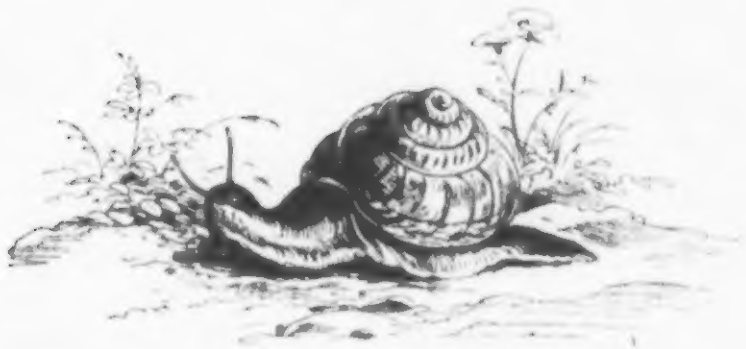
Haſt Kämmerchen wohl zu vermiethen,
Die willſt den Leuten feil du bieten?
Laß ſeh'n! — dein Haus das iſt nicht ſchlecht,
Iſt auch bemalt ganz regelrecht,
Auch ſcheint ein Wendeltreppchen d'rin,
Das führt wohl auf den Boden hin?

3.

Doch Eins iſt mir bedenklich nur:
Ich ſeh' von Fenſtern keine Spur.
Da muß es doch recht dunkel ſein
So ohne allen Sonnenſchein.
Und Mond und Stern' und Himmelslicht
Die ſieht man d'rin gewißlich nicht.

4.

Auch ſcheint dein Haus mir doch zu klein,
Ich könnte kaum zur Thür hinein.
Nu, laß 'mal ſeh'n! Du närriſcher Schneck,
So geh' doch von der Thüre weg!
Wer miethet eine Kammer wohl,
Wenn er ſie nicht beſehen ſoll?



5.

Ei, ſchaut einmal, das putz'ge Ding!
Kriecht ſelber in ſein Häuschen flink,
Stellt in die Thür' ſich breit hinein,
Wie ſoll da noch ein Menſch hinein?
Ich merk', du biſt ein grober Wicht,
Nein, guter Schneck, ſo geht das nicht!

6.

Nimm wieder huckepack dein Haus
Und biet es nur wo anders aus.
Du meinſt, ich wär' ein dummes Kind
Und würde miethen ganz geſchwind,
Ohn' erſt mich drinnen umzuſehn?
Nein, guter Schneck, ich danke ſchön!

Der tapfere Reiter.

1.

Hänschen will reiten,
Setzt ſich zu Roſſe hin
Röſslein das ſtehet noch;
Hänschen ruft: „Sehet doch,
Was ich ein Reiter bin!“

2.

Jetzt fängt das Röſslein
Ruhig zu gehen an
Hänschen, du tapf'rer Mann,
Hältſt dich am Sattel d'ran!
Schäm' dich, Herr Reitersmann!

3.

Jetzt fängt das Röſslein
Luſtig zu traben an.
Hänschen, was wankſt du doch?
Hänschen, was ſchwankſt du doch?
Fängſt ja zu ſchreien an!

4.

D'rauf im Galopp gar
Was fängt mein Hänschen an?
Hopp, fliegt die Mütz' ihm fort,
Hopp, liegt mein Hänschen dort,
Das iſt ein Reitersmann!

Der Eine kommt, der And're geht.

Die Mutter ruft den Kindern zu:
„Kommt! Es iſt Zeit zu Bett zu geh'n!"
Der Mond der ruft den Sternen zu:
„Kommt! Es iſt Zeit nun aufzuſteh'n!"

Der Herbſt, er ruft den Blumen zu:
„Schon gut! Nun hört mit Blühen auf!"
Der Winter ruft den Winden zu:
„Wacht auf! und jagt den Schnee herauf!"

Der Eine kommt, der Andre geht
Und ziehet ohne Murren fort.
Die Nacht verſinkt, der Tag erſteht,
So geht es fort und immer fort.

D'rum Kindlein, kommt die Nacht herauf
So murre nicht und geh' zur Ruh'!
Dann wacht ſogleich Dein Englein auf
Und deckt Dich mit den Flügeln zu.

Kommt morgen dann der Tag heran
Und reibſt Du Dir die Aeuglein wach,
So rufet ſtatt des Engels dann
Dein Mütterlein Dir guten Tag!

Der Mutter vorzuſingen.

Ach, wär' ich ein Vöglein,
Ich wüßt', was ich thät';
Ich lernte mir Lieder
Von Morgens bis ſpät.
Dann ſetzt ich mich dort
Wo lieb Mütterlein wär',
Und ſäng' ihr die Lieder
Der Reihe nach her.

Und wär' ich ein Schneider,
Ich wüßt' was ich ſollt',
Ich macht' ein Paar Kleider
Von Seiden und Gold.
Das eine wär' groß
Und das and're wär' klein,
Der Mutter das große,
Das kleine wär' mein'

Und wär' ich ein Fiſchlein,
Ich wüßt', was da wär',
Ich tauchte zum Grunde
Tief unten in's Meer,
Holt' Bernſtein und Muſcheln, —
Ihr glaubt, nur für mich?
Der Mutter den Bernſtein,
Die Muſcheln für mich.

Und wär' ich ein Schuſter,
Ich hätt' keine Ruh',
Ich machte für mich
Und für's Mütterlein Schuh',
Die wären zum Tanz,
Nicht zu kurz, nicht zu lang,
Dann tanzten wir Beid'
Nach der Vöglein Geſang.

Und wär' ich ein Schäflein,
Da hab' ich im Sinn:
Ich gäb' alle Wolle
Dem Mütterlein hin,
Die spinnt dann die Wolle
Und strickt sicherlich
Zwei Dutzend Paar Strümpfe
Für sich und für mich.

Und wär' ich der Winter,
Es sollt' dich nicht reu'n,
Das Eis und der Schnee
Müßten Zucker dann sein,
Und die Erde der Kuchen,
Den brockten wir fein,
Meine Mutter und ich,
In den Kaffee hinein.

Doch Mancherlei möcht' ich
Denn doch wohl nicht sein:
Nicht Äpfel, noch Kirschen,
Nicht Wasser, noch Wein;
Denn äßest du mich,
Oder tränkst du mich aus,
Dann hätt' meine Mutter
Kein Kind mehr im Haus'.

Es ruft der Hahn: „Wacht auf, wacht auf!
„Bald geht die liebe Sonne auf;
„Und trifft ein Kind sie schlafend an,
„Da hat sie keine Freude d'ran.
„Doch sprang ein Kind schon aus dem Bett,
„Hat sich gewaschen flink und nett,
„Das liebt sie recht aus Herzensgrund,
„Und macht es kräftig und gesund,
„Und giebt ihm Vieles, was ihm frommt. —
„Wacht auf, wacht auf! Die Sonne kommt!"

Die drei Schwestern.

Ein Märchen.

Ein reicher Landmann war gestorben und hatte seinen drei Töchtern Salome, Cordula und Ursula ein hübsches Vermögen, einen schönen Bauernhof und viele Hufen wohlbestelltes Getreideland hinterlassen. Leider waren die drei Schwestern grade das Gegentheil von ihrem braven Vater. Der Mann hatte stets ein offenes fröhliches Gemüth gehabt und war allzeit ein Freund und Wohlthäter der Armen gewesen; seine Töchter dagegen waren engherzige, habsüchtige und neidische Geschöpfe, die ihren Mitmenschen weder Freude, noch Wohlstand, noch guten Namen gönnten; aber auch ihrem eigenen Leibe entzogen sie aus schmutzigem Geiz jeden heitern unschuldigen Genuß und bereiteten sich das kümmerlichste Leben.

Von der ganzen Erbschaft, die der Vater ihnen hinterlassen hatte, behielten die Töchter nur Silber und baares Geld, um es in ihrem Kasten zu verschließen. Dagegen verkauften sie Haus und Hof und Land und Heerden, legten das dafür gelöste Geld zu ihren andern Schätzen und wählten zu ihrem Aufenthalt einen kleinen engen Schaafstall im Felde den sie sich nothdürftig zur Wohnung einrichten ließen und zu dessen Wächter sie den alten Kettenhund ihres Vaters mitnahmen.

Schon an dem Anzuge der drei Jungfrauen konnte man ihre Sparsamkeit erkennen, denn ihre Kleider waren abgetragen und vielfach geflickt. Salome die älteste kleidete sich ganz schwarz, Cordula schwarz und grau und Ursula die jüngste, die noch bisweilen sich etwas mehr als die beiden Andern erlaubte, trug zu ihrem schwarzen Kleide doch wenigstens einen weißen Kragen und weiße Manschetten. Freilich war diese Wäsche nicht immer die sauberste zu nennen, denn gute Wäsche braucht Seife und Seife kostet Geld und das Geld sollte nun doch einmal, wo irgend nur möglich, gespart werden.

Fragte man die Schwestern, warum sie sich in so dunkle und trübselige Farben kleideten, so sagten sie, sie thäten es, weil sie es für sittsamer hielten, wenn Jungfrauen keine prunkenden und bunten Kleider trügen. Doch das war eitel Heuchelei, denn sie thaten es nur deshalb, weil schwarze Kleider gegen Sonne, Staub und Flecken länger vorhalten.

Wie es aber in Küche und Speisekammer der drei Jungfrauen bestellt war, wollen wir lieber gar nicht untersuchen. Beim Anblick ihres Mittagstisches würde wohl Manchem der Appetit für lange Zeit vergangen sein. Nur an einem einzigen Tag im Jahr thaten sie sich gegen ihre Gewohnheit etwas Absonderliches zu gute, nämlich am ersten Mai. An diesem Tage waren alle drei

Schweſtern, wenn auch in verſchiedenen Jahren, geboren. — Kaffee und Kuchen waren die Genüſſe, in denen ſie an dieſem Tage ſchwelgten und ſich für die Entbehrungen des ganzen Jahres entſchädigten. Nimmermehr hätten ſie ſich dieſe Leckereien erlaubt, wenn ſie dafür hätten Geld ausgeben müſſen; das hatten ſie aber nicht nöthig, ihr Onkel war nämlich ein reicher Gewürzkrämer in der Stadt, der pflegte ihnen aus alter Familien-Anhänglichkeit alles dazu Nöthige zu ihrem Geburtstage zu ſchenken.

Nun geſchah es, daß wieder einmal der erſte Mai erſchienen war. In dieſem Jahre fiel er gerade auf den Sonntag. Es war ein ſchöner, ſonniger Frühlingsmorgen. Aus der Kirche klang feierlich der Ton der Orgel und der Geſang der Dorfgemeinde durch die heitere Luft. Die drei Schweſtern waren nicht in der Kirche. Alle ihre Gedanken richteten ſich einzig und allein auf die Zubereitung ihres Feſtmahles. In dem kleinen Winkelkämmerchen, das zur Küche eingerichtet war, hatte jede von ihnen vollauf zu thun. Salome ſaß da und hielt ihre Kaffeemühle mit den Knieen feſt; das Raſſeln und Knarren der Mühle klang ihren Ohren viel erbaulicher, als der fromme Geſang der Gemeinde. Cordula ſtand am Feuerheerde und das Summen des kochenden Waſſers war ihr eine feſtlichere Muſik als der Klang der Kirchenorgel; Urſula bewegte ſchwatzend ihre Zunge eben ſo ſchnell, wie ihre Hand die Ruthe, mit der ſie den würzigen Kuchenteig einrührte und das Weiße vom Ei zu Schaum peitſchte. Das war die Sonntagspredigt, mit der ſie ihre Schweſtern erbaute.

Endlich brodelte der Kaffee am Feuer und die Kuchen kniſterten im Fett; ein Zeichen, daß die erſehnte Mittagſtunde gekommen war. Die Luft draußen war mild, warm und erquicklich. Die Schweſtern beſchloſſen, ihre Mahlzeit unter dem alten offenen Strohſchuppen, der ſich hinter ihrem Häuschen befand, einzunehmen. Man konnte dort über die ſumpfigen Wieſen nach dem Walde hinausſehen, ohne von andern Menſchen geſehen zu werden; denn die Wieſen waren von Gräben und Dornhecken umgeben und kein Fußweg führte darüber hin. Nichts in der Welt wäre den Jungfrauen entſetzlicher geweſen, als wenn ſie von den Bewohnern des Dorfes bei ihrer Geburtstagsfeier belauſcht worden wären. Die Leute hätten ſie ja für reiche Damen halten müſſen, wenn ſie ſolchen Aufwand erblickten!

Schnell wurde nun der Feſtraum in Ordnung gebracht. Salome bedeckte einen halbzerbrochenen Futterkaſten mit einer alten blauen Küchenſchürze, — das war die Feſtſerviette! — Cordula holte aus der Kammer die Sitze: einen Küchenſchemel, einen Lichtkaſten und einen uralten mächtigen Lehnſtuhl herbei. Letzterer hatte aber nur drei ganze Beine, von dieſen pflegte das Eine beim Tragen jedesmal ſammt ſeiner Querleiſte aus den Fugen zu gehen, die gute

Cordula mußte dann gewöhnlich erst die schadhaften Stellen mit Steinen zurecht klopfen und das fehlende Bein durch untergelegte Klötze ersetzen.

Nachdem so Alles geordnet, ward das Mahl aufgetragen. Nun begann die eigentliche Geburtstagsfeier. Diese bestand aus nichts Anderem, als daß die ausgehungerten Schwestern nach Herzenslust aßen, tranken und schwatzten, wobei sie keinen Augenblick Zeit behielten, in der grünen Frühlingslandschaft, die vor ihren Blicken da lag, sich umzusehen. Sie bemerkten es nicht, wie lustig die leichten hellen Wolken, gleich weißen Schäfchen am Himmel, in der warmen Sonne spielten, wie einige Aepfelbäume, nah' bei ihrem Schuppen, in voller rother Blüthe prangten, wie die Wiese voll bunter Blumen leuchtete, wie die Füllen auf der Weide sprangen und die Vögel in den Lüften sangen, wie die Bienen sogen und von Blume zu Blume die Käfer flogen. Sie schwatzten immer zu. Plötzlich ertönte in einiger Entfernung von ihnen, hinter einer hohen Dornhecke, ein starkes Husten.

Die Schwestern wandten die Köpfe nach der Richtung, wo das Geräusch sich hören ließ. Da sahen sie aus dem Dorngebüsch einen alten Bettler hervortreten. Nie, so lange sie hier wohnten, war durch jene Hecke ein Mensch durchgedrungen. Langsam setzte der Mann seine Krücken nach dem Strohschuppen, in dem die Jungfrauen saßen, in Bewegung.

Ueberrascht von einem so unerwarteten Besuche fuhren die Jungfrauen empört von ihren Sitzen auf. „Zugedeckt, ehe er unser Mittagsbrod sieht;" rief Salome der Schwester Cordula zu. Sogleich faßte diese die Zipfel der Schürze und schlug sie über Teller, Kannen und Tassen zusammen. Ursula sprang vor den Tisch hin und breitete ihr enges Kleid möglichst nach beiden Seiten aus, um den Tisch zu verdecken, damit der Mann auch nicht die geringste Ahnung davon haben solle, welchen unerhörten Aufwand sie hier trieben. Indeß war der Bettler herangekommen. Demüthig zog er die Pelzkappe von seinem ehrwürdigen schneeweißen Haupte und murmelte einige bittende Worte.

„Was hast du hier zu thun?" schrieen die Jungfrauen ihm entgegen.

„Nur einen Pfennig oder ein Paar Brosamen von Eurem Tische da!" sprach der Alte mit sanfter Stimme.

„Was Tisch!" eiferte Salome. „Unverschämter Herumtreiber! Auf dem Tisch ist nichts, gar nichts für dich!"

„Wir haben selbst nichts zu essen," schrie Cordula. „Auf der Stelle pack' dich fort!" —

So fuhren sie von allen Seiten den armen Greis an, als sich plötzlich ein leichter Windstoß erhob und die blaue Schürze auseinander wehte, so daß das Mahl in seiner vollen Lockung aufgedeckt ward.

Wie das der Bettler ſah, ſchlug er die Hände vor Erſtaunen zuſammen. „Ach, du lieber Himmel!“ rief er, „ſo koſtbare Gottes-Gaben! und das nennt Ihr nichts? Hätt' ich armer hungriger Mann nur den Abfall davon, wie ſollte mir das ſchmecken!“

Unterdeß hatten die Schweſtern heimlich die Köpfe zuſammengeſteckt. Sie beſprachen ſich leiſe, was wohl zu thun wäre, um den Mann los zu werden, ſtießen aber dabei immer von Zeit zu Zeit harte Worte gegen ihn aus, da er nicht von der Stelle gehen wollte.

„Bedenkt doch, liebe Frauen,“ rief der Greis, „bedenkt doch, daß heut' ein Sonntag iſt! Schauet hin, wie der liebe Gott rings umher die hungrigen Thierlein ernährt, wie er die Vögel mit Blättern ſpeiſet, die Bienen mit friſchem Blüthenſtaub erquickt und die Heerden mit jungem Graſe füttert. Bedenkt doch, liebe Damen ein Almoſen, das ihr einem armen ſchwachen Manne gebt, iſt auch ein Gottesdienſt! Steht ja doch in der Bibel geſchrieben: Wohlzuthun und mitzutheilen vergeſſet nicht, denn ſolche Opfer gefallen Gott wohl!“

Die Schweſtern flüſterten noch eine Zeit lang fort. Endlich ſprach Salome zu dem Mann: „Alter! du bat'ſt uns erſt um den Abfall von unſerem Mahle. Den wollen wir dir geben. Dann aber mach', daß du fortkommſt. — Urſula!“ rief ſie hierauf der Schweſter zu, „geh' doch hinein in die Küche und hole dem Mann das, was in dem grauen Topf auf dem Fenſterbrett ſteht!“

Urſula ging ins Haus und kam bald wieder zurück. Sie trug unter ihrer Schürze etwas verdeckt und rief dem Bettler entgegen: „Komm'! Alter! Halt deine Mütze auf!“

„Gott vergelt's Euch nach Eurem Willen und geb' Euch das hundertfach wieder, was Ihr mir heute gebt!“ ſprach der Bettler. Mit zitternder Hand hielt er ſeine Pelzkappe hin und Cordula ſchüttete aus dem Topf, den ſie verdeckt gehalten hatte, etwas in ſeine Mütze hinein.

Der Alte ſah eilig nach, was er da wohl bekommen habe. Er ſtutzte. Er mochte ſeinen Augen nicht trauen. Aber ſo viel er auch darin herumfühlte und wühlte, es war und blieb nichts anderes, als — — — leere Eierſchaalen.

„Das für mich?“ rief er und ſein mildes blaſſes Geſicht war plötzlich von Zorn durchglüht.

„Für wen denn ſonſt, du Schwachkopf!“ fuhr Urſula ihn an.

„Das für mich?“ rief der Alte mit noch ſtärkerer Stimme. Dabei warfen ſeine dunkeln Augen einen ſtechenden Blick auf die Weiber.

„Unverſchämter Herumtreiber!“ ſchrieen dieſe ihn an. „Wärſt du wirklich ſo hungrig, wie du ſagſt, ſo würdeſt du uns danken und die Schaalen dir zu Mehl zerreiben und dir damit den Hunger ſtillen. Du verdienſt keine Wohlthaten, du Taugenichts!“

„Das für mich?“ rief der Alte zum dritten Mal, aber jetzt mit einem so durchdringenden schneidenden Ton und von einem so stechenden Blick seiner Augen begleitet, daß die drei Schwestern vor Schrecken erbleichten. Doch bald faßten sie sich wieder und riefen ihm zu, wenn er sich nicht auf der Stelle fortpacke, so würden sie den Kettenhund holen und ihn weghetzen.

Da reckte der Alte sich hoch auf, seine Gestalt wurde die eines Riesen, seine Augen rollten wie glühende Kohlen, sein weißes Haar sträubte sich wie die Mähne eines zornigen Löwen. Mit zuckender Hand ergriff er die Eierschaalen in seiner Mütze und rief mit furchtbar donnernder Stimme: „Nein! nicht für mich!. Für dich, und für dich, und für dich sind diese Gaben!“ Dabei warf er die Eierschaalen den drei Schwestern der Reihe nach in's Gesicht. Alsdann faßte er die Krücken mit starken Händen, schwang sie hoch in der Luft über den Köpfen der Jungfrauen und sprach: „Ihr Hartherzigen, die ihr so eure armen Mitmenschen behandelt, ihr seid nicht werth, noch länger als Menschen zu leben auf dieser schönen Erde. Lebt! aber werdet das, wozu ihr euch selber gemacht habt durch eure Habgier, eure Hartherzigkeit und euren Neid. Hört auf Menschen zu sein!“

Die Schwestern hatten bei diesen Worten vor Angst und Schaam die Blicke zur Erde gesenkt. Als sie die Augen wieder aufschlugen, war der Bettler verschwunden, keine Spur war von ihm zu sehen. Sie glaubten, sie hätten das, was sie eben erlebt, nur geträumt. Aber ein heftiges Jucken und Brennen an der Stirn machte, daß sie bald mit der Hand nach den brennenden Stellen hinfaßten. Da fühlten sie, wie die ihnen an den Kopf geworfenen Eierschaalen noch immer festklebten. Sie versuchten es dieselben von der Stirn abzulösen. Vergebens! Die Schaalen saßen fest, als wären sie mit der Stirnhaut verwachsen.

Schreck, Angst und Gewissensbisse bewirkten, daß die Jungfrauen von ihrem Festmahle nicht das geringste mehr anrühren konnten. Sie fühlten sich krank an allen Gliedern. Zitternd und schweigend deckten sie den Tisch ab und begaben sich in ihre Kammer. Ohne ein Wort mit einander über das Erlebte zu sprechen, legte sich jede von ihnen in ihr Bett und bald waren alle drei in tiefen Schlaf versunken. — —

Mehrere Tage waren seit dieser Begebenheit verflossen. Die Bewohner des Dorfes hatten in dieser Zeit von den drei Schwestern nichts gehört noch gesehen. Die Thür des Hauses war verschlossen geblieben. Nur der arme Kettenhund auf dem Hofe hatte den letzten Tag so jämmerlich geheult und gewinselt, daß die Leute, die dem Hause zunächst auf dem Felde beschäftigt waren, es nicht länger anhören konnten. Sie entschlossen sich hinzugehen und nachzusehen, was es da gäbe.

Wie sie auf den Hof kamen, fanden sie das arme Thier fast verhungert da liegen, man sah es ihm an, daß es mehrere Tage nichts gefressen hatte. Die Leute pochten an die Hausthüre; Niemand öffnete. Sie klopften an die Fenster, im Hause blieb Alles still. Sie schauten durch die Fenster in die Stube hinein, kein Mensch war drinnen zu sehen.

Nachdem die Leute das Pochen und Rufen immer und immer wieder vergebens wiederholt hatten, ohne Antwort zu bekommen, zeigten sie die Sache beim Amtmann an. Der begab sich auch sogleich mit einem Schlosser zu dem Hause hin und ließ die Thüren mit Gewalt öffnen. Man ging durch Stube, Kammer und Küche, aber keine menschliche Seele war zu finden. Zuletzt hob man die Bettdecken auf, in der Meinung, die Schwestern könnten vielleicht darunter liegen; auch da war keine Jungfrau zu sehen, aber statt ihrer lag in jedem Bette ein großes Vogel-Ei. Man deckte ruhig die Decken wieder darüber, der Amtmann versiegelte von Gerichts wegen das Haus und ließ in dem Amtsblatte bekannt machen, daß derjenige, welcher über die vermißten drei Schwestern etwas erfahren würde, es in der Amtsstube anzeigen sollte.

So vergingen mehrere Monate, kein Mensch wußte über die Vermißten Nachricht zu geben. Nun kam die Heuernte heran und die Bauern schnitten in der Nähe des verlassenen Hauses ihr Gras. Da sahen sie eines Tages zu ihrem großen Erstaunen, wie durch eine zerbrochene Fensterscheibe jenes Hauses ein Rabe, eine Krähe und eine Elster herausgeflogen kamen. Die drei Vögel hatten silberne Ketten um den Hals, und im Schnabel blanke Löffel und Geldstücke, damit flogen sie in den nächsten Wald. Nach einer Stunde kamen sie dann wieder zurückgeflogen, schlüpften durch die zerbrochene Scheibe in die Kammer zurück und bald flogen sie wieder, gerade wie vorhin, mit Silber und Gold im Schnabel heraus und geradeswegs dem Walde zu. So ging das von Stunde zu Stunde, bis es Abend wurde.

Auch dieses zeigten die Bauern auf der Amtsstube an. Der Amtmann, wie er ihren Bericht anhörte, schüttelte nachdenklich den Kopf und sprach: „Den Thieren muß ihr Handwerk gelegt werden!“ Sogleich begab er sich mit Gerichtsdienern zu dem verlassenen Hause.

„Die Vögel sind drinnen!“ riefen die Mäher dem Amtmann entgegen, als er auf das Haus zuschritt, „wir haben die Laden des Fensters zugemacht, durch das sie hineinflogen, da sind sie drinnen gefangen.“ Behutsam öffnete man nun die Thüre, als aber der Amtmann mit seinen Begleitern in die Stube trat, brausten der Rabe, die Krähe und die Elster an den Köpfen der Gerichtspersonen vorbei, daß dem Einen die Perücke, dem Andern der Hut vom Kopfe fiel und fort waren sie!

Die Stube ward nun durchsucht, da fand man auf dem Tisch ein offnes Kästchen, worin noch einige Taufmünzen und silberne Löffel sich befanden. Offenbar hatten die Vögel die übrigen Gegenstände daraus schon fortgeschleppt. Bei näherer Besichtigung entdeckte man aber in dem Kästchen noch einen verborgenen Raum, in dem sich ein versiegeltes Papier vorfand. Die Schrift enthielt den letzten Willen, den der Vater der drei Schwestern mit eigener Hand niedergeschrieben hatte, und worin er sein halbes Vermögen den Armen im Dorfe geschenkt hatte. Und alle das Geld hatten die bösen Schwestern für sich behalten.

„Wo aber mögen die Weiber das Geld alles hingethan haben?" fragte nachdenklich der Amtmann. Indem rief der Gerichtsdiener: „Sehen Sie doch schnell, Herr Amtmann, durch jenes Fenster; da sitzen die drei Vögel auf dem Stein unter dem Nußbaum und scharren und picken in der Erde, als wollten sie in aller Eile noch etwas herausholen!"

Rasch wurden nun Spaten und Brecheisen herbeigeholt und die Männer begaben sich zu dem Stein, wo die Vögel saßen. Diese flogen scheu von ihrem Platze auf, als sie die Leute kommen sahen und unter lautem Krächzen und Schreien setzten sie sich auf einen dürren Zweig des Nußbaums, von wo sie Alles sehen konnten was unten vorging.

Man grub an der bezeichneten Stelle nach und richtig fand man bald in der Erde einen großen eisernen Topf mit lauter blanken Thalerstücken. Das war offenbar das Geld des reichen Bauern, was seine drei geizigen Töchter hier vergraben hatten.

Schon bückten sich die Leute, um den Topf aus der Erde zu heben, da flogen plötzlich die drei Vögel mit wüthendem Geschrei von ihrem Ast herunter und sausten den Männern mit solcher Wuth um die Köpfe, als wollten sie ihnen die Augen aushacken. Zufällig war aber mit andern Leuten auch der Jäger des Ortes auf den Hof gekommen, um zu sehen was es da gäbe. Wie der die Bosheit der drei Thiere erblickte, machte er kurzen Prozeß, nahm seine Jagdflinte von der Schulter und schoß sie gegen die wüthenden Thiere ab. Da er aber mit Fleiß die Flinte hoch hielt, damit er nicht auch die Männer, die den Schatz ausgruben, treffen möchte, ging die Kugel in die Luft, ohne die Vögel zu treffen. Und dennoch hatte sein Schuß den besten Erfolg, die Vögel kamen dadurch in solche Angst, daß sie auf und davon flogen. Man sah sie weit hinten im Walde verschwinden.

So ward nun der Schatz ruhig aus der Erde geholt und weil von den drei Schwestern nichts weiter zu hören noch zu sehen war, wurden nach einem Jahr alle die blanken Thaler, die sich in dem eisernen Topf befanden und alles übrige Hab und Gut der bösen drei Weiber, an die Armen im Dorfe vertheilt — —

„Wo aber sind denn die drei Schwestern geblieben?“ — Das will ich euch sagen:

Der alte Bettler, der den drei Jungfrauen die Eierschaalen an die Stirne geworfen hatte, war niemand anders gewesen als ein mächtiger Erdgeist, der die Macht hatte, böse Menschen in Thiere zu verwandeln. Nachdem er seine Zauberworte über die Schwestern ausgesprochen, hatten diese mit den Eierschaalen an der Stirne sich in ihre Betten gelegt, da waren sie zu Eiern verwandelt worden und aus den Eiern waren nach wenigen Tagen die drei Vögel herausgekommen, die nun ihre Schätze so viel wie möglich in den Wald zu retten suchten. So war die schwarze Salome in einen Raben, die grauschwarze Gertula in eine Krähe und die schwarzweiße Ursula in eine Elster verwandelt worden.

Noch immer haben diese drei Vögel eine besondere Gier nach goldenen und silbernen Dingen, nach Geld und Schmuck. Wo sie irgend dergleichen sehen, denken sie, es wäre von dem Ihrigen und schleppen es in ihr Nest. Noch immer scharren sie in der Erde und meinen, es könnte vielleicht an der Stelle jemand ein Geldstück verloren haben, das sie gern finden möchten. Und weil sie als Menschen immer so widerwärtig über ihre Mitmenschen gesprochen haben, so krächzen sie noch als Vögel fortwährend mit heiserer Stimme und die schwatzhafte Elster am allermeisten.

Mach' dich auf.

1.
Scheint dir der Frühling in's Haus,
Mach' dich auf! Lauf hinaus, lauf hinaus!
Da kannst du aus Nah' und Fernen
Gar manches lernen.

2.
Schau' wie die Sonn' es macht:
Jedem in's Fenster sie lacht,
Ob er ihr dankt, ob nicht,
Entzieht keinem ihr Licht.

3.
Schau, wie's die Bienen thun:
Können nicht lange ruh'n;
Machen sich früh hinaus
Zu sammeln für's Haus.

4.
Schau' zu den Bäumen hinauf:
Lauter Blüthen sind d'rauf,
Bringen einst Früchte zu Hauf;
Warte nur d'rauf!

5.
Schau' wie die Vögel es machen:
Kümmern sich nicht um Sachen,
Die Gott von selbst wird bringen,
Sind fröhlich und singen.

6.
So kannst du aus Nah' und Fernen
Gar manches lernen.
D'rum, wenn der Frühling drauß,
Mach' dich auf: Lauf hinaus! lauf hinaus!

Der Sperling am Fenster.

1.

Sag' Kind, wie hat der Spatz gesagt?
Was seh'n mich an? fällt dir's nicht ein? —
„Er sagt: Ich bin der Herr im Dorf,
„Das best' und erste Korn ist mein!" —

2.

Und wie der Herbst den Kehraus macht,
Was thut mein Spatz, der große Herr? —
„Er sucht den Abfall auf der Straß',
„Der Hunger plagt ihn gar zu sehr."

3.

Und wie der Winter deckt das Land,
Was thut mein Spatz in seiner Noth? —
„Da pocht er an das Fenster an
„Und bettelt um ein Bissel Brod."

4.

„Ach Mutter, gieb ihm was, ihn friert" —
Das hat kein' Eil, erst laß mal seh'n:
Was fällt dir bei dem Spatz wohl ein?
Meinst nicht, es könnt' auch dir so geh'n?

5.

Kind, wird's dir wohl und geht's dir gut,
Sag' nicht: ich bin ein reicher Mann,
Und iß nicht Braten alle Tag'!
's kommt anders, eh' du denkst daran.

6.

Iß nicht das Knusprige vom Brod
Und wirf die weichen Krumen fort;
— 's ist deine Art — es kommt 'ne Zeit,
Du sehnst dich nach den Krumen dort.

7.

Ein blauer Montag währt nicht lang',
Die Woche hat noch manche Stund',
Und manche Woche läuft durch's Dorf,
Bis endlich kommt die letzte Stund'.

8.

Und was in seiner Frühlingszeit
Man lernt, das ist für's Leben doch!
Was man in seinem Sommer spart,
Im späten Herbst erquickt es noch.

9.

Kind, denk' mir d'ran und halt dich gut! —
„Ach Mutter sieh', der Spatz will geh'n!" —
So geh und streu ihm Hirse hin,
Er kommt zurück, du wirst es seh'n. —

Nach Hebel.

Hans Luſtig.

Eine Erzählung.

Wer den Hans Luſtig noch nicht kennt, dem will ich ihn beſchreiben, damit er ſeine Bekanntſchaft machen kann.

Hans Luſtig war armer Leute Kind, ſein Vater war Schuhflicker, ſeine Mutter Wäſcherin. Er war ein kleiner breitſchulteriger Junge, etwa 12 Jahre alt. Auf ſeinem kurzen Hals ſtand ein dicker Kopf, die langen, weißblonden Haare hingen ihm wie ein altes zerfetztes Strohdach über Stirn und Nacken. Darunter guckten ein Paar ganz kleine, pfiffige, blanke Augen hervor. Zwiſchen den friſchen, rothen Backen ſaß eine breite, kleine Stumpfnaſe ganz freundlich mitten d'rin und ſchaute ſo hoch nach dem Himmel in die Höhe, daß man die Naſenlöcher ſchon von weitem erkennen konnte. Sein Mund war an und für ſich ſchon breit genug, weil Hans aber faſt immer ſo gutmüthig ſchmunzelte, ward er dadurch noch viel breiter. Jeder, der ihn anſah, hatte ſeine Freude an dem muntern Jungen, denn wie aus ſeinen zerriſſenen Kleidern ein kräftiger, geſunder Körper, ein paar braune, feſte Arme hervorguckten, ſo ſchaute aus ſeinen nicht gerade ſehr ſchönen Geſichtszügen ein friſcher luſtiger Sinn hervor, ſo daß er ſeinen Namen nicht umſonſt führte.

Hans Luſtig hat ſchon als kleines Kind ſelten geweint, dagegen aber immer ſehr viel gelacht. Wenn die Mutter auf der Bleiche Wäſche trocknete, ſo legte ſie ihn gewöhnlich ſeitab unter einen hohen Apfelbaum. Da lag er denn ganz glücklich in dem weichen, hohen Graſe und ſah mit ſeinen rothen Backen aus, als wär' er ſelber ein Aepfelchen, das der Baum heruntergeſchüttelt. Wenn ein Schmetterling über ihn hinflog oder ein Vogel auf dem Baum über ihm ſein Liedchen pfiff, ſtrampelte er mit Händen und Beinchen vor Vergnügen um ſich her, obgleich kein Menſch ſich mit ihm abgab. Nur der gute Mohr, der alte, zottige Pudel des Nachbars, pflegte dann gewöhnlich dicht neben ihm zu liegen und ließ ſich's gern gefallen, wenn der kleine Hans ihn am Schwanz zauſte, mit den dicken Händchen unbeholfen ihm vor

lauter Vergnügen, im Gesicht herumkrabbelte und dabei laut aufjuchte! Daher kam es denn auch, daß er dem Mohr immer gut blieb und überhaupt, nächst den Menschen auch alle Thiere gern hatte.

Hans lernte bald sprechen und kaum ging's mit dem Sprechen, so fing er auch schon an zu singen, er lernte auch bald gehen und kaum war er damit fertig, so ging's an's Tanzen und Springen. Nun trieb er Alles, was er nur vernahm mit wahrer Lust und konnt' auch daher schon mit Recht Hans Lustig heißen.

Da gab's bald vollauf zu thun! für den Vater die Schuhe und Stiefel auszutragen, der Mutter Wäsche zu hüten und Brod einzukaufen; und überall mußte der Mohr sein Begleiter sein. Bald kannte die ganze Straße den lustigen Buben und weil er jeden so freundlich anlachte, suchten die Leute auch ihm oft eine Freude zu machen. Der Bäcker schenkte ihm oft verbrannte Fastenpretzel, die Kunden seines Vaters allerlei alte Kleidungsstücke oder irgend altes Spielzeug und selbst manch' blanke Dreierstücke brachte er seiner Mutter nach Hause, die sie in einer thönernen Sparbüchse verwahrte.

Aber auch bei allen Kindern in der Nachbarschaft wurde der Hans bald beliebt. Als er älter wurde, war er bei allen Spielen der erste und wußte immer was Neues anzugeben. Abends wenn die Kinder aus der Nachbarschaft zum Spiel auf dem Platz unter dem Kastanienbaum zusammen kamen, war alles still und langweilig, ehe Hans da war, sobald aber seine gellende Stimme sich hören ließ, ging der allerlustigste Spectakel los, den man sich nur denken konnte. Keiner wußte aber auch so schöne Puppen aus großen, gelben Rüben zu machen, wie Hans. Er schnitt ihnen die possirlichsten Gesichter aus, steckte ihnen ein Paar Pfefferkörner als Augen hinein und putzte sie mit alten Lappen auf's prächtigste aus. Das Allerschönste war, wenn er die Puppen mit einander sprechen und sich zanken ließ, bis sie sich endlich zuletzt fast immer den rothen Rüben-Kopf einander abrissen. Blinde Kuh, Kämmerchen zu vermiethen, der Gänsedieb und wie die Spiele alle heißen mögen, gingen nur gut, wenn Hans dabei war; da gab's niemals Zank und Streit, zankten sich wirklich zwei Kinder einmal, fuhr mein Hans dazwischen, machte jedem ein närrisches Gesicht und Alles mußte lachen. Beim Soldatenspiel hatte er immer die höchste Papiermütze, den schönsten Federbusch daran von Petersilienkraut — und die herrlichsten Epauletten von weggeworfenen Pomeranzenschalen, und keiner wußte die Trompete und alle Instrumente, wie sie bei den Soldaten vorkommen, so schön mit dem Munde nachzuahmen als Hans.

Dem Vater vom Hans, der auf seine alten Tage schon etwas grämlich in die Welt hineinsah, wurden die Streiche des lustigen Jungen zuweilen etwas

zu bunt und oft brummte er über den Jungen, der, wie er meinte, grade wie ſeine Naſe immer oben hinauswollte. Ein Schuhmacher, brummte er dann, wird aus dem Jungen ſein Lebtag nicht, ſonſt würde er hübſch zur Erde und den Leuten auf die Füße ſehen, ſtatt daß er den Kopf wie ein Spatz in die blaue Luft hineinſteckt. Aber die Mutter beſchwichtigte ihn dann bald und ſprach: „Alter, laß den Jungen gewähren; es iſt ja doch beſſer oben hinaus in den lichten Himmel geſchaut, als in die dunkle Erde zu ſchauen, dazu hat er im Alter Zeit genug!“ Da ſchmunzelte dann der Alte und ließ den Knaben gewähren.

Nun kam allmälig die Zeit heran, wo Hans ein Handwerk erlernen ſollte und da er nach des Vaters Ausſpruch zum Schuſter verdorben war, ſo ſollte er das Handwerk ſeines Herrn Pathen erlernen, der ein braver Schornſteinfegermeiſter und bei allen Leuten in der Nachbarſchaft ſehr angeſehen war.

Hans gefiel das Ding auch gar nicht übel.

Die Mutter ſagte: ſie habe prophezeit, was aus ihrem Hans werden müſſe, ſie hatte ja immer geſagt: „Der will hoch hinaus.“ Dahin kam es nun. Muthig und gewandt wie der Hans Luſtig war, ſchlüpfte er bald an den höchſten Häuſern oben zu den Schornſteinen heraus, er wußte nichts von Schwindel, machte allerlei poſſirliche Faxen mit ſeinem Beſen und ſein rußiges Geſicht lachte hinein in den blauen Himmel und hinab über die Stadt, dabei ſang er wie ein Vogel auf dem Wipfel des Baumes. Da oben war's ihm ſo wohl, daß es ihm faſt Leid that, wenn er wieder herunter mußte zu den Menſchen auf den Boden. Er wünſchte nun, auch ſo leben zu können wie der alte Thürmer dort auf dem Thurme der Stadtkirche, der hoch oben ſeine behagliche Behauſung hatte. Das müßte ein fröhliches und freies Leben ſein! Morgens, Mittags und Abends als Stadtmuſikant einen frommen Choral blaſen und den Einwohnern das Zeichen geben, wenn Feuersgefahr in der Stadt oder deren Nachbarſchaft war. Das dünkte ihm ein erwünſchtes, freies und zugleich nützliches Leben. Wenn unſer Hans wieder in den Straßen umherging, machte er ſeinen Namen immer zu einer Wahrheit und war eben der Hans Luſtig. Wie er ſo dahin ſchlenderte, mit Leiter, Beſen und Kratzeiſen auf der Schulter, ſchwarzberußt, barfüßig in den Pantoffeln, die der Vater aus ein Paar alten Stiefeln geſchnitten hatte, da ſchaute ihm ſtets die helle Gutmüthigkeit aus den Augen. Wenn ein Bund Stroh oder ein Stück Holz von einem Wagen herab fiel, ſo lief er Straßen weit nach, um es dem Fuhrmann wieder zu bringen. Die Erwachſenen hatten den Hans Luſtig lieb und die Kinder auch, trotzdem er jetzt Schornſteinfeger war. Wollte man die Kinder mit dem Feuerrüpel fürchten machen, lachten ſie, ſie wußten ja, daß der Feuerrüpel Niemand anders war als der Hans Luſtig.

der keinem was zu Leide that, im Gegentheil allzeit freundlich und gut war, und manche Kinder hatten sogar den Muth, ihm eine Patschhand in seine berußte Hand zu geben.

So wuchs der Hans Lustig immer mehr heran und ward ein tüchtiger Schornsteinfeger voll Herzhaftigkeit und Behendigkeit. Er konnte klettern wie eine Katze. Das zeigte er bei dem großen Brande, als das Rathhaus mitten in der Nacht plötzlich in Flammen stand! Der alte Thürmer hatte versäumt das Feuerzeichen zu geben und so stand das alterthümliche Gebäude mit seinen wichtigen Akten und Urkunden bereits in Flammen, als man erst das Unglück gewahr wurde. Der alte Thürmer war aber unschuldig, denn in derselben Nacht war er gestorben. Hans war einer der ersten auf der Brandstätte und die Gefahr nicht achtend, stürzte er in das Gebäude und rettete einen Schrank, der die wichtigsten, unersetzlichen, städtischen Urkunden enthielt.

Am Tage darauf ließ ihn der Rath der Stadt vor sich kommen und der älteste Rathsherr lobte ihn, dankte ihm im Namen der Stadt und fragte, welche Belohnung er wünsche. Hans antwortete ohne langes Besinnen, man möge seinem Vater die erledigte Stelle als Thürmer übertragen. Dieses wurde ihm auch sogleich gewährt. Man konnte nicht sagen, wer glückseliger war, Hans, der seinem Vater die sorgenfreie Stelle verschafft hatte, oder der Vater selber, der durch den Muth und die Bravheit seines Sohnes so über alle Sorgen und recht eigentlich in die Höhe gehoben wurde.

Der alte Schuhflicker besserte nun hoch oben auf dem Thurme das Schuhwerk für die Menschen aus, die da unten umherliefen. Hans, der immer eine besondere Lust und ein Geschick für die Musik gehabt hatte und Alles pfeifen und mit dem Munde nachtrompeten konnte, begann jetzt die Zinke blasen zu lernen. In kurzer Zeit brachte er es darin zu großer Fertigkeit, er war aber auch anhaltend fleißig. Draußen im Stadtwalde, wo ihn Niemand hörte als die Vögel auf den Bäumen, übte er sich an Sommerabenden und an Sonntag Nachmittagen. Jetzt war er auf's Neue der Hans Lustig. Noch nie wurde so schön vom Stadtthurme geblasen, als wenn der Hans Lustig mit dabei war.

Im selben Jahre, als Hans Lustig Soldat werden mußte, wenige Wochen bevor er nach der Garnison abging, starben seine beiden Eltern. Sie segneten ihn, denn er hatte ihnen viel Freude und Glück gebracht.

Beim Regiment wurde Hans Musiker und zeichnete sich hierbei so aus, daß er nach wenigen Jahren die erste Stelle in der Regimentsmusik erhielt.

Am Mittag bei der Wachparade in ** sammeln sich viele Kinder mit ihren Wärterinnen und hören die schöne Musik. Unter den Musikern steht ein Mann, der den Takt schlägt, man sieht ihm jetzt in seiner bereßten Uniform nichts mehr davon an, daß er vor Jahren voll Ruß und ein lustiger Kaminfeger war, denn das ist Niemand anders als unser Hans Lustig, sein Titel heißt: Herr Kapellmeister; aber von alten Kameraden und Jugendbekannten hat er's gern, wenn sie ihn Hans Lustig heißen und er macht diesen Namen noch immer zur vollen Wahrheit.

Wunderliches Spiel.

1.

Lauf ich Sonntags in den Garten,
Treib ich, um mir Spaß zu machen,
Allerlei curiose Sachen —
Heute konnt ich's kaum erwarten,
Dachte mir: „Das Blumenleben
Muß doch rechte Freude geben!
Heute will ich Blume sein
In dem schönen Sonnenschein!“

2.

Und bald lag ich auf dem Rücken
Alle Glieder weit gereckt,
Gleich den Blättern ausgestrecket,
Wie's für Blumen sich will schicken.
War mir's selber auch possirlich,
Macht' ich es doch sehr natürlich.
Alles glaubte rings umher,
Daß ich eine Blume wär.

3.

Sonne that so recht mir gütlich,
Vögel flogen um mich nieder
Sangen wunderhubsche Lieder
Dicht am Ohr mir, ganz gemüthlich.
Kamen Wolken angeflogen,
Kam ein Regen angezogen,
Und nicht rührt ich Hand und Bein,
Wollte gänzlich Blume sein.

4.

Endlich kamen Spinnen, Mücken,
Und nun ging es an ein Summen,
Bis zuletzt mit gier'gem Brummen
Eine Biene, voller Tücken,
Plötzlich stach in meine Nase! —
Ei! wie flog ich aus dem Graise!
Lief, und hielt nicht eher Stand,
Bis ich meine Schwester fand.

5.

Fast gebraten im Gesichte,
Von den Mücken fast gefressen,
Meine Kleider voller Nässen,
Klagt ich ihr nun die Geschichte —
Und — wie hielt ich's nur für möglich! —
Spottend rief sie: „Ach, wie kläglich! —
„Du! solch grober Junge! — nein! —
„Du kannst keine Blume sein!“ —

Käferlied

1.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm, brumm, brumm
In Thau ihr Schnäblein tunken
Und wurden so betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

2.

Da haben sie getroffen an
Eine wunderschöne Blum', Blum', Blum'.
Da wollten ganz verstohlen
Sie Blumenstaub sich holen
Und flogen um sie herum.

3.

Die Blume, die sie kommen sah
War grade auch nicht dumm, dumm, dumm.
Sie war von schlauem Sinne
Und rief die Base Spinne:
„Spinn' mir ein Netzlein um!"

4.

Die Base Spinne kroch heran
Und macht die Beine krumm, krumm, krumm
Sie spann ein Netz so feine
Und setzte sich hareine,
Und sah da mäuschenstumm.

5.

Und als die Käfer kommen an
Mit heimlichem Gesumm, summ, summ,
Sind sie hinein geflogen,
Und wurden ausgesogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

6.

Das Blümlein aber lachend sprach
Und kümmert sich nicht d'rum, d'rum, d'rum:
„So geht's, Ihr armen Dinger!
„Ihr machtet lange Finger
„Und fingt Euch selbst' Wie dumm!"

Der musikalische Esel.

Ein Knabe saß auf grünem Rasen,
Schnitzt eine Flöte sich von Rohr,
Die hielt er einem Esel vor
Und sprach: „Herr Esel, willst du blasen?" —
Der Esel schien dazu nicht faul,
Er nahm die Flöte gleich in's Maul;
Doch statt zu blasen schöne Weisen
Trieb er damit ein ander Spiel. —
Und was denn? — Nun, mit Stumpf und Stiel
Thät er das Instrument verspeisen.

Der ſchmelzende Koch.

Es war im Monat Januar; Tage lang war ein dichter Schnee gefallen und lag nun faſt Ellen hoch im Hofe und auf den Dächern, ſo weiß und rein, ſo zart und glänzend, daß, wenn man darauf hinſah, einem die größte Luſt ankam, ſich hineinzulegen, hätte man nicht gewußt, daß es ſich eben nicht ſehr behaglich d'rin liege. Endlich theilten ſich die Wolken, der blaue Himmel ſchaute freundlich wieder hervor und lockte auch gleich drei luſtige Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen aus der engen Stube in den Hof hinaus. Die wateten nun munter in dem tiefen Schnee, warfen ſich mit Schneebällen, fuhren einander

auf dem Schlitten und bekamen vor Vergnügen und Kälte die frischesten rothen Backen und fast ebenso rothe Hände.

„Seht," rief der Aelteste, „der Schnee läßt sich herrlich kneten, jetzt ist gerade die rechte Zeit, einen Schneemann zu machen." —

„Ja! ja! einen Schneemann," riefen die Andern und machten sich sogleich daran, einen aufzubauen.

„Soll's ein Koch oder eine Köchin werden?" fragte das Mädchen.

„Ein Koch! ein Koch!" war die Antwort. „Ein Schneemann ist viel hübscher als eine Schneefrau, die ist plump und hatt keine zwei Beine!"

So ward denn die Statue eines Kochs aufgerichtet und stand in wenigen Stunden da, viel weißer und stattlicher als der magere Koch, den der Gutsbesitzer sich kürzlich aus Paris mitgebracht, der ging zwar auch immer in Weiß gekleidet, aber sah doch oft recht schmutzig aus.

Nun will ich Euch einmal den schönen Schneemann beschreiben, den die Kinder sich aufbauten.

Seine Beine bestanden aus zwei plumpen Säulen, die eher ein Paar Elephantenbeinen, als menschlichen Gliedmaßen ähnlich sahen. Darauf ruhte der Leib, ein großer dicker Schneeklumpen. Wo seine Brust aufhörte und der Bauch anfing, wäre schwer zu erkennen gewesen, hätte nicht das Mädchen ihm ihre Schürze umgebunden; denn ein Koch ohne Schürze ist kein rechter Koch. Nun sollte er aber auch noch ein Paar alte hölzerne Löffel im Gürtel haben. Doch weil diese ihm immer wieder herunterfielen, wurden sie ihm unbarmherzig in den Bauch hineingebohrt, wo sie denn auch recht fest steckten. Ganz vorzüglich war der Kopf des Schneemanns gerathen, obgleich man die Nase nicht wohl erkennen konnte, weil sie nicht hatte ankleben wollen. Dafür aber hatte der Mann große kohlpechrabenschwarze Augen, denn es waren wirkliche Kohlen) und schöne ziegelrothe Lippen (denn sie waren aus ein Paar wirklichen Ziegelscheibchen zusammengesetzt). In diesen Lippen steckte eine wirkliche schwarzgeräuchte irdene Pfeife, die der Hausknecht erst vor einer Stunde auf den Kehricht geworfen, weil sie keine Luft mehr gehabt. Endlich ward der Statue noch als Mütze, ein alter Kochtopf, gerade auf den Kopf gestülpt, der ihr denn ein äußerst ehrwürdiges Ansehen gab. Ueber die Arme und Hände wollen wir aber nicht viel sprechen, die waren weniger gelungen und bröckelten immer wieder ab.

Das gab einen prächtigen Anblick, wie der dicke, weiße Kerl fix und fertig in dem hellen Sonnenschein glänzend dastand.

Aber trotz seiner kohlschwarzen Augen, trotz seiner ziegelrothen Lippen, trotz Pfeife und Kochtopf machte der Schneemann noch immer ein sehr unzu-

friedenes zerrissenes Gesicht, so viel die Kinder auch daran herumgeknetet hatten. Ein geheimer Kummer schien an seinem Innern zu nagen.

„Schneemann, bist du denn noch nicht zufrieden?“ rief das Mädchen, nachdem sie sein Gesicht längere Zeit betrachtet hatte.

Der Schneemann schwieg und sah nach wie vor verdrießlich aus.

„Ich weiß, was ihm fehlt,“ sprach der älteste Knabe. „Er ist ein Koch und hat keinen Heerd. Kommt her, den müssen wir noch bauen!“

Und rasch trugen sie Steine zusammen und bauten vor dem Schneemann einen Heerd.

„Schneemann, bist du nun zufrieden?“ riefen die Kinder, aber der schwieg und sah brummig aus, nach wie vor.

„Aha, auf den Heerd gehören Töpfe, die sollst du haben,“ sprach das Mädchen und holte rasch einige Scherben vom Kehrichthaufen und stellte sie auf die Steine; aber der Schneemann sah unzufrieden aus, nach wie vor.

„Jetzt will ich euch sagen, was ihm fehlt,“ sprach der jüngere Knabe. „Er will kochen und hat kein Feuer, und dazu friert ihn auch. Kommt, laßt uns Feuer holen!“

Rasch brachten sie nun Späne aus der Küche herbei, steckten sie an und bald brannte ein großmächtiges Feuer vor dem Schneemann auf dem Heerd.

„Nun, Alter,“ riefen die Kinder, „ist dir doch endlich wohl, nicht wahr?“ Und siehe da, die zerrissenen Gesichtszüge des Schneemanns veränderten sich wirklich, seine Mienen wurden milde und weich, die Lippen gingen ihm auseinander, die Pfeife fiel ihm aus dem Munde.

„Seht! seht! endlich ist er zufrieden,“ jubelten die Kinder. „Seht, wie gerührt er ist, wie ihm die Thränen über die Backen laufen!“

Und so war es auch wirklich, der gute Schneemann war so gerührt, wie kein Mensch es jemals werden kann. Nicht nur die Thränen liefen ihm über die Backen, er triefte auch am ganzen Leibe, die Augen fielen ihm aus dem Kopf, die Lippen aus dem Gesicht, die Kochlöffel aus der Brust, mit einem Wort, der ganze Koch zerschmolz in Wasser. In kurzer Zeit war von ihm nichts mehr übrig als ein nasser Fleck, zwei schwarze Kohlen, einige Scherben und die alte schmutzige Tabakspfeife. Das war das rührende Ende des Schneemanns!

Ob die Kinder wohl auch vor Rührung darüber Thränen vergossen haben?

Nein! auch nicht eine einzige! im Gegentheil, sie lachten aus vollem Halse darüber, denn sie hatten sich einen lustigen Spaß gemacht und sich königlich daran vergnügt.

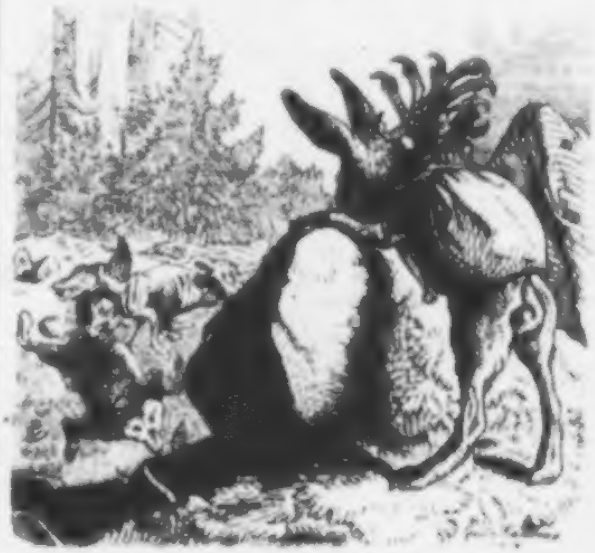
Der größte Haſe.

Es wollt' ein Haſ' auf die Wanderſchaft geh'n,
Um in der Welt ſich umzuſeh'n. —
Nun wißt Ihr doch: Das höchſte Gut
Iſt für den Wand'rer Herz und Muth.
Doch wißt Ihr auch: Ein Haſenherz
Schlägt etwas mehr nach unterwärts.
Als d'rum das Häslein Abſchied nahm,
Vor Angſt es faſt in Thränen ſchwamm.

Jedoch er ging — kaum aus dem Wald
Getreten, macht er etwas Halt,
Wiſcht ſich den Schweiß, der arme Mann'
Und blickt voll Sorgen himmelan. —
Was ſieht er dort? welch' Schreckensbild!
Ein Adler ſchwingt ſich, grimmig wild,
Auf einen Geier. Welch' ein Kampf,
Nichts fehlt dazu als Pulverdampf! —

Bald war es mit dem Geier aus;
Der Adler frißt ihn auf, o Graus!
Nur Klau'n und Schnabel wirft er fort
Und fliegt geſättigt auf und fort. —
Dem Haſen aber wächſt der Sinn,
Er ſchleicht ſich leis zur Stelle hin,
Des Geiers Klau'n und Schnabel, ſchau',
Steckt er in ſeine Taſche ſchlau.

„Wer weiß, wozu man's brauchen kann,"
Denkt er und wandert fürder dann,
Und iſt kaum hundert Schritt' davon,
Packt ihn ein neuer Schrecken ſchon.
Ein Fuchsfell lag in einem Loch,
Friſch abgezogen, blutig noch,
Dabei der todte Körper dort,
Sonſt war kein Menſch zu ſchau'n am Ort.



Der Hase sieht's, erst zittert er
Dann schleicht er ganz behutsam her
Und nimmt das Fell, der schlaue Mann!
Wer weiß, wozu er's brauchen kann
Drauf setzt er sich ins Kohlfeld hin
Und denkt: „Hier ist es gut darin!
„Zwei Heldenthaten that ich schon,
„Dafür gebührt mir nun der Lohn." — —

Acht Tage gingen drüber her,
An's Reisen denkt er gar nicht mehr;
Er frißt sich voll und fett und dick
Und Alles das zu seinem Glück. —
'S ist wunderbar wie's ihm ergeht!
An einem schönen Abend spät,
Hüpft er so recht gemüthlich fort
Macht Männchen hier und Männchen dort.

Auf einmal: Paff! Dicht unterm Fuß!
Ein Ruck, ein Knall, ein Dampf, ein Schuß,
Vor Schrecken fliegt er in die Luft
Und wieder nieder, daß es pufft.
Sieh da! ein Jäger todt im Gras,
Und der ihn schoß, o Wunder das!
Er selbst. — Er glaubt es selber schwer,
Und doch ging's ganz natürlich her.

Der Jäger schlief zuvor im Gras.
Ehe ihn zu sehen kam der Has',
Berührt im Gras der Flinte Hahn
So fand den Tod der Jägersmann.
Das bringt mein Häslein oben auf,
Schnell packt das Jagdgewehr er auf,
Im Fuchspelz dann, wie Herkules,
Kehrt rasch er heim, und freut sich des.

Da lügt er Lüg' auf Lügen vor,
Zeigt jedem seine Beute vor,
Und jeder glaubt's und jeder spricht:
„Einen größern Hasen giebt es nicht!
„Ein Has', der einen Geier schlägt,
„Vor dem der Fuchs die Haut ablegt,
„Ein Has', der einen Jäger fällt,
„Der größte Has' ist's in der Welt!"

Reimsprüche.

Nur Geduld!

Ziehst du zu früh die Angel an,
Kein Fischlein beißt sich fest daran:
D'rum hab' Geduld zu jeder Zeit,
Wer sicher geht, kommt sicher weit.

Schlechte Führung.

Ein Blinder, der den andern führt,
Der führet ihn nur zum Leide;
Und ist vielleicht ein Stein im Weg,
Da liegen sie alle Beide.

Thust du etwas, so thu' es ganz.

Wer einen Bogen spannen kann
Ist schon was nütze,
Doch wer da schießt und treffen kann,
Der ist ein Schütze.

Was drinnen ist, das thut's.

Ist groß der Brunnen oder klein,
Das laß dir keine Sorge sein;
Aus beiden trinkst du frischen Muth,
Ist nur das Wasser rein und gut.

Was doch die Furcht nicht machen kann!

Es war ein ganz klein winzig Männchen,
Wie den Frau Furcht gesehen hat,
Ward aus dem zahmen winz'gen Männchen
Ein wilder Riese Goliath.

Frisch an's Werk.

Hast du zur Arbeit g'rade Muth,
Geh' schnell daran, so wird sie gut.
Fällt dir was ein, so schreib' es auf,
Ist heiß das Eisen, hämm're d'rauf!

Nicht Allen kann man's recht machen.

Wer sich nach jeder Decke will strecken
Der muß sich bald oben, bald unten recken,
Und hat sich, eh' er es nur denkt,
Bald hier erkältet, bald da verrenkt.

Der Dumme.

Ein Dummer schaute zur Thür' hinaus
Und sah ein wenig regnen draus,
Da meint' er, müss' auch aller Orten
Es regnen, wie vor seiner Pforten,
Daß es wo anders anders sei,
Kam ihm nicht in den Sinn dabei.

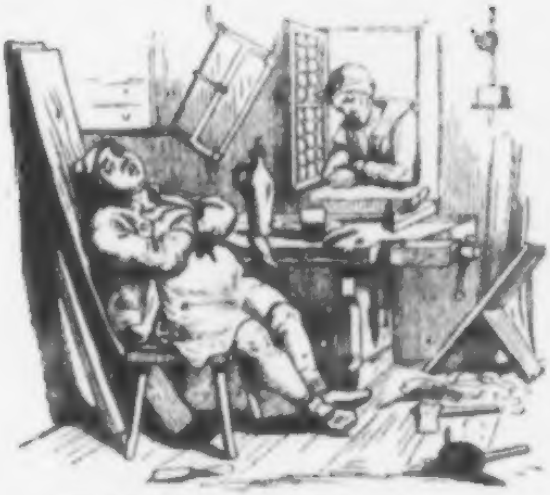
Alter Spruch.

Im kleinsten Raum
Pflanz' einen Baum,
Und pflege sein,
Er bringt dir's ein.

Die Spiel-Verderber

Im Brei ein einzig faules Ei,
Macht, daß man ihn nicht essen kann
Beim Spiel ein einzig zänkisch Kind
Verdirbt die ganze Lust daran.

Arbeit und Armuth.



Wo die Arbeit zieht in's Haus,
Läuft die Armuth bald hinaus.
Schläft die Arbeit aber ein,
Guckt die Armuth zum Fenster hinein.

Reimsprüche.

Genügsamkeit.

Der Ziegenbock hat Hörner,
Damit vergnüg' er sich!
Der Rosenstock hat Dörner,
Damit begnüg' er sich!
Was soll der Strauch mit Hörnern thun?
Er rührt nicht von der Stelle sich;
Was soll der Bock mit Dörnern thun?
Er stäch' bei jedem Sprunge sich.

Wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen. —
Wie die Alten brummen
So thun die Jungen summen.
Wie die Alten ächzen
So werden die Jungen krächzen.
Darum, ihr Alten, ächzet nicht,
Daß eure Kinder krächzen nicht.
Und singt doch wieder Lieder,
Dann zwitschern die Jungen auch wieder.

Hüte dich vor Uebelthaten,
Feld und Wald kann dich verrathen;
Hoch auf Bergen, tief im Thal,
Gottes Aug' ist überall.

Zwei Gespräche.

Es war ein heiterer Frühlingsmorgen, ich stand im Dorf auf dem Kreuzwege, wo das kleine Brückchen rechts gleich in die Schule führt, der größere Fußsteg aber links nach der Königswiese sich fortschlängelt. Da hörte ich, wie zwei Knaben Folgendes zu einander sprachen:

Guten Tag, Karl! —

„Guten Tag, Michel!“ —

Wo gehst du hin, Karl? —

„In die Schule, Michel.“ —

Ei was! In der Schule ist's garstig, da muß man lernen, draußen auf der Wiese sollst du einmal sehen, da ist es hübsch. Komm', wir wollen spielen, Karl! —

„Am Abend, Michel! Jetzt geh' ich lernen. Ade!“

Meinetwegen, geh' du arbeiten, Karl, ich gehe spielen. Ade! — —

Nach zwanzig Jahren stand ich in demselben Dorf an derselben Stelle. Es war ein böser kalter Wintertag. Ein blasser, ärmlich gekleideter Mensch klopfte an der Thüre des Schulhauses an. Der Schullehrer, ein rüstiger, stattlicher Mann öffnete diese. Ich hörte die Beiden Folgendes sprechen:

Guten Tag, lieber Herr!

„Guten Tag, lieber Mann!“

Erbarmt euch meiner, lieber Herr!

„Was verlangt ihr denn von mir?“

Arbeit, Herr! ich will euch die Schulstube fegen, ich will euch die Oefen heizen oder andere Dienste der Art thun. Nehmt mich auf.

„Könnt ihr nicht noch andere Arbeit thun als die?“

Nein, Herr! —

„Warum denn nicht?“

Ich hab' nichts gelernt!

„Wie heißt ihr?“

Ich heiße Michel, Herr!

„Kommt herein, Michel, draußen ist's heute garstig, in der Schulstube ist's schön. Da werdet ihr hoffentlich auch noch jetzt etwas lernen.“ — Sie gingen hinein und die Thüre ward wieder geschlossen. Der um Arbeit bettelnde Mann wußte in jenem Augenblicke noch nicht, wer der freundliche Schullehrer war. Wir wissen es besser.

Der Jahreslauf im Kinderleben.

Winterluſt.

Januar.

Wohin man ſchaut, nur Schnee und Eis,
Der Himmel grau, die Erde weiß;
Hei, wie der Wind ſo luſtig pfeift,
Hei, wie er in die Backen kneift!
Doch meint er's mit den Leuten gut,
Erfriſcht und ſtärkt, macht frohen Muth.
Ihr Stubenhocker, ſchämet euch,
Kommt nur heraus, thut es uns gleich.
Bei Wind und Schnee auf glatter Bahn
Da hebt erſt recht der Jubel an!

Februar.

Brenne, brenne Feuer!
Dem Winter wird nicht geheuer.
Süppchen, du mußt ſieden,
So läßt er uns in Frieden.
Und iſt die Mahlzeit angericht't,
Wir lachen ihm in's Angeſicht.
Hört er vor Luſt uns ſchmatzen,
Er möcht' vor Aerger platzen.

März — Oſtereier.

Oſtern iſt morgen; nun Grete, mach' ſchnell!
Bring' uns die Eier nur hurtig zur Stell',
Daß wir bemalt ſie im Garten verſtecken,

Farbige Früchte in Büſchen und Hecken! —
Will uns der Frühling zum Schmaus nichts beſorgen,
Müſſen wir ſelber ihm Früchte ſchon borgen.

April.

Vor kurzem, da war die Erde noch weiß,
Und nun wird's überall grün.
Vor kurzem, da ſtand der Bach noch voll Eis,
Wo luſtig die Wellen nun zieh'n.

Und ſieh! o ſieh! — hab ich recht geſchaut?
Ein Veilchen! wie das mich freut!
Und der Vogel im Fliederbuſch ſingt ſo laut;
O du prächtige Frühlingszeit!

Frühlingsluſt.

Mai.

Frühling, Frühling überall,
Blüthen allenthalben;
Horch, wie rauſcht der Bach im Thal
Sieh', ſchon Störch' und Schwalben!
Lämmer ſpringen auf den Weiden,
Kinder ſingen voller Freuden,
Kuckuk ruft und Nachtigall:
„Frühling, Frühling überall!"

Juni. — In den Kirschen.

Schwellende Kirschen
Strotzend von Saft,
Fröhliche Wangen
Blühend in Kraft!

Röthet die Kirsche sich,
Bald ist's gethan;
Bräunt sich die Wange,
Fängt's Leben recht an!

Juli. — Badelied.

In den Lüften so schwül,
In dem Wasser so kühl;
Wie die Wellen mich laden
D'rin zu schwimmen, zu baden!

Immer frisch, nicht gezaudert,
Wer doch wird so viel fragen!
Wenn die Haut dir auch schaudert,
Bald doch wird dir's behagen.

Frisch hinein in die Fluth!
Nur die Feigen erbeben.
Und mit Lust und mit Muth
Wird die Fluth dich beleben.

Erntelied.

Auguſt.

Nun iſt es reif das Aehrenfeld
Das ich ſo oft mit Freuden ſah.
Der Schnitter mäht, die Aehre fällt,
Bald ſteht die dürre Stoppel da —
Doch, wird das Aehrenfeld auch leer,
Die Scheuer füllt ſich ja mit Garben,
Und Korn und Brod giebt's um ſo mehr;
Nun darf der Hungrige nicht darben!

September. — Der Apfelbaum.

Der Apfelbaum, das iſt ein Mann!
Kein And'rer giebt ſo gern wie der.
Im Winter, wenn man ſchüttelt dr'an
Da giebt er Schnee die Fülle her.
Im Frühling wirft er Blüthen nieder,
Im Sommer herbergt er die Finken;
Jetzt ſtreckt er ſeine Zweige nieder,
Die voller Frucht zur Erde ſinken.
D'rum kommt! und ſchüttelt was ihr könnt,
Ich weiß gewiß, daß er's Euch gönnt.

October. — Weinleſe.

Seht, aus der Reben fröhlichem Laube
Wie ſie hervorquillt die ſaftige Traube!
Nun wird gepflückt und beim Keltern geſungen,
Moſt wird gezecht und beim Zechen geſprungen.
Was da nur Beine hat, tanzt auf der Wieſe,
Michel mit Grete und Hans mit der Lieſe!

November. — Fiſcherlied.

Wo holt der Fiſcher die Nahrung ſich her?
Aus dem Meer, aus dem Meer, aus dem tiefen Meer. —
Wo holt ſich der Fiſcher die braune Bruſt?
An des Herbſtes Sonne, die iſt ſeine Luſt. —
Wo holt ſich der Fiſcher den friſchen Muth?
In dem Sturm, der ihn treibt durch die brauſende Fluth. —
Was iſt ſein Lohn für die Müh' und die Laſt?
Wenn ſein Weib ihn begrüßt, wenn ſein Kind ihn umfaßt.

Der Weihnachtsbaum.

December.

Juchheissassa, juchheissa!
Wir bringen ihn gebracht
Den Christbaum, den Tannenbaum
Der Alles lustig macht! —

Du armer, armer Tannenbaum,
Wie war dir draußen weh!
Du strecktest deine Arme aus
Und trugst doch nichts als Schnee! —

So sag' uns doch, du schmucker Baum,
Was wirst du morgen tragen! —
Hobo! so darf man Narren wohl,
Doch keinen Christbaum fragen. —

Juchheissassa, Juchheissa!
Wie ist der Schnee so weiß,
Wie grün ist doch der Tannenbaum!
Der weiß schon, was er weiß! — —

Prinz Goldfisch und das Fischermädchen.

Ein Märchen.

1.

Es war einmal ein junger Königssohn, der war schön von Gestalt, und von Herzen gut. Jedermann freute sich, wenn er ihn nur sah, ja, es hatte sogar eine stolze Wasserfee, die in dem nahen Walde ihr Wesen trieb, ihn sehr liebgewonnen, und wünschte nichts sehnlicher, als daß er sie zur Frau nähme. Oft wenn der junge Königssohn durch den Forst auf die Jagd ritt, trat sie ihm in den Weg und redete ihn freundlich an. Er aber

konnte ein für allemal die Feen nicht leiden; daher drehte er denn auch dieser jedesmal den Rücken, sobald er sie nur von fern erblickte.

Weil die Fee nun im Guten die Zuneigung des Prinzen nicht gewinnen konnte, so versuchte sie mit ihren Wunderkünsten ihn dazu zu zwingen. Als er einmal auf der Jagd sich verirrt hatte, lockte sie ihn in ihr Zauberthal, und wie er dort in einem einsamen See badete und beim Baden unter das Wasser tauchte, verwandelte sie ihn in einen Goldfisch und zog ihn hinab in ihr Reich. Sie schwur, ihm nicht eher die menschliche Gestalt wieder zu geben, als bis er verspräche, daß er sich mit ihr vermählen wolle. — Uebrigens hatte sie ihm den Aufenthalt da unten so angenehm wie möglich gemacht. Er fand unter dem Wasser Alles, wie er es nur zu Hause gehabt hatte, Schloß und Garten

und Hofgesinde; auch waren die Goldschuppen mit denen er bekleidet war, so köstlicher Art, wie kein ander Metall noch Edelstein auf Erden, denn die Fee hatte darin ihre werthvollsten Zaubermittel verwendet.

Doch was half das dem verwandelten Prinzen? Er war doch immer nur ein Fisch und ehe er die Zauberin zur Frau genommen hätte, wär' er lieber gestorben.

Nun kam es bisweilen vor, daß die Fee in fernen Ländern wichtige Angelegenheiten zu besorgen hatte und dann auf einige Monate ihr Reich verlassen mußte.

In solcher Zeit war es, wo einmal an einem hellen Maientage Prinz Goldfisch an die Oberfläche des Sees heraufkam, um sich in der schönen Frühlingssonne seinen Kummer ein wenig zu verschwimmen. Wie er so still und traurig durch's Wasser zog, sah er im Schilf am Ufer einen grauen Kranich stehen, der ihn mit scharfen Blicken beobachtete.

„Sollte der mich fressen wollen?" dachte der Fisch, und wollte zuerst schnell untertauchen, um ihm zu entfliehen. Dann sprach er: „Nein! der kommt mir gerade recht, denn ich bin meines Lebens überdrüssig!" So schwamm er denn schnell zu dem Kranich hin und sprach zu ihm: „Du! Friß mich!" — Der aber machte ein ganz freundliches Gesicht und sprach: „Prinz Goldfisch, nur Muth! nur Muth! ich bin dein Freund und nicht dein Feind. Noch giebt es ein Mittel,

das dich von deiner Fischgestalt erlösen kann, aber es ist schmerzhaft!" — „Nenne es mir," rief der Fisch in Hast, denn beim näheren Anblick des Kranichs faßte er Vertrauen zu ihm. Der Kranich erwiederte: „Merk auf!"

„Es wird Eine kommen,
Die wird dir gefallen,
Du wirst ihr gut sein
Sie wird dich steinigen,
Als Fisch wirst du sterben,
Als Prinz wirst du leben.
Doch die Goldhaut, die Goldhaut die nimm mit dir
Gar mächtige Zauberkraft steckt in ihr.
Wenn die Fee sie bekommt, du wirst es beklagen,
Ade nun! Ade! Mehr darf ich nicht sagen!"

Nach diesen Worten erhob sich der Kranich und verschwand in den Lüften. — Prinz Goldfisch merkte nun wohl, daß ein guter Geist in dem Vogel stecke; neue Lebensluft erfüllte ihn. Die dunklen Worte des Kranichs gaben ihm vielen Stoff zum Nachdenken und mit Sehnsucht sah er dem Tage entgegen, der ihm Befreiung bringen sollte.

2.

In demselben Lande, wo dieses geschah, stand am Meeresstrande, da, wo ein Bach aus dem Wald sich in die See ergoß, eine einsame Hütte. In der Hütte wohnte ein armer alter Fischer mit seiner Tochter und die hieß Elsbeth.

Sonst pflegte der Mann jede liebe Nacht, wenn Fischenszeit war, auf den Fang in die See zu fahren, aber auch am Tage ging er wohl bisweilen mit der Angel in den Wald und holte sich dort aus dem Bache die schönsten Forellen und Schmerlen. Mit den gefangenen Fischen pflegte er dann von Zeit zu Zeit auf den Markt nach der Hauptstadt zu gehen, wo er einiges Geld dafür löste. Das war zwar sehr wenig, doch lebte er davon mit seinem lieben Kinde zufrieden und von Herzen froh. — Jetzt war aber der arme Mann seit einiger Zeit erblindet und vermochte nichts zu verdienen; da entschloß sich Elsbeth, die nun schon sechzehn Jahr alt war, des Vaters Geschäft zu betreiben, so viel es einem Mädchen von ihrem Alter möglich ist. Sie war kräftig und flink, obschon äußerst fein und zart, von schlanker Gestalt und lieblichem Antlitz.

Eines Tages ging sie auch wieder mit Angel und Netz in den Wald, um im Bache zu fischen. Wohl zwei Stunden brachte sie dort an den gewohnten Stellen zu; kein Fisch wollte sich zeigen. — „Geht's nicht hier, so geht's wo anders," dachte sie und zog tiefer in den Wald hinein. Aber auch da wollte nichts kommen. So zog sie weiter und weiter, bis sie zu einer Stelle kam, wo das Wasser zwischen runden seltsamen Wänden einen tiefen dunklen Weiher bildete. Ringsum standen schöne Blumen und farbige Büsche und das Alles gab einen anmuthigen Wiederschein in dem dunklen Spiegel des Wassers.

Es war Mittag, Alles still in weiter Runde. Kein Lüftchen ging, kein Blättchen bewegte sich und alle Vögel in den Bäumen schienen zu schlafen.

Nur einige blaue Libellen flatterten über dem Waſſer hin und her, und ſogen hier und dort an den gelben Waſſerlilien und den weißen Seetulpen.

Nicht weit vom Ufer ragte ein weißer, plattgewaſchener Stein aus der Fluth heraus, gerad als wär' er zu einem bequemen Sitz eingerichtet. Mit leichten Sprüngen hüpfte Elsbeth über die Kieſel zu dem Stein hin, ſetzte ſich darauf, warf ihre Angel aus und ſang mit klarer Stimme ihr Lock-Liedchen:

„Fiſchchen, komm ſchnell!
Sonne ſcheint hell,
Mückchen im Sonnenſchein
Warten hier oben dein.
Mückchen iſt zart und friſch,
Hol' dir's, du ſchöner Fiſch!"

Kaum war die Schnur im Waſſer, ſo biß auch ſchon etwas an und wie ſie's heranzog, war es ein Goldfiſch. Als Elsbeth ihn von der Angel losmachen wollte, ſah ſie, daß er ſich nicht am Haken, ſondern in die Schnur eingebiſſen

hatte, auch ließ er sich ohne Sträuben von ihr in die Hand nehmen. Er schaute sie mit seinen klaren, klugen Augen lange an.

„Was siehst du mich denn so an, du hübscher Fisch?“ sprach Elsbeth und freute sich über den Glanz seiner Schuppen. „Ich bin dir gut,“ antwortete ihr der Goldfisch, „und will dich glücklich machen!“ — Elsbeth erschrak und warf ihn in's Wasser zurück; das Thier aber rief wieder von unten: „Und wenn du mir nicht glaubst, so hebe das große Blatt der Seetulpe auf, das rechts von deinem Stein sich über das Wasser legt. Dort schau' hinunter.“ — Bei diesen Worten schoß der Fisch in die Tiefe.

Elsbeth wunderte sich allerdings ein wenig über dies seltsame Abenteuer, bald aber gefiel ihr die Sache und sie that, wie jener es ihr geheißen. Als sie das gewaltige Blatt aufhob, sah sie wie durch einen Krystall tief auf den Grund des See's. Ein klares Licht ergoß sich durch das Wasser; da schaute sie Wunder über Wunder. In einem blühenden Garten stand ein Königsschloß und vor dem Schlosse zwei Thronsessel von weißem Sammt; auf dem einen lag der Goldfisch, der andere stand leer; auch sah sie Ritter und Fräulein durch die Hecken da unten ziehen und vor dem Goldfisch sich neigen. Von dem Stein, auf dem Elsbeth saß, führte eine krystallene Treppe hinunter zu dem Schloß und auf jedem Absatz der Treppe standen Pagen, die sahen nach ihr herauf, als warteten sie ihres Winkes. Das sah Alles so schön aus, daß Elsbeth sich gar nicht satt daran sehen konnte. — Nach einiger Zeit bemerkte sie, wie der Goldfisch sich von seinem Thronsessel erhob und an die Oberfläche des Wassers heraufgeschwommen kam. Wieder sah er sie so freundlich an, und rief: „Elsbeth! Verlaß deinen Vater und deine arme schlechte Hütte und komm zu mir herunter. Da sollst du auf dem Thronsessel, den du gesehen, neben mir sitzen und eine Prinzessin sein und ich will dir Freuden schaffen, so viel das Jahr Tage zählt.“ —

„Ei, du nichtsnutziges Thier!“ rief Elsbeth im höchsten Zorn. „Meinen Vater sollt' ich verlassen? Da! nimm die Antwort auf deine dummen Reden!“ und dabei ergriff sie den nächsten Kieselstein und warf ihn dem Fisch an den Kopf.

Der Fisch und der Stein plumpten in's Wasser, aber in demselben Augenblick erhob sich ein Wirbelwind und die Wellen des See's spritzten mit weißem Schaum hoch in die Luft. Tief aus dem See herauf erscholl ein durchdringender Ton, erst wehmüthig und klagend, als sollt' er Einem das Herz mitten entzwei schneiden, dann aber klang es wieder wie lustige Flöten und Schalmeien, bis endlich auch diese Töne schwiegen. Die Wellen besänftigten sich, und das Wasser war so still und dunkelgrün als zuvor.

Nun sah Elsbeth auch den Goldfisch wieder aus dem Wasser tauchen, er schwamm aber nicht wie vorhin, sondern lag auf der Seite und als sie näher hinschaute, war es nur die Haut des Thieres, weder Fleisch noch Gräten darin.

Schnell griff sie mit der Hand danach und hatte eben die Fischhaut über dem Wasser hervorgezogen, als das große Blatt der Seetulpe neben ihr sich erhob und ein weißer Menschenarm darunter herauffuhr, der ebenfalls nach der Schuppenhaut greifen wollte. Aber schon hatte das Mädchen diese in ihrer Schürze verborgen und die weiße Hand zog sich wieder unter das Wasser zurück.

Elsbeth sprang nun schnell von ihrem Steine weg an's Ufer, und machte, daß sie so rasch wie möglich aus dem Walde kam. Es war ihr doch an dem See recht unheimlich zu Muth geworden. Erst als sie den Wald hinter sich hatte, nahm sie die Schuppenhaut aus ihrer Schürze hervor. Ei, wie war die schön! wie funkelte sie im Lichte! der Glanz schien wie lauter Abendgold und Abendröthe, es war wundervoll zu sehen; und doch ward Elsbeth auch wieder recht von Herzen traurig, wenn sie daran dachte, daß sie aus bloßer Uebereilung den armen Fisch todtgeworfen hatte. Der hatte es vielleicht mit seinen dummen Reden gar nicht so böse gemeint. Das Mitleid trieb ihr sogar die Thränen in die Augen.

Als sie nach Hause kam, wollte sie erst dem Vater Alles erzählen, was ihr begegnet war; jedesmal aber, wenn sie davon anfangen wollte, war's ihr wieder, als wenn ihr eine Stimme zurief: „Elsbeth! thu' es nicht!" — So verschloß sie denn die Schuppenhaut heimlich in ihrer Kiste, sie hoffte dieselbe ihrer seltenen Schönheit wegen in der Hauptstadt für ein Paar Groschen zu verkaufen und dem Vater eine unverhoffte Freude zu machen.

3.

Wenige Tage nachdem sich dies zugetragen hatte, war in den Städten und Dörfern des Landes großer Jubel. Herolde und Boten ritten auf allen Straßen umher und verkündeten dem Volk: der junge Königssohn, der vor längerer Zeit auf der Jagd, man wußte nicht wohin, verschwunden war, sei in der Hauptstadt wieder angekommen. Zugleich ward bekannt gemacht, daß er sich nun auch vermählen wolle, und zwar in der Art, wie das Gesetz des Landes es verschrieb.

Nach einem alten Brauche mußten dann nämlich die schönsten und reichsten Mädchen des Königreiches nach der Hauptstadt kommen, ein Schiedsgericht mußte bestimmen, welche von diesen die Allerschönste und zugleich die Allerreichste sei und mit dieser feierte dann der Prinz nach drei Tagen seine Hochzeit.

Das gab nun überall wo die Boten hinkamen, einen großen Lärm. Jedes Mädchen, das nur irgend ein niedlich Näschen oder ein Paar pfiffige Augen im Kopfe hatte, und dabei hoffärtig und eitel war, hielt sich für das Allerschönste. Aber selbst die Häßlichen dachten bei sich: kein Mensch sei ja vollkommen und außer einigen kleinen Schönheitsmängeln seien sie doch viel schöner als andere, die zwar regelmäßige aber sehr langweilige Gesichter hätten. Und dachten das nicht die Töchter, so dachten es doch manche ihrer Mütter. Was aber den Reichthum betraf, so verkauften die Herren Väter so schnell es nur ging ihre Häuser und Gärten und Wald und Feld, um nur reiche Kleider und Karossen und Dienerschaft für ihre Töchter anzuschaffen. Denn natürlich mußte jede in dem Schmuck, den sie bei diesem Feste trug, ihren Reichthum beurkunden.

Der letzte Tag des Monates war als der Termin bestimmt worden, wo in der Hauptstadt die große Festlichkeit stattfinden sollte. —

Von allen diesen Neuigkeiten war nun in der stillen Fischerhütte am Meer nicht das Geringste bekannt geworden. Wie sollte auch zu der einsamen Gegend die Kunde davon hindringen! Zudem hatte Elsbeth in den letzten vierzehn Tagen nur so viel Fische gefangen, wie sie und der Vater zu ihrem Unterhalt bedurften, und daher nichts nach der Stadt gebracht. Das war aber sehr traurig, denn ihr bischen Geld war fast zur Neige. Da fiel dem Mädchen die kostbare Goldfischhaut ein, die sie in ihrer Kiste hatte, und das machte ihr wieder neue Hoffnung.

Es war gerade der Abend vor dem letzten des Monats, als sie ihren Vater bat, er solle sie auf ein Paar Tage nach der Stadt gehen lassen, um einige Einkäufe zu machen, denn daß es mit dem Gelde so schlecht stand, wollte sie dem armen Manne noch nicht sagen, um ihm nicht jetzt schon Kummer zu machen. Gern gab der Vater ihrer Bitte nach. Wie freute sich Elsbeth, wenn sie daran dachte, wie viel Freude sie ihm mit dem Gelde machen konnte, das sie für die Schuppenhaut bekommen würde!

Früh am andern Morgen nahm sie ihr Körbchen, legte heimlich die Wunderhaut hinein, deckte ihr Tüchelchen darüber, und begab sich auf den Weg zur Stadt.

Lange war sie nur einsame Wege durch Sand und Dünen und Haide gegangen, als sie aber auf die große Landstraße kam, war es mit der Stille und Einsamkeit vorüber. Glänzende Staatswagen mit Vorreitern und Bedienten hinten und vorn rasselten an ihr vorüber, und in den Wagen saßen geputzte Jungfrauen, mit Sammt und Seide und Federn und Schmuck bedeckt, die reckten die Hälse in die Luft wie die Pfauen, wenn sie ein Rad schlagen. Wo sie hinfuhren und was sie für Gedanken im Sinn hatten, läßt sich leicht errathen.

Der prächtigſte Wagen aber kam ganz zuletzt. Acht Schimmel, ſo weiß wie Wellenſchaum zogen ihn in vollem Galopp, ſie hatten meergrünes Geſchirr und Schilfbüſchel auf den Köpfen. Die Dame, die in der Kutſche ſaß, war ebenfalls weiß und meergrün gekleidet, und ſah zwar nicht ſchön, aber ſehr ſtolz und wunderlich aus. Die Kutſche war von durchſichtigem Kryſtall und mit Seetulpen und Schilfblättern bekränzt.

Elsbeth war ganz in Staunen verſunken, wie ſie den blitzenden Wagen ſchon von weitem daherrollen ſah. Sie merkte darüber gar nicht, daß ihr das Körbchen vom Arme rutſchte und ſein Inhalt auf den Weg fiel. Indem war auch der Wagen ſchon da, und zugleich fiel ein Sonnenſtrahl auf die Schuppenhaut, daß ſie hell aufblitzte. — Wie durch einen Zauberſchlag ſtanden die Roſſe ſtill; da rief die ſtolze Jungfrau aus dem Wagen mit laut klingender Stimme:

„Mein Eigenthum am Boden dort!
Mein Zauberkleinod, die Schuppenhaut!
Auf! Silberſchwan, und bring ſie mir!“

Und ein ſilberner Schwan, welcher auf der Decke der Kutſche dageſeſſen hatte, als wär' er nur von todtem Metall, hob ſeine Flügel, ſchoß vom Wagen herunter, ergriff die Fiſchhaut mit ſeinem Schnabel und ließ ſie ſeiner Gebieterin durch die Oeffnung des Wagens auf den Schooß ſinken. Dann ſchwang er ſich wieder auf die Kutſchendecke, wurde ſtarr und ſteif wie vorhin und im Nu rollte der Wagen davon.

4.

Elsbeth wußte nicht wie ihr geſchah. Staunen, Schreck und Trauer über den verlornen Schatz, auf deſſen Verkauf ſie all' ihre Hoffnung geſetzt, alles das bewegte ſie ſo, daß ſie gar nicht wußte, was ſie nun thun ſolle. Sie ſetzte ſich auf das Geländer der Brücke, legte den Kopf in die Hand, ſann und ſann und ſchlief endlich vor Müdigkeit ein.

Als ſie erwachte, war es ſchon ſpät am Abend und die Sonne am Untergehen. Sie rieb ſich die Augen, da ſah ſie, wie neben ihr auf demſelben Geländer ein klein winzig Männlein ſaß, grau und runzlich, aber freundlich und manierlich. Das Männlein ließ ſich bald mit ihr in ein Geſpräch ein, erzählte ihr allerlei von dem Feſte in der Hauptſtadt, und fragte ſie zuletzt, ob ſie denn nicht auch ſich dem Prinzen wolle vorſtellen laſſen. Das kam dem armen Fiſcherkind doch gar zu komiſch vor, ſie lachte laut auf und ſprach im Scherz: „Warum denn nicht? Hab' ich doch ein Geſicht braun wie die Seeflunder, und bin ich doch ſo reich wie die Kirchenmaus; da kannſt du mich immer ſchon hinführen!“ — Das Männchen lächelte und ſtrich ſich mit ſchlauem Blick ſeinen langen, weißen Bart; dann erzählte es, es wäre ein ſtudirter Doctor und könne Blinde ſehend machen. Elsbeth dachte an ihren armen Vater und fragte hocherfreut, was es koſten ſolle, wenn das Männlein ihm ſein Augenlicht wieder gäbe? — „Hm!“ ſprach jener und ſchüttelte den Kopf, „du ſagſt, du biſt arm wie eine Kirchenmaus. Aber die Kirchenmaus hat kein ſo ſchwarzes Haar und keine ſo weißen Zähne wie du, das kann ich beides gebrauchen. Giebſt du mir deine drei vordern Zähne und läßt dir von mir die Haare vom

Kopfe ſcheeren, ſo mache ich deinen Vater geſund." — Das Mädchen ging voller Freude den Handel ein. „Nun aber noch eins," ſprach das Männlein; „wir müſſen jetzt nach der Stadt, ich um meine Salben und Kräuter zu holen, du um dir das Haar abſchneiden und die Zähne ausbrechen zu laſſen; denn nur dort kann das geſchehen!" Und Elsbeth war auch dazu bereit, hatte ſie ja doch die Hoffnung, daß ihr blinder Vater ſehend würde.

Nun führte der Doctor ſie auf einem Fußweg in den Wald, denn dort, ſagte er, liege im Fluſſe ſein Schifflein, und das könne ſie ſchon in einer Stunde nach der Stadt bringen, während ſie auf der Landſtraße viel längere Zeit zu gehen hätten. —

Erſt war der Fußſteig bequem, dann aber zog er ſich durch unwegſames Dickicht unter alten Bäumen hin, durch deren dunkle Wipfel faſt kein Abendſchimmer dringen konnte. Weiße Spinnenweben zogen ſich darin überall von Buſch zu Buſch, und legten ſich dem Mädchen, indem ſie durchſchlüpfen wollte, um Hand und Geſicht, um ihr rothes Mieder und um ihr blaues Röckchen. Elsbeth wollte ſich das garſtige Geſpinnſt abſtreifen, aber das Männlein ſprach:

„Laß ſein, laß ſein!
Keine Seide ſo fein,
Kein Schleier ſo ſchön,
Wirſt ſeh'n! Wirſt ſeh'n!"

Da ließ ſich das Mädchen denn ruhig von den Geweben umſpinnen. — Darauf fiel ein kühler Abendthau in großen Tropfen von den Blättern der Bäume, die hingen ſich an ihren Nacken und an den Hals und in die Kleider. Elsbeth wollte ſie ſich abſchütteln, aber das Männlein rief:

„Laß ſein, laß ſein!
Kein Perlenſchein,
Kein Edelſtein,
Erglänzt ſo fein!"

Und das Mädchen ließ die Tropfen ruhig hängen. — Darauf kamen ſie an ein kleines Wäſſerlein, das ſpülte dem Mädchen über die nackten Füße. Sie wollte das Waſſer abſchütteln, aber das Männlein rief:

„Laß in Ruh', laß in Ruh'
Die ſilbernen Schuh'!"

Und wirklich glänzte das Waſſer an ihren Füßchen, als hätte ſie Schuhe und Strümpfchen aus Silbertaffet an.

Endlich gelangten ſie zum Fluß, auf dem eine Gondel lag. Am Ufer war das Waſſer glatt und ſtill, und zwiſchen kleinen Waſſerblümchen flimmerten darin ſo hell die Sterne; es ſah aus, als wären ſie nicht der Wiederſchein des Himmels, ſondern als wiegten und ſchaukelten ſie ſich wirklich in der Fluth.

Von dem weiten Wege und dem lauen Sommerabende glühten der Elsbeth recht ihre Backen. Sie klagte es dem Männlein, das rieth ihr, den Kopf dreimal in's Waſſer zu tauchen, das würde ihr Labung bringen. Und wie ſie es that und den Kopf zum drittenmale herauszog, war es ihr, als wären die kleinen Waſſerblümchen ihr im Haare hängen geblieben und als leuchte ihr ein heller Schein um den Kopf. Wieder fuhr ſie mit der Hand dahin, um das, was da war, abzuſtreifen, aber das Männlein rief:

„Halt ein! halt ein!
Schau' nur hinein
In's Waſſer d'rein.
Jetzt biſt du fein!

Und wie Elsbeth in den Waſſerſpiegel hinunterſchaute, ſah ſie ſich ſelber, aber geziert mit einem Schmucke, wie kein Gold ihn erkaufen kann. Die feinſten weißen Schleier, beſtreut mit ſtrahlenden Perlen und Edelſteinen, umwanden ihren ſchlanken Leib, ein Kranz von funkelnden Sternen, die zwiſchen zarten Waſſer-Ranunkelchen ihre Strahlen hervorbrechen ließen, umgab ihr ſchönes, dunkles Haar; und um den Schmuck zu vollenden, kamen noch ein Paar Leuchtkäferchen angeflogen, ſetzten ſich ihr an die beiden Ohrläppchen und blieben daran hängen, als wären es koſtbare Ohrbuckeln.

Mit stillem Lächeln betrachtete Elsbeth ihr Spiegelbild im Waſſer. „Ei, wie ſeh' ich hübſch aus!“ rief ſie in kindlicher Freude, „hätt' ich doch nie gedacht, daß ich ſo ausſehen könnte!“ — Doch das Männlein trieb zur Eile. Nicht leicht ward es dem Mädchen, ſich von dem Bilde im Waſſer zu trennen, dennoch folgte ſie ſeinem Rufe und beſtieg mit ihm die Gondel.

Dieſe trieb den Fluß entlang und als ſie beide nun ſo ſtill dahinfuhren und Elsbeth immer und immer wieder in der Fluth neben ſich ihr Spiegelbild flimmern ſah, und als ihr dabei der Gedanke kam, daß alle der Schmuck, der ſie zierte, doch nur für den Augenblick ſei, und daß ſie obendrein ihr ſchwarzes Haar und ihre blanken Zähne hergeben ſollte, da fing es denn doch an, ihr ſchwer auf's Herz zu drücken, denn auch Schönheit iſt ein Gut, das wohl Keiner, der es hat, gern verlieren mag.

Das Männlein ſah, wie dem Mädchen ganz leiſe ein Thränlein über die Wange rollte. „Elsbeth,“ ſprach er, „noch iſt es Zeit. Wenn du willſt, kehren wir um, und ich bring' dich wieder zu deiner Hütte; dann behältſt du dein Haar und deine Zähne und alle den Schmuck, den du jetzt an dir haſt. — Aber dein Vater bleibt dann freilich blind!“ „Nein, nein,“ rief Elsbeth, „nimm mir Alles, nimm mir mein Leben, nur mache meinen Vater wieder geſund!“ — Schon hob ſie wieder die Hand, um den ſeltenen Putz von ſich abzuſtreifen, aber der Kleine ließ es nicht zu, und nur mit Mühe gelang es ihm, ſie zu beruhigen.

Indeß waren ſie auf dem Fluß bis in die Hauptſtadt und in die königlichen Gärten hineingekommen, wo eben mit großer Feſtlichkeit die Hochzeit-Wahl einer Prinzeſſin gefeiert wurde. Hoch über ihren Köpfen ſah Elsbeth den Wiederſchein der Fackeln und Feuerbecken, ſie hörte Klänge einer rauſchenden Muſik und das Geſumme einer großen Volksmenge, aber die hohen Mauern, zwiſchen denen der Fluß ſie hinführte, ließen ſie nichts von dem Feſte ſelbſt wahrnehmen.

Endlich landeten ſie an einem Hügel. Sie traten aus der Gondel und beſtiegen den Gipfel des Hügels, der von einer dichten Lorbeer-Hecke umgeben war. Dort oben bog das Männlein einen Lorbeerzweig zurück und ſprach zu dem Mädchen: „Hier ſchau' hinunter!“ — Da ſah Elsbeth dicht vor ihren Füßen ein Schauſpiel der Pracht und Herrlichkeit, wie ſie es nie zuvor geträumt hatte.

5.

Nun hört, was Elsbeth da alles erblickte.

Im Hintergrunde ragte mit ſeinen Thürmen und Zinnen und mit ſeinen hellerleuchteten Fenſtern das königliche Schloß hoch in die Mondnacht hinein.

Vor dem Schloſſe war eine lange, breite Terraſſe, darauf ſtanden unter einem Thronhimmel zwei Lehnſtühle von weißem Sammet, gerade wie ſie Elsbeth im See des Zauberwaldes geſehen hatte. Einer dieſer Stühle war leer, aber auf dem andern ſaß der ſchöne junge Königsſohn, und hinter ihm der König, ſein Vater und der ganze königliche Hofſtaat. Dieſen gegenüber ſtand eine Reihe von wohl hundert rothſeidenen Seſſeln, darauf ſaßen die Jungfrauen, die zur Wahl ſich herbegeben hatten, mit allem Reichthum der Erde behangen und umwickelt und beſtittert. Dann war auf der einen Seite ein himmelblaues Gerüſt, auf dem die erſten Maler und Bankiers des Landes verſammelt waren, damit ſie als Richter der Schönheit und des Reichthums ihr Amt verwalteten. Ihnen aber gegenüber auf einem orangefarbenen Gerüſte bliesen die Poſaunenbläſer, paukten die Trommler und ſtrichen die Geiger ihre Inſtrumente, daß es eine Luſt anzuſehen und anzuhören war.

Rechts und links von dieſer Terraſſe ſpritzten herrliche Springbrunnen rothen und weißen Wein hoch in die Luft, und um die Brunnen ſtanden gedeckte Tafeln, die waren mit den köſtlichſten Speiſen beſetzt. In großem Halbkreiſe auf der Wieſe, die das Schloß umgab, lagerte das Volk unter Gehängen von farbigen Laternen, die an den Lorbeerbäumen befeſtigt waren.

Den ganzen Nachmittag hatten nun ſchon die Richter berathen, welche von den angekommenen Jungfrauen werth ſei, die Frau des jungen Prinzen zu werden, und da hatte es wie gewöhnlich viel Streit gegeben. Die Maler verſtanden nicht den Reichthum zu beurtheilen, die Bankiers hatten mitunter ganz verkehrte Anſichten von der Schönheit. — Jetzt aber war die Stunde gekommen, wo ſie die letzte Entſcheidung ausſprechen ſollten. Noch einmal ſetzten ſie daher ihre Brillen auf die Naſen und legten ihre Perſpective an die Augen, um noch die letzte Prüfung auch bei Lampenbeleuchtung anzuſtellen; denn der Schicklichkeit wegen durften ſie die Jungfrauen nicht zu nahe betrachten. Da blies plötzlich von der Zinne der Burg der Thürmer; dies war ein Zeichen, daß ſo eben noch eine Jungfrau als Mitbewerberin ankomme. Bald rollte auch eine Kutſche daher, die war ganz von Kryſtall und mit acht weißen Schimmeln beſpannt. Und ſiehe da, die ſtolze Donna, die aus der Kutſche ſtieg, war dieſelbe, die der Elsbeth auf der Landſtraße ihre Goldhaut geraubt hatte. Mit kecken Schritten und einer Miene, der man anſah, ſie wäre ihres Sieges gewiß, ging ſie auf den Platz, welcher in der Reihe der Jungfrauen noch, wie es ſchien, für ſie offen gelaſſen war. Sie hatte denſelben Anzug an, wie heute Mittag, meergrün und weiß, und doch erſchien ſie jetzt viel ſchöner; denn ein Kranz von goldenen Schuppen, die wie Abendgold und Abendröthe glänzten, warf über ihr Antlitz einen wunderbaren Schönheitszauber, ſo daß der Putz aller übrigen dagegen matt und wäſſerig erſchien.

Aller Blicke richteten ſich auf die ſtolze Erſcheinung und kaum hatten die Richter ſie wahrgenommen, als ſie die Köpfe zuſammenſteckten und ihre Mienen plötzlich die größte Uebereinſtimmung verriethen.

Nun ſtieg eine rothe Rakete in die Luft, zum Zeichen, daß diejenige als künftige Königin begrüßt werden ſollte, die man dazu für würdig befunden. Eine Deputation der Richter erhob ſich, Trabanten und Herolde ſchloſſen ſich an und ihnen folgte ein Page, der eine kleine goldene Krone auf einem Kiſſen vor ſich hertrug. Der Zug bewegte ſich geradewegs zu derjenigen hin, die zuletzt angekommen. Triumphirend erhob ſich die übermüthige Jungfrau von ihrem Sitze, ihre Blicke ſchienen Alles um ſich her, wie der Hagel die Wieſenblumen niederzuſchmettern, und ſchon begann der Präſident des Gerichtes der Schönheit und des Reichthums eine zierliche Anrede in Verſen, worin er die hohen Eigenſchaften der Erwählten pries.

Der Page kniete nieder und hielt die Krone empor, gierig ſtreckte die Jungfrau die Hände danach aus. — — Da erbrauſte auf einmal ein ungeheurer Wirbelwind mit ſolcher Gewalt, daß die Krone vom Kiſſen gewebt wurde und alle Lampen und Fackeln rings umher erloſchen. Nur die erleuchteten Fenſter des Schloſſes ergoſſen noch einen matten Schimmer über den Platz. Sogleich aber legte ſich auch der Wirbelwind und alles war ſtill wie zuvor.

Auch der Lorbeerbuſch, der Elsbeth bisher verdeckt hatte, war vom Sturm niedergeriſſen. Allen ſichtbar ſtand nun das Fiſchermädchen da, in ihrem leuchtenden Sternenkranz, umweht von den Schleiern, in denen die Thauperlen als Edelſteine funkelten; und in dem Glanze dieſer reinen Lichter erſchien ihr unſchuldiges Angeſicht wunderbar verklärt.

Das Krachen des umſtürzenden Baumes hatte die Blicke der Menge nach dem Hügel hingelenkt. Ein lautes „Ach“ der Verwunderung unterbrach die Stille. Darauf rief Alles, Volk und Richter wie mit einem Munde: „Seht! ſeht! da ſteht die ſchönſte und reichſte Jungfrau der Welt! da ſteht unſere zu-

künftige Königin, sie lebe hoch!!" — Und es schmetterten die Trompeten, Kanonen wurden gelöst, Raketen und Mützen flogen in die Luft und der Jubel des Volkes wollte kein Ende nehmen.

Wie aber der junge Königssohn in hohen Freuden von seinem Thron sich erhob, um die ihm vermählte Braut zu begrüßen und als er vorbeischritt an der Jungfrau, deren Stolz so eben gedemüthigt worden, da riß diese den goldenen Schuppenkranz aus ihrem Haar, warf ihn dem Prinzen vor die Füße und sprach: „Nimm hin dein Eigenthum, ich fühl's, mein Reich und mein Leben geht zu Ende, mein Stolz ist besiegt; denn der Geist, der jenes Kind dir zuführte, ist mächtiger als ich." —

Sie winkte. Die Krystall-Kutsche rollte vor, die Wasserfee bestieg sie und versank mit ihr in den Boden. An der Stelle, wo sie versunken war, rauschte alsbald ein Brunnen mit unheimlichem Gemurmel durch das Gras.

Und wie die Fee es gesagt hatte, so war es auch. Ein mächtiger Zauberer hatte schon lange unsichtbar die Geschicke des Königssohnes gelenkt. Er war auch der graue Kranich und das graue Männlein gewesen, das führte dem Prinzen eine Braut zu, die allein seiner würdig war. Zwar war der Wunderschmuck, den er ihr durch seine Waldgeister bescheert hatte, von seltener Pracht, aber ihr größter Reichthum war die Unschuld und die Treue ihres Herzens, und eben diese Unschuld und diese Treue verliehen ihrem Angesicht eine Schönheit, die keine der andern Jungfrauen aufzuweisen hatte und die ihr Aller Gemüther gewann.

Mit der Einwilligung ihres Vaters, dem das graue Männlein alsbald sein Augenlicht wieder gab, ward Elsbeth die glückliche Frau des jungen Königsohns, und als dieser nach dem Tode seines Vaters König wurde, regierten beide unter dem Schutze des guten Zaubergeistes, der sie auch ferner durch Rath und That unterstützte, ihr Land mit solcher Weisheit, daß ihr Volk sie segnete für alle Zeiten.

Reimsprüche.

Alte soll man ehren,
Junge soll man lehren,
Weise soll man fragen,
Mit Narren sich vertragen.

Wo Aeltere sprechen, da schweig' du still,
Sprich selber wenig und höre viel.

Wenn der Faule nicht muß,
Rührt er nicht Hand noch Fuß,
Fängt der Fleißige was an,
Treibt er sich selber an.

Begehrst du wenig, bist du klug;
Wer viel begehrt, hat nie genug.

Der Faule.

„Heute nach der Schule geben,
Da ſo ſchönes Wetter iſt?
Nein! Wozu denn immer lernen,
Was man ſpäter doch vergißt!

Doch die Zeit wird lang mir werden,
Und wie bring' ich ſie herum? —
Spitz! komm' her! Dich will ich lehren
Hund, du biſt mir viel zu dumm!

And're Hund' in deinem Alter
Können dienen, Schildwach' ſteh'n,
Können tanzen, appertiren,
Auf Befehl in's Waſſer geh'n.

Ja, du denkſt es geht ſo weiter
Wie du's ſonſt getrieben haſt.
Nein, mein Spitz, jetzt heißt es lernen.
Hier! Komm' her! Und aufgepaßt!

So — Nun ſtell' dich in die Ecke —
Hoch! den Kopf zu mir gericht't —
Pfötchen geben! — So! — noch einmal!
Sonſt giebt's Schläge! — Willſt du nicht?

Was? du knurrst? du willst nicht lernen?
Seht mir doch den faulen Wicht!
Wer nichts lernt, verdienet Strafe,
Kennst du diese Regel nicht?“ —

„Horch! — Wer kommt?“ — — Es ist der Vater!
Streng ruft er dem Knaben zu
„Wer nichts lernt, verdienet Strafe!
Sprich! und was verdienest du?““

Kaninchen.

Kaninchen, Karnickelchen,
Was bist du doch so stumm!
Du sprichst nicht, du singst nicht,
Und läufst so sacht herum.

Kaninchen, Karnickelchen!
Hast Augen groß und blank,
Auch fehlt es dir an Ohren nicht;
Die sind gehörig lang.

Kaninchen, Karnickelchen!
Kannst essen, trinken, schlafen,
Doch mit dem Lernen merk' ich schon,
Machst du dir nichts zu schaffen.

Kaninchen, Karnickelchen!
Ich wette was darum,
Trotz großem Aug' und großem Ohr,
Du bist ein bißel dumm!

Steckenreiter-Lehren.

1.

Herr Reiter, mein Reiter, nun reit' Er 'mal aus
Und bring' Er mir recht etwas Schönes nach Haus
Aus Nürnberg Spielzeug, und Putz aus Berlin,
Und Bücher aus Leipzig, und Backwerk aus Wien.

2.

Und kommt 'mal ein Wetter, und regnet's einmal,
Da führ' Er sein Pferd nur nicht gleich in den Stall,
Ein Reiter wie Er muß kein Reskükel sein
Durch Sturmwind und Regen! Geritten muß sein!

3.

Herr Reiter, mein Reiter, und trinkt Er 'mal gern:
Am Weg steht ein Wirthshaus, am Thor hängt ein Stern.
Und ißt Er dort Braten und trinkt Er dort Wein:
Auf meine Gesundheit! sonst darf es nicht sein!

4.

Herr Reiter und kommen ihm Räuber entgegen,
Da greif' Er nur gleich nach Piſtolen und Degen.
Ein Reiter wie Er muß kein Haſenfuß ſein,
Da mach' Er nicht Flauſen und ſchlag' Er darein!

5.

Nun vorwärts' zum Kuckuk. Er trödelt mir ſchön'
Sein Röſslein das ſtampfet und will nimmer ſtehn.
Ade nun' und geb' Er die Sporen dem Pferd,
Sonſt iſt ja der Reiter kein'n Heller nicht werth'

Schön Blümlein.

Bin ich hinausgegangen
Des Morgens in der Früh',
Die Blümlein thäten prangen,
So ſchön ſah ich ſie nie.

Dacht' eins davon zu pflücken,
Das ſchönſte, das ich ſah,
Wollt' eben mich d'rum bücken.
Ei, was erblickt' ich da!

Die Schmetterling' und Bienen,
Die Käſer hell und blank,
Die mußten all' ihm dienen
Mit fröhlichem Morgenſang.

Die Bienen unter Summen
Sie gaben ihm manchen Kuß,
Die Käſer unter Brummen, —
Das iſt ſo Käſergruß. —

Und wie ſie ſo erzeiget
Ihr Spiel die Kreuz und Quer,
Hat's Blümlein ſich geneiget
Mit Freuden hin und her.

Da hab' ich's nicht gebrochen,
Es wär' ja morgen todt,
Und habe nur geſprochen:
Ade' ſchön Blümlein roth'

Und Schmetterling' und Bienen,
Die Käſer hell und blank,
Die ſangen mit frohen Mienen
Mir einen ſchönen Dank

Die Wurzelprinzessin.

Ein Märchen.

Erstes Capitel.

Von dem Wurzelthal und seinen Bewohnern. — Die erzählenden Gäste. — Der Wurzelkönig und seine neugierige Tochter. — Die Luftkutsche. — Die Festlichkeiten in der Menschenstadt. — Heimkehr durch die Luft von der Rathsthurmgallerie. — Die Grillen der Prinzessin.

Auf dem Wege zwischen Nürnberg und Leipzig lief in früheren Zeiten die Straße an einer Stelle neben dem Rande eines dunkeln Waldes hin, der weit in das Land hinein über die Berge sich fortzog. Mitten in diesem Dickicht bildeten Felsen ein tiefes grünes Thal, von fast undurchdringlichen Hecken umgränzt, so daß weder Menschen noch große Thiere dort einzudringen vermochten. Hier lebte zu jener Zeit das lustige Volk der Wurzelmännchen. Das waren niedliche, menschenähnliche Geschöpfchen, die größten vielleicht eine Spanne, die kleinsten einen kleinen Finger lang. Sie wohnten im Sommer in Mooslauben und unter hohen Farrenkräutern, im Winter verkrochen sie sich zwischen Baumwurzeln, in Astlöcher und Felsspalten. Ihre Kleidung war fein und zierlich: die Männerchen trugen Moosröckchen und Moosböschen, die Weiberchen Kleider von hübschen bunten Blumen-, Blättern und Spinnengeweben, je nachdem es warm oder kalt war. Von langer Weile wußten sie nichts, immer hatten sie viel zu thun, mußten ihre Straßen in Ordnung halten, Vorräthe sammeln und dergleichen mehr, auch trieben sie gern allerlei Kurzweil mit Klettern und Springen, stellten auf dem Bach, der durch ihr Land floß, große Wasserfahrten in Nußschalen an, jagten sich mit Grashüpfern und Maikäfern, und führten nach dem Gesange der Vögel die zierlichsten Tänze auf; dazu verstanden sie die Sprache aller lebenden Wesen.

Zwei Feste im Jahr machten den Wurzelmännchen besondere Freude. An gewissen Tagen des Frühlings und Herbstes zogen große Schaaren munterer

Gäste heran, die dann gastfreundlich bewirthet wurden und zum Dank dafür dem kleinen neugierigen Volk zu erzählen pflegten, wie es draußen in der Welt zuging.

Diese Gäste waren Niemand anders, als die tausende und aber tausende von Wandervögeln, die im Frühling aus dem Süden, im Herbst aus dem Norden daher kamen. — Da klapperten die Störche ihre Dorfgeschichten, die Jagschwalben zwitscherten Hausmärchen und die Nachtigallen brachten neue schöne Lieder mit; dann kamen auch wohl noch Wanderratten dazu und trugen Reisebeschreibungen vor, und Elstern und Krähen erzählten schauerliche Sagen. Auf diese Weise erhielt das Wurzel-Volk fortwährende Kunde von der ganzen Welt. Allerdings erregten solche Erzählungen große Neugier, die Menschen kennen zu lernen, doch immer hielt eine angeborne Scheu die kleinen Wesen ab, ihr friedliches Thal zu verlassen.

Nun regierte einmal in jenem Volke ein guter lieber Wurzelkönig, der hatte eine sehr schöne Prinzessin zur Tochter. Diese aber war neugieriger als alle andern Mädchen der Welt, ja sogar neugieriger als alle ihre kleinen Landsmänninnen. Der Wunsch, auch einmal die Menschen da draußen zu sehen, von denen sie so viel Wunderbares gehört hatte, war bei ihr gar mächtig geworden. Der gute König that sein Möglichstes, ihr diesen Wunsch auszureden. Er stellte ihr die Menschen als grimmige, eigennützige Riesen vor. „Kein lebendes Geschöpf", sagte er, „sei vor ihrer Herrschsucht sicher, der größte Elephant müsse eben so gut nach ihrem Willen tanzen, wie der kleinste Floh." — Das half Alles nicht, seine Tochter hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, eine Reise in's Land der Menschen zu versuchen. Weil nun dieser Gedanke sie immer schwermüthiger und magerer machte, beschloß der König endlich, ihren Willen zu thun, in der festen Hoffnung, der eigne Anblick würde sie für immer abschrecken und von ihrer krankhaften Neugierde heilen.

Sogleich wurde ein schönes neues Vogelnest ausgesucht, mit Federn und Moos gepolstert und darüber von Blättern ein schattiges Dach zum Schutz gegen die Sonne befestigt. Das bestieg der Wurzelkönig mit der Prinzessin. Auch vergaß man nicht ein feines Mittagsessen von saftigen Beeren, Honig und Blüthenknospen hineinzulegen. Zwei Kraniche, die sich acht Tage vorher darauf eingeübt hatten, nahmen das Nest in ihren Schnabel und im Fluge ging es durch die Luft geradeswegs zur nächsten Hauptstadt der Menschen.

In wenig Stunden schwebten die beiden Vögel mit dem Neste über den Häusern der Stadt. Mit leisem Fluge ließen sie sich aus der Luft herab und setzten die königliche Luftkutsche vorsichtig auf die Thurmgallerie des Rathhauses nieder, von wo man alle Straßen überschauen konnte, ohne Gefahr, selbst ge-

sehen zu werden. — Das war ein Anblick! so prächtig hatte selbst der König sich nicht eine Menschenstadt denken können. Die Prinzessin jubelte auch vor Freuden so sehr, daß sie beinahe aus dem Nest gefallen wäre, hätte nicht einer der Kraniche mit seinem langen Schnabel sie schnell an den Beinchen festgehalten.

Nun wollte aber der Zufall, daß gerade an demselben Tage der Prinz des Landes in dieser Hauptstadt seine Hochzeit mit einer fremden Königstochter feierte, so daß die ganze Stadt in größter Pracht funkelte.

Was gab es da nicht Alles zu schauen! Aufzüge, Jahrmarkt, Paraden von tausend Regimentern, Theater im Freien, Seiltänzer, Tanzböden, Wettrennen — es läßt sich unmöglich beschreiben! Vor Allem aber der Prinz und seine junge Frau! Wie schön sah er aus in seiner rothen Husarenuniform, mit dem Stern auf der Brust, dem Schnurr- und Knebelbart und den großen blauen Augen, und sie, im rothen Sammetkleide mit Perlen und Brillanten über und über bedeckt, die bis hoch auf die Rathsthurmgallerie heraufblitzten! — Wo man nur hinsah, gab es immer wieder was Neues und so ging es vom frühen Morgen bis die Sonne hinter den Bergen verschwand.

So sehr alle die Herrlichkeiten den Wurzelkönig auch entzückten: sein Urtheil über die Menschen änderte sich nicht. Daher war es ihm denn gar nicht recht, daß seine Tochter gerade am heutigen Tage die glänzendsten Seiten des menschlichen Treibens mußte kennen lernen. Dennoch war er zu schwach, sich selbst den Anblick zu versagen. Er wäre auch noch länger dort oben geblieben, wenn bei anbrechender Dunkelheit nicht plötzlich Menschen auf die Gallerie gekommen wären, um dort Illumination und Feuerwerk anzustecken. Die Männer näherten sich dem Neste. Wie erschrak die Prinzessin beim Anblick dieser Riesengestalten! Auch der König verlor vor Angst die Sprache, und hätten nicht die Kraniche von selbst das Storchnest in die Höhe gehoben und in raschem Fluge davon getragen, so wäre es mit dem Wurzelpärchen und unsrer Geschichte bald zu Ende gewesen. So aber war es gerade zur rechten Zeit. Noch ganz von weitem sahen die Luftfahrer das Feuerwerk über dem Rathhausthurm in die Luft prasseln, was aus der Ferne zwar sehr prächtig anzuschauen war, in

der Nähe aber ihr ſicherer Tod geweſen wäre. Wohlbehalten kamen Beide wieder in ihrem Wurzelthal an.

Freilich erkannte nun wohl die kleine Prinzeſſin, daß die Menſchen für ſie zu groß wären, als daß ſie mit Vergnügen ihre Herrlichkeiten hätte genießen können. Die alten Wünſche ſtiegen aber dennoch wieder und jetzt viel ſtärker als früher in ihrem Herzen auf, wenn gleich in einer etwas andern Geſtalt. Sie bildete ſich feſt ein, es müſſe auf Erden noch ein anderes Geſchlecht geben, ſo klein wie ihre Landsleute, aber ſo geſcheidt wie die Menſchen, und ſie beſchloß daher niemals in ihrem Leben zu heirathen, wenn nicht ein Prinz von ihrer Größe ſie zur Frau nähme; der aber müßte gerade ſolche Huſarenjacke anhaben, gerade ſolchen Stern auf der Bruſt tragen und gerade ſo große blaue Augen beſitzen, wie der Menſchen-Prinz in der Hauptſtadt, auch ſollte er über ein Völkchen regieren, das ähnliche Eigenſchaften wie jener beſäße.

Dieſe Grille ſeiner Tochter machte den alten guten König recht traurig. Wie gern hätte er einen Schwiegerſohn gehabt! aber ein ſolcher? wo in der ganzen Welt war der zu finden? Zwar verſuchte er alles Mögliche, um ſein Volk nach menſchlichen Grundſätzen zu bilden, doch kam bei alledem nicht eben viel Geſcheidtes heraus. Hören konnten die kleinen Kerle nicht genug von den Menſchen und ihrem Treiben, aber ſelbſt welche werden? Nein! Sie wollten nun und immer bleiben, was ſie waren: freie luſtige Wurzelmänner! — Die Folge davon war, daß die Prinzeſſin keinen Mann und der König keinen Schwiegerſohn bekam.

Zweites Capitel.

Das Frühlingsfeſt im Wurzelthal. — Die Nußwieſe. — Die Wandervögel. — Es erſcheint ein fremdes Volk. — Nußknacker und Hampelmann. — Die Prinzeſſin geräth in Entzücken.

Es waren mehrere Jahre vergangen, als wieder einmal das Frühlingsfeſt erſchien. Schon blühte und ſproßte Alles, auf Bäumen und Hecken, auf den Felſen, wie in den Gründen. Das Wurzelvolk hatte bereits ſeine dunkeln Winterquartiere verlaſſen und die Sommerwohnungen an dem kühlen Bache bezogen, der jetzt wieder luſtig dahinſprudelte. Begierig harrte Alles auf die Ankunft der geflügelten Gäſte.

Endlich kam der große Tag heran. Es war ein schöner Maienmorgen; durch das junge saftige Nußlaub des Waldes flimmerte und funkelte der Sonnenschein über Blumen und Rasen, über Kiesel und Wellen. Da sah man schon ganz in der Frühe die kleinen Herolde in neuen Moosröckchen auf Heupferdchen das Thal durchreiten und mit heller Stimme riefen sie überall aus:

„Heraus ihr Wurzelmänner, heraus!
Der Frühling ist kommen, die Vögel sind drauß'!"

Kaum war der Ruf vernommen, so strömte das ganze kleine Volk zur Nußwiese hin, die, immer für solche Feste bestimmt, auch diesmal auf's schönste geschmückt war. In der Mitte prangte auf einem zierlich mit Kieselsteinchen belegten Maulwurfshaufen der Thron für den guten König und seine schöne Tochter, er war aus Schneckenhäusern und Bachmuscheln erbaut und mit Federchen gepolstert. Eine lange sechsfache Allee von Maiglöckchen führte schnurgerade zu ihm hin und als die königlichen Herrschaften, begleitet vom ganzen Hofe, auf Eichkätzchen da hindurch galloppirten, erklangen alle Maiglöckchen in wunderlieblichen Melodien, denn an jeder Staude war eine Spinne angestellt, die sämmtliche Glocken daran an feinen Spinnefäden läuten mußte.

Es erfolgte eine feierliche Stille. Die Vögel waren noch immer nicht da. Wahrscheinlich hatten sie sich noch irgendwo in der Nähe niedergelassen, um ihre Federn, die von der langen Reise in Unordnung gerathen, in Ordnung zu bringen; sie mußten doch vor ihren freundlichen Wirthen als anständige Gäste erscheinen. — Plötzlich hörte man fern, dann immer näher und näher ein Platzen von Knallschoten, das gewöhnliche Zeichen, daß die Gäste im Anzuge wären und alsbald rauschte es hoch in der Luft. Schon kamen einzelne Züge der Vögel über den Wald daher, dann wieder welche, und so immer mehr, bis zuletzt die Wiese ganz beschattet ward von den fliegenden Gästen. In langen Schaaren ließen sie sich auf der Mitte des Platzes nieder.

Allgemeiner Jubelruf erscholl ringsum. Darauf ließ man die Ankömmlinge an Speise und Trank sich erquicken und nun bestieg ein alter Storch, der berühmteste Erzähler seiner Zeit, einen Felsblock, der ihm als Katheder diente. Schon machte er sein gemüthliches Gesicht, womit er alle Erzählungen zu beginnen pflegte, schon räusperte er sich und öffnete den langen rothen Schnabel: da ward er durch ein lautes Gemurmel des Volks unterbrochen und ein eigenthümliches Geräusch, wie von vielen Wagen und Pferden erscholl aus der Ferne. Wurzelherolde sprengten heran und meldeten: drinnen im Walde rücke ein ganz neues fremdes Volk in unabsehbaren Schaaren daher, geführt von einem Prinzen in rother Husarenuniform mit großen blauen Augen und einem Stern auf der

Bruſt. Derſelbe nenne ſich Fürſt Nußknacker, ſein Miniſter heiße Hampelmann und Beide erſuchten den Wurzelkönig und deſſen Fräulein Tochter um eine allergnädigſte Audienz.

Bei dieſer Nachricht ward die Prinzeſſin vor Schreck glühend roth und der König leichenblaß. Die Prinzeſſin glaubte, der Menſchenprinz in der Hauptſtadt habe ſie neulich auf der Rathhausthurmgallerie erblickt, und komme her, um ſie zu heirathen. Der König fürchtete, das Rieſenvolk der Menſchen ziehe herbei, um ihn und ſeine Unterthanen zu vernichten und ſein Land zu erobern. Als ſie aber erfuhren, Prinz Nußknacker und deſſen Volk ſei nicht größer als die Wurzelmänner ſelber, verwandelte ſich ihre Angſt in eine ſolche Freude, daß die Prinzeſſin ihrem Vater um den Hals fiel und gar nicht aufhören konnte, ſeine Hände zu küſſen; der König aber gebot dem erzählenden Vogel Schweigen und befahl, den fremden Prinzen mit ſeinem Gefolge ſogleich herzuführen.

Wie Prinz Nußknacker und ſein Rath Hampelmann hierher kommen, wird das folgende Capitel erzählen.

Drittes Capitel.

Der Wunderbach an der Straße. — Der herabgeſtürzte Frachtwagen. — Nußknacker und Hampelmann werden lebendig. — Die drei Wünſche. — Die Kiſten voll Nürnberger Spielzeug. — Die Wanderratten. — Wie Hampelmann ein Volk und eine Armee lebendig macht. — Schlacht gegen die Ratten. — Huldigung. — Der Völkerzug nach dem Wurzelthal.

Die Straße von Nürnberg nach Leipzig führte zur Zeit unſerer Erzählung an einer Stelle neben einer tiefen Schlucht dahin, durch die ein klarer Bach ſich hindurch ſchlängelte. Er kam gerades Weges aus dem Wurzelthale und hatte die wunderbare Eigenſchaft, daß Alles, was da hineinfiel, ſogleich lebendig wurde, wenn es nur vorher ſchon die Geſtalt irgend eines lebenden Weſens gehabt hatte.

Da geſchah es eines Tages, daß ein Frachtwagen, der zur Leipziger Meſſe fuhr und thurmhoch voll Kiſten und Kaſten gepackt war, gerade als er an dieſer Schlucht vorüberkam, ein Rad brach und in den Abgrund ſtürzte. In den Kiſten war lauter Nürnberger Spielzeug aller Art und von ſolcher Menge, daß ein ganzer Jahrmarkt damit ausgeſtattet werden konnte. Als der arme Fuhrmann den Wagen da unten liegen ſah, wo kein Menſch hinzukommen konnte, lief er in die weite Welt. Wer weiß, wo er geblieben iſt! — —

Natürlich waren durch den Sturz des Wagens einige Kiſten aufgeſprungen und von den Puppen, die da herausfielen, waren ein Nußknacker und ein Hampelmann in den Wunderbach gerollt. Eben wurden ſie vom Waſſer des Baches nur ein wenig benetzt, ſo durchdrang auch beide ſogleich ein wunderbares Leben. Langſam erhoben ſie ſich und ſahen verwundert einander an. Nußknacker, ſchön lackirt mit den glotzenden blauen Augen, dem hölzernen Zopf und dem Stern auf der Bruſt, ſtand auf ſeinen Beinen wie eine Säule da; Hampelmann dagegen in ſeiner bunten Jacke, mit lachendem Geſicht, ſchlug Hände und Beine vor Freuden über den Kopf zuſammen und hüpfte wie ein Wiedehopf um jenen herum.

Wie diese ersten Lebensregungen in ruhigere Betrachtung übergingen, öffnete Hampelmann zuerst den Mund und sagte: „Großer Prinz! Daß Ihr ein Prinz seid und ich Euer lustiger Rath, das ist klar, denn sonst hättet Ihr keinen Stern und ich keine Narrenjacke. Was aber nun anfangen?"

„Diese Frage zu beantworten kommt Dir zu, aber nicht mir", entgegnete Nußknacker, den das Gefühl seiner erhabenen Geburt schon jetzt sehr stolz und nachdenklich gemacht hatte. In den Bart murmelnd, bewegte er seine kräftigen Unterkinnbacken fortwährend auf und nieder, und fuhr dann weiter fort: „Lieber Hampelmann! Daß ich, wie Du sehr richtig erkannt hast, zu einem großen Mann geboren bin, bestätigen mir, außer meinem Stern, auch noch drei Wünsche, die so eben in mir aufsteigen. Der erste Wunsch zielt auf ein Gericht guter und feiner Nüsse, denn ich bin bei außerordentlichem Appetit; der zweite besteht in der Sehnsucht nach einem treuen Volk und einer glänzenden Armee, denn zum Regieren bin ich nun einmal geboren; der dritte endlich geht aus nach einer schönen und reichen Prinzessin, die mir zugleich als Mitgabe ein hübsches Stück Land zubrächte, worin ich in aller Gemächlichkeit mit Deiner Hülfe Nüsse essen, regieren und mich belustigen könnte. Deine Pflicht ist es nun, mir zu rathen, wie ich diese Wünsche in Erfüllung setzen könnte!"

„Besser Thaten als Rathen", rief Hampelmann. „Verlassen Sich Eure Herrlichkeit nur auf meine Lustigkeit. Noch vor Sonnenuntergang sollen Sie Sich im Besitz aller dieser Kleinigkeiten befinden, oder ich will nicht mehr Hampelmann heißen und meine Beine nie mehr über meinen Kopf zusammenschlagen können."

Mit diesen Worten sprang er auf den nächsten Nußbaum und schüttelte, was er konnte. Wie Hagel fielen die köstlichen Nüsse von den Zweigen herab und wurden von dem hungrigen Prinzen mit größter Schnelligkeit verarbeitet, so daß er erst recht aufzuleben begann, als sein Hunger befriedigt war.

Viel schwieriger als der erste Wunsch war der zweite auszuführen, aber auch dafür wußte Hampelmann Rath. Die umherliegende Ladung des Frachtwagens enthielt ja Volk und Soldaten genug, es kam nur darauf an, die Kisten zu öffnen und alle die tausend Puppen, die darin sich befanden, lebendig zu machen. Leider aber waren die Bretter der Kisten so fest aneinandergefügt, daß die Kraft der beiden kleinen Leute nicht ausreichte, sie zu öffnen.

Wie sehr sie sich auch daran abmühten, Alles war umsonst. Da war guter Rath doch theuer! Vor lauter Nachdenken traten dem Nußknacker seine großen Augen schon weit aus dem Kopfe hervor, daß sie wie Krebsaugen anzusehen waren; Hampelmann dagegen verlor keinen Augenblick seinen lustigen Muth. Um Hülfe zu erspähen, drehte er sich wie ein Kreisel nach allen Seiten

herum und eh' er es selbst noch dachte, zeigte sich ihm wirklich die ersehnte Hülfe in einer Art, die an's Wunderbare grenzte.

Weithin schienen die braunen Felder, die neben der Schlucht dem Walde gegenüber lagen, auf einmal lebendig zu werden. Ein gewaltiger Zug Wanderratten, die auf einer Reise von Süden nach Norden begriffen waren, zog daher und ging zufällig gerade auf die umherliegenden Kisten los.

„Aus dem Wege, mein Prinz!" rief Hampelmann, „wenn wir uns nicht selbst wie Haselnüsse wollen auffressen lassen."

Beide sprangen auf die Seite. Die Ratten, die, wie bekannt, keine Umwege kennen, sondern immer gerade aus, durch Felder und Wälder, über Zäune und Mauern wegspazieren und sich durchbeißen, wo sie nur können, fielen ohne Umstände über die Kisten her. Das frische, junge Fichtenholz der Bretter war ihren scharfen Zähnen ein gefundenes Fressen, ebenso die festen hanfnen Stricke. Bald hier, bald da fiel ein Deckel, bald hier, bald da sprang ein Strick. Das köstlichste Spielzeug lag in kurzer Zeit bunt durcheinander auf der Straße umher und einzelne Ratten fingen schon an, auch an diesem ihre leidenschaftliche Nagelust zu befriedigen. Wie Hampelmann das sah, rief er den Ratten zu: „Prosit Mahlzeit, ihr Brettersresser! jetzt habt ihr genug!" und mit einem Satze sprang er in den Bach, schlug Arme und Beine fortwährend über dem Kopf zusammen, daß das Wunderwasser weit umher und auf alle die Nußknacker, Hampelmänner und zinnernen und hölzernen Soldaten spritzte, die nun auch davon benetzt, sogleich lebendig wurden und auf ihren Beinchen emporsprangen.

„Immer mir nach! [illegible] macht's wie ich!" rief Hampelmann fortwährend. „Ein Narr macht viele Narren, ein Kluger viele Kluge!" — Und richtig! immer neue Puppen lebten auf und erweckten wieder neue zum Leben, die Regimenter fanden sich zusammen, die kleinen Pferde an den kleinen Kanonen erhoben sich und fuhren ihnen nach, die zinnernen Generale stellten sich an die Spitze der Armeen und commandirten und im Nu war die Schlachtordnung gegen die Ratten gebildet. Es war aber auch die höchste Zeit, denn schon fielen einige Puppen unter den scharfen Zähnen der garstigen Thiere zu Spähnen auseinander. Da erwachte auch im Nußknacker ein wahrhaft großartiger Heldenmuth. Seine Augen rollten nach allen Seiten, seine Kinnbacken klapperten vor Kampflust, der hölzerne Zopf begleitete alle Bewegungen seines Mundes mit fürchterlichen Zuckungen! Schnell zog er sein Schwert aus der Scheide und an der Spitze seiner Leibgarde, (die ebenfalls Nußknacker, aber ohne Stern, daher auch keine Prinzen waren) führte er das Heer zur Schlacht.

Jetzt kommandirte er Feuer! Sogleich knatterten alle Gewehre und Kano-

nen der unzähligen Regimenter auf die Ratten los, und erschreckt von dem ungewohnten Getöse, ergriffen diese eiligst die Flucht. So ward der Sieg glänzend errungen, und wo früher umgestürzte Kisten aufgethürmt waren, sah man nun eine neue bunte Welt. Städte und Dörfer, Festungen und Landhäuser, Küchen und Putzstuben lagen über und unter einander, dazwischen liefen viele Tausende kleiner Menschen und Thiere umher. — Das erste, was nun geschah, war natürlich, daß Prinz Nußknacker sich von seinem Volke als Fürst huldigen ließ.

Jetzt war aber die letzte Aufgabe noch zu erfüllen: eine Prinzessin zu finden und mit ihr ein Stück Land zu erwerben, wo die neue Kolonie sich niederlassen könne. Auch dazu fand Hampelmann bald Rath. Einige verwundete und gefangene Ratten mußten auf sein Geheiß von allen Prinzessinnen, die sie auf ihren Wanderungen kennen gelernt hatten, Bericht erstatten. Als sie nun auch von der Wurzelprinzessin viel Schönes berichteten, wurde bei ihrer Beschreibung das hölzerne Herz des Fürsten Nußknacker so stark erwärmt, daß ein Ton durch dasselbe fuhr, als wenn eine Diele in einer plötzlich erwärmten Stube zu reißen anfängt. Dieser Ton war ihm ein Zeichen: nur diese und keine andere Prinzessin dürfe seine Königin werden. Er beschloß daher auf der Stelle mit seinem Volke dorthin zu ziehen und um die Prinzessin zu werben.

Sogleich wurde der Zug geordnet. Als Führer dienten die gefangenen Ratten. Ihnen folgte Reiterei, dann der König mit seinem Hofstaate; hinter ihm das Geschütz und Fußvolk. Nun kamen Schaukelpferde, über und über mit Schachteln beladen, worin die Städte, Dörfer, Theater, Festungen, Küchen und dergleichen mehr, ebenso das Küchengeschirr und der Hausrath, hinter diesen die kleinen Lastwagen, die blechernen und hölzernen Kutschen ganz mit Passagieren besetzt, dann Fußgänger aller Art, in allen Kleidertrachten von Adam bis auf unsre Zeiten. Ihnen folgten lange Heerden von Thieren, groß und klein, aus alle den Noahkasten und Menagerien, die auf dem Fracht-Wagen gewesen waren, erst die zahmen, zuletzt die wilden, Letztere umgeben von zinnernen Beduinen und Tscherkessen, welche aufpassen mußten, daß die kleinen brüllenden Bestien nicht sich selber oder andre unschuldige Wesen auffräßen. Und zwischen allen diesen Zügen sprangen die Hampelmänner, Harlekine und Ledermätze einher, machten ihre Possen und erhielten das ganze Volk auf dem langen und beschwerlichen Marsch fortwährend bei gutem Muthe.

Auch schwammen auf dem Wunderbache, an dessen Ufer sie hinzogen, ganze Flotten magnetischer Schiffe, dazwischen die blechernen Schwäne, Enten und Fische. Nun denke man sich diesen unabsehbar langen Zug in dem schönen grünen Walde, zwischen Maiglöckchen, Veilchen und Butterblumen, unter Lattichblättern, Brennnesseln und Farrenkräutern bergauf und bergab marschirend

und [illegible] das bei funkelndem Sonnenſchein unter blauem Himmel und dann die Anſtrengung und Mühe der kleinen Wichte, das Rädergeknarre, das Peitſchengeknalle, das Commandiren, Muſiciren und Singen an guten Stellen, das Ach- und Wehegeſchrei auf beſchwerlichen Pfaden, wie zierlich und luſtig muß das ausgeſehen haben! Da war's wohl ſehr natürlich, daß auf dem ganzen Wege, den der Zug machte, die Vögel aus den Sträuchen, die Käfer aus den Blumen, ſelbſt die Regenwürmer und Schnecken aus der Erde neugierig herbeikamen, und daß dieſe Alle doch einen großen Reſpect bekamen vor dem König Nußknacker, der ein ſo blankes Volk beherrſchte und ſogar auf Reiſen führte.

Nach langer Mühe und unſäglichen Anſtrengungen langte endlich die Colonie, wie wir ſchon geleſen haben, bei der großen Nußwieſe an.

Viertes Capitel.

Nußknacker verliebt ſich mit der Wurzelprinzeſſin und nimmt Beſitz von der Nußwieſe. — Die Vögel ziehen ab. Was dadurch für Unheil geſtiftet ward. — Hochzeit und Abſchied.

Prinz Nußknacker und ſein Begleiter wurden vom guten Wurzelkönig auf das freundlichſte empfangen. Die Prinzeſſin ſchwamm in Entzücken über die glänzende Erſcheinung des ſchönlackirten hölzernen Fürſten, der in einer ſteifen wohlgeſetzten Rede ſeine Liebeserklärung und ſeine übrigen Wünſche ungemein anſtändig vortrug. Auch der König wurde ſo von ſeinen Worten gerührt, daß er ohne Weiteres ihm ſeine Tochter zur Frau und die ganze Nußwieſe zur Ausſteuer gab. Und als er nun gar ſeinen künftigen Schwiegerſohn zärtlich umarmte, jauchzte ringsumher alles Volk und alle die Tauſende der Vögel ſtimmten mit Singen, Pfeifen und Klappern in das Vivatrufen und Jubelgeſchrei ein. Darauf ward angeordnet, daß der ganze Zug des Puppenvolks vor den Augen des verſammelten Wurzelvolks von ſeinem neuen Lande, der Nußwieſe, Beſitz nehmen ſollte, was auch ſogleich geſchah.

Wie es nun im Leben ſo oft zu geſchehen pflegt, daß man liebe alte Bekannte über neue Gäſte vergißt und ſogar verachtet, ſo ging es auch hier zu. Die Wandervögel, die früher mit der größten Aufmerkſamkeit behandelt wurden, die noch eben bei der Verbindung beider Völkerſchaften durch den ſchönſten Spectakel ihre Theilnahme gezeigt, mußten es im Laufe dieſes Tages erleben, daß man ihnen den Rücken kehrte. Die neugierigen Wurzelmännchen drängten ſie ſogar von allen Seiten zurück und gaben ihnen nicht undeutlich zu verſtehen: ſie könnten nur fortfliegen und für immer wegbleiben.

Empört über eine ſolche Behandlung erhoben ſich ſämmtliche Vögel, wie mit einem Flügelſchlage, ſchwebten noch einmal mit mächtigem Gebrauſe über den Köpfen der beiden Völker und verſchwanden dann raſchen Fluges in der blauen Luft.

O Entſetzen! Was ereignete ſich da! Der Flügelſchlag dieſer Tauſende hatte einen ſolchen Luftzug hervorgebracht, daß faſt keiner der neuen Ankömmlinge ſich auf den Beinen erhalten konnte. Die Zinnſoldaten fielen reihenweiſe, einer über den andern zu Boden. Die papiernen Helden, Schauſpieler und Jäger wurden weit über die Wieſe hingeweht, und ſelbſt Fürſt Nußknacker, der eben ſeiner geliebten Braut mit anſtändigſter Manier die Hand küſſen wollte, ſtand auf ſo ſchwachen Füßen, daß er taumelte, umfiel, den Maulwurfshügel herunterrollte und mit offenem Munde am Fuße deſſelben liegen blieb.

Das war ein ſchlimmes Zeichen für die Macht des neuen Fürſtenthums! Der große Reſpect, den die Wurzelmänner noch eben vor den neuen Ankömmlingen gehabt, verwandelte ſich bei dieſem Anblick bald in Verachtung. Nur der gute König und die ſchöne Prinzeſſin ließen ſich in ihrer Bewunderung nicht irre

machen, ſie ſprangen eilig von ihrem Thron herab und halfen dem gefallenen Fürſten wieder auf die Beine. Nußknacker aber brach in bittere Schmähungen aus; er nannte die Vögel, die ihn umgeworfen hatten, alberne hochfliegende Narren, die ſich über alles auf der Welt erhüben, die alle Ordnung und Regel über den Haufen würfen. Sein Zorn wurde nicht eher beſänftigt, als bis der künftige Schwiegervater verſprach, daß auch er, um ähnliche Unfälle

zu vermeiden, nichts Fliegendes, ſelbſt keine fliegenden Blätter in ſeinem Lande dulden wolle.

Allmälig war Alles wieder auf die Beine gekommen, der übrige Theil des Tages verging unter Jubel und Luſtbarkeiten und am folgenden Tage ward die Hochzeit des Fürſten Nußknacker mit ſeiner ſchönen Braut auf das Allerglänzendſte gefeiert; darauf nahmen beide Völker von einander freundlichſt Abſchied, die Wurzelmänner kehrten in ihr Thal zurück, das Puppenvolk blieb auf ſeiner Nußwieſe.

Fünftes Capitel.

Das Puppenreich wird eingerichtet. — Uebermuth Nußknackers, ſeiner Gemahlin und ſeiner Unterthanen. — Abneigung beider Völker. — Der Wurzelkönig entſagt der Regierung. — Nußknacker ein Tyrann. — Rüſtungen im Wurzelreich. — Der Krieg. — Hampelmann's Tod. — Flucht und Untergang des Puppenreichs. — Nußknackers Tod. — Rettung der Fürſtin.

Ganzer acht Tage bedurfte Fürſt Nußknacker, um ſeinen Staat einzurichten, die Städte, Feſtungen und Dörfer an geeigneten Stellen aufzubauen und ſeinen Unterthanen ihren Platz und ihre Thätigkeit anzuweiſen. Alles das wurde mit Hülfe des luſtigen Miniſters Hampelmann, der die Seele des Ganzen war, vortrefflich ausgeführt. Es ſchien auch, als wollte der Himmel ſelbſt das neue Fürſtenthum begünſtigen, denn bisher hatte ſich kein Wölkchen am Himmel gezeigt, kein Windſtoß eine Compagnie Soldaten umgeworfen, kein Regen die ſchönen bunten Waſſerfarben des Schloſſes abgeſpült oder die fürſtlichen Decorationen des großen Theaters aufgeweicht.

So lebte die junge Fürſtin einige Tage mit ihrem Gemahl herrlich und in Freuden. Sie hatte bereits ihre alten Kleider aus Blumenblättern und Spinneweben abgelegt und trug ſich, wie die eleganteſte Staatspuppe, nach dem neueſten Pariſer Modejournal. Ihre muntern natürlichen Bewegungen gewöhnte ſie ſich ab und nahm die ſteifeſte Haltung ihres Mannes und ihrer Hofdamen an, die es für unanſtändig hielten, den Kopf nur etwas auf die Seite zu drehen. Das Gehen verlernte ſie faſt ganz; dagegen fuhr ſie häufig auf Bälle, Concerte und Paraden, auf Maikäferhetzen und Fliegenjagden. Ihr liebſtes Vergnügen war und blieb der Putz. Alle Tage wechſelte ſie ihren Anzug und vor ihren Fenſtern waren ſämmtliche Modebuden aufgeſtellt, ſo daß ſie gleich beim Aufſtehen die erſten Blicke dahin werfen konnte.

Aber auch ihr Gemahl und ſeine Unterthanen wurden immer übermüthiger.

Sie verachteten Alles, was nicht Puppe und nicht ſo ſchön angeſtrichen und lackirt war, wie ſie. Jedes geflügelte Thier, was in ihre Nähe kam, wurde mit der härteſten Grauſamkeit verfolgt.

Auch die Wurzelmänner, die von Zeit zu Zeit zum Vergnügen herüberkamen, wurden immer kälter empfangen. Bald blieben ſie ganz weg. Selbſt der gute König mußte es erleben, wie ſein Schwiegerſohn und ſeine eigene Tochter ihn mit der Zeit lieblos behandelten. Da verwandelte ſich natürlich die frühere Freundſchaft der beiden Völker ſchnell in bittern Haß. Noch waren nicht vier Wochen vergangen, ſo trieb Fürſt Nußknacker ſeinen Uebermuth ſo weit, daß er von den Wurzelmännern einen monatlichen Tribut von 2000 Stück ausgeſuchter Haſelnüſſe forderte, dabei an der Grenze ſeine Truppen zuſammenzog und alle Feſtungen in einer Linie gegen das Wurzelreich aufſtellen ließ. Im Falle der Weigerung wollte er mit Heeresmacht in das Land ſeines Schwiegervaters einfallen.

Eine ſolche Verletzung alles Rechtes mußte das weiche Gemüth des guten Königs auf's Bitterſte empören. Einen ganzen Tag lang weinte er die hellen Thränen in ſeinen bemooſten Bart hinein, dann ſagte er ſich öffentlich von der undankbaren Tochter los, und beſchloß ſie nie mehr vor Augen zu ſehen. Endlich zog er ſich ſelbſt von allen Regierungsgeſchäften zurück. Er fühlte wohl, daß er für ein ſo ſchwieriges Geſchäft zu weichmüthig ſei.

Die Nachricht davon gelangte bald zu ſeiner Tochter. Jetzt gingen ihr die Augen auf, wie unwürdig ſie ihre Hand verſchenkt, wie tief ſie durch Eitelkeit alle Pflichten gegen ihren Vater und gegen die verletzt hatte, die ihr früher lieb und werth geweſen. Leider war es zu ſpät. Sie verſuchte Alles, ihren Mann von ſeinen unbilligen Forderungen abzubringen; er blieb bei ſeinem Vorſatz. Da ſie aber mit Bitten nicht nachließ, richtete er endlich ſeinen Zorn auch gegen ſie, ſchloß ſie in ihr Zimmer ein und wollte nichts weiter von ihr hören. Statt Luſt und Heiterkeit waren nun Schmerz und Reue ihre beſtändigen Begleiter.

Indeß war im Wurzelreiche ein junger kräftiger König gewählt worden. Er theilte den Ingrimm ſeines Volks gegen die frechen Eindringlinge, und erklärte ihnen kurzweg den Krieg. Er beſchloß ſie in einem furchtbaren Kampfe

gänzlich zu vertreiben oder zu vernichten, daher berief er von allen Seiten Bundesgenossen. — Kaninchen und Maulwürfe, Eidechsen und Regenwürmer sollten unter der Erde in das Land Nußknackers einbrechen und Städte und Dörfer umstürzen; Heuschrecken, Bienen und Käfer sollten aus der Luft über die Feinde herfallen; auf der Erde wollten die Wurzelmänner selbst mit spitzen Binsenlanzen und scharfen zweischneidigen Grasschwertern die Feinde angreifen.

Der Morgen des verhängnißvollen Kampfes brach düster an, der Himmel hing voll schwarzer Wolken. In ihren grünen und braunen Moosröcken rückten die Wurzelmänner gegen die Nußwiese an, so daß der Feind sie nicht eher erkannte, als bis sie dicht unter seinen Festungen waren. Nun erhob sich ein Bombardiren und Feuer aus allen Schießscharten derselben, aber die Kugeln blieben in dem Moose der Angreifenden hängen und mit lautem Gelächter erwiederten sie das furchtbare Schießen. Schnell drang das Wurzelheer auf der Nußwiese vor. Prinz Nußknacker warf sich ihnen mit seiner Leibgarde entgegen, wurde aber zurückgeschlagen. Er floh in den Palast und machte Hampelmann zu seinem Feldmarschall. Mit verzweifelten Sprüngen führte dieser auch die Hauptarmee ins Feld. Da überfiel ein allgemeiner Schrecken das Land. Schon hatten die unterirdischen Hülfstruppen der Feinde den Boden, wo das Puppenheer marschirte, und zugleich Festungen, Städte und Dörfer der Nußwiese unterwühlt, und zu derselben Stunde stürzten fast sämmtliche Gebäude des Landes mit lautem Krachen über und unter einander zusammen. Auch den Feldmarschall Hampelmann packte ein alter grimmiger Maulwurf bei einem Beine, und zog ihn trotz seines Hampelns in die Erde hinab. Nie hat man ihn wiedergesehen. — Das war das Signal zu einer allgemeinen wilden Flucht für das ganze glänzende Heer des Nußknackers, und mit dem Geschrei: „Rette sich, wer kann!“ stürzten die Fliehenden dem fürstlichen Palaste zu. Der aber war aus festen hölzernen Prachtstuben erbaut und trotzte noch am längsten den wühlenden Thieren. Hier hatte Nußknacker bereits seine Staatskutsche anspannen lassen. Mit seiner Gemahlin warf er sich schnell in diese hinein und rief dem Kutscher zu: „Fort aus diesem Thal, so rasch es geht, so weit als möglich!“ Da drängte sich sein Volk in wildem Getümmel um die Kutsche herum, einen Halt daran zu finden, denn überall sausten aus der Luft Insekten herunter und warfen mit ihren Flügeln zu Boden, was nicht auf sehr festen Füßen stand.

So wälzte sich das fliehende Volk wie ein großer Knäuel über die Wiese dahin. Obgleich hart von seinen Feinden gedrängt, und mit Verlust vieler Todten gelang es ihm doch, unter den großen Hecken, die das Thal umgaben, hindurch zu schlüpfen und in den Wald zu entkommen.

Da sollte das Elend der Uebermüthigen seinen Gipfel erreichen. Selbst

der Himmel brach gegen sie los, dichter Regen strömte auf sie herab. Mit Trauer sah Nußknacker und seine Gemahlin aus ihrer Staatskutsche, wie die Gießbäche auf dem Wege anschwollen, wie ihre Unterthanen, Häuser und Geräthe im wilden Strudel an ihnen vorbeigetrieben wurden, wie von den Ihrigen Einer nach dem Andern den Mühseligkeiten des Marsches erlag, in Abgründe stürzte oder in Wurzeln, Brennnesseln und Laubabfall sich verwickelte und elendiglich umkam. Bald war Nußknackers ganzes Volk zu Grunde gegangen. — Auch er fuhr nur noch wenige Schritte. Der Regen löste die geleimten Fugen der Kutsche auf und das fürstliche Paar ward von der Wasserfluth ergriffen. Erst jetzt erwachte wieder, durch die Noth geweckt, der frühere kräftige Naturgeist der Prinzessin. Wie war sie sonst bei solchem Wetter jauchzend umhergesprungen und den Wellen entgegengeschwommen! — Mit der einen Hand faßte sie nur noch eben den Zopf ihres Mannes, mit der andern einen Zweig. Schnell wollte sie sich mit ihm auf eine höhere Baumwurzel emporschwingen. Aber ach! selbst das Haar des geängsteten Fürsten war nicht mehr stark genug! den Zopf behielt sie in der Hand, ihren Mann sah sie von den Strudeln fortgetrieben und bald war er ihren Blicken entschwunden.

Erst rief sie ihm klagend nach, dann aber regte sich ihr ursprüngliches Wesen um so kühner. Sie zerriß die läppischen modischen Kleider, die vom Regen durchnäßt, ihre schlanken kleinen Glieder beengten. Rasch wickelte sie sich in die ersten besten Blätter und kletterte schnell wie ein Eichkätzchen einen alten Baum hinauf, in dessen Astloch sie Schutz suchte gegen das Unwetter und die einbrechende Nacht.

Sechstes Capitel.

Der Vogelsteller und seine Familie. — Wie die Kinder mit seltsamen Schätzen heimkehren. — Die Leiche Nußknackers. — Das Weibchen aus dem Kranich[illegible] und wer es gewesen. — Rührende Versöhnung auf der Nußwiese. — Drohende Gefahr für [illegible] Wurzelmänner. — Wie die Wurzelmänner auswanderten.

In derselben Zeit, als sich alle diese wunderbaren Dinge ereigneten, lebte am Ausgange des eben beschriebenen Waldes ein alter Vogelsteller mit seiner Familie. Seit den zwei Jahren, daß er sich hier angesiedelt hatte, war es ihm mit seinem Geschäft vortrefflich gegangen, und besonders im Frühling und Herbst waren so viele Vögel in seine Netze geflogen, daß er damit manchen Thaler Geldes verdient, manchen Sparpfennig zurückgelegt hatte.

Nun war einmal an einem Frühlingstage ein sehr heftiger Regen gefallen, und seltsamer Weise ließ sich seit jenem Tage kein Vogel mehr bei ihm sehen;

seine Netze fand er des Morgens immer zerrissen, seine Leimruthen verdorben und selbst sein Uhu und die übrigen Lockvögel waren seit einiger Zeit aus ihren Käfigen und von ihren Stangen verschwunden. Und doch wohnte, wie er wohl wußte, kein Mensch im ganzen Walde, der das hätte thun können.

Einstmal hatte er seine Kinder mit der Holzkarre tiefer in den Wald geschickt, um Reisig zu suchen.

Es ward Abend, sie kamen und kamen nicht wieder. Schon fing es an, dunkel zu werden, und weil sie noch immer nicht da waren, überfiel ihn große Angst und er beschloß, sie zu suchen. Er setzte eben den Fuß vor die Thür, da hörte er aus dem Walde ein Jauchzen und Lärmen. Gottlob! es waren seine lieben Kinder, die die Holzkarre hoch bepackt heranzogen und vor sich herschoben.

„Ihr Tausendsappermenter, wo bleibt Ihr denn?" fuhr er sie halb ärgerlich, halb erfreut an; sie aber lachten, und indem sie das grüne Reisig, womit sie die Karre oben bedeckt hatten, hinwegnahmen, riefen sie, ganz roth im Gesichte vor lauter Vergnügen: „Schau' einmal, Vater was wir haben." Und siehe da! der ganze Wagen war mit zerbrochenem, verbogenem und zernagtem Spielwerk von unten bis oben angefüllt.

Und nun ging das Erzählen der Kinder an. Der Sinn ihres Durcheinanderschreiens war der: Nachdem sie sich verirrt, wären sie in ein schmales ebenes Thal gekommen, das sich wie ein Fußweg in den Wald verloren. Es sei dort noch ganz schlammig vom letzten Regen gewesen. Da hätten sie denn alle diese Herrlichkeiten in buntem Gemisch durcheinanderliegend gefunden, und wäre nicht die Sonne hinter die Tannen gegangen, so würden sie den Weg noch weiter verfolgt haben. Der habe gar nicht aufgehört, sondern sei tief in dem Dickicht verschwunden, und so weit sie hätten sehen können, wär' er fort und fort mit solchen Schätzen besäet gewesen.

Dem Vater kam die Sache seltsam vor. Er beschloß am andern Tage den bezeichneten Pfad zu verfolgen, denn so hoffte er demjenigen auf die Spur zu kommen, der ihm die Vögel verscheucht und die Netze zerrissen hatte.

Als der nächste Morgen durch den stillen Wald dämmerte, zog die ganze Vogelstellerfamilie mit der Holzkarre dem Thale zu, und richtig! fand sich Alles, wie es die Kinder erzählt.

„Siehst Du, Vater, da ist wieder ein so prächtiger Kerl von Holz!" rief das jüngste Kind und scharrte einen gartigen Nußknacker, von dem alle Farbe abgespült und dessen Fußgestell abgelöst war, aus dem Schlamme hervor.

„Hu! was der Kerl für ein Gesicht hat, und was für ein Maul, und was für hervorstehende Augen!" riefen die Kinder durcheinander.

„Dummes Zeug! die Frage da!“ rief der Alte, der noch immer ärgerlich war, nahm ihnen den Nußknacker weg und warf ihn zur Seite, eine ganze Strecke in den Wald hinein.

Da zeigte ſich ſeinen Blicken ein wunderbares Schauſpiel.

Aus einem Kranichneſte, hoch auf einem alten Eichbaum, erhob ſich ein kleines weibliches Weſen von menſchlicher Geſtalt, ganz in weiße Spinneweben eingewickelt. Wie ein Eichkätzchen kletterte es den Baum herunter, lief eilig nach der Stelle, wo der zerbrochene Nußknacker lag, grub ihm mit beiden Händen ein Grab, legte ihn hinein, wobei zwei Kraniche ihm behülflich waren,

und ſcharrte Erde darüber hin, worauf es eilig wieder auf den Baum und in das Neſt zurückkletterte.

Der Vogelſteller und ſeine Familie ſtanden mit offnem Munde da; ſie wollten das kleine Weſen nicht verſcheuchen, auch machte der neue Anblick ſie unentſchloſſen, etwas dabei zu thun.

„Alſo du biſt am Ende die kleine Hexe, die mir mein Brod wegnimmt,“ platzte endlich der Vogelſteller ſeinen ſo lange verhaltenen Aerger heraus. „Wart nur, mein hübſches Vögelchen! Morgen kommen wir wieder her, mit Beil und Netzen, da wollen wir ſchon deinen Baum umhacken und dich einfangen. Für's erſte aber wollen wir einmal ſehen, wo denn dieſer Weg hinführt, und ob da nicht mehrere deines Gelichters ſind?“

Er hatte ſeine Rede noch nicht beendet, als er ſehen mußte wie das kleine Weibchen ängſtlich mit ihren weißen Schleiern aus dem Neſt herauswinkte. Da kamen ſogleich die Kraniche herbeigeflogen, faßten das Neſt mit den Schnäbeln, hoben es aus den Zweigen und trugen es durch die Luft in ſchnellem Fluge davon.

Wer konnte das Weibchen wohl anders ſein, als unſere Wurzelprinzeſſin?

Furcht vor ihrem Vater und ihrem Volk hatte ſie abgehalten, in ihr Thal zurückzukehren. Dazu war die Reue über ihre Hoffart, mit der ſie die ſonſt ſo befreundeten Vögel behandelt hatte, ſo mächtig in ihr geworden, daß ſie beſchloß, an dieſen freundlichen Thierchen das wieder gut zu machen, was ſie früher an ihnen verſchuldet. Seit dem Unglückstage, der ihren Mann und deſſen Volk vernichtet, hatte ſie daher auf dieſem Baume ihren Wohnſitz aufgeſchlagen

und ſich mit liebender Sorgfalt aller jungen Vögel angenommen, deren Eltern geſtorben waren. Eben ſie war es auch geweſen, die trotz ihrer Furcht vor den Menſchen, die Netze des Vogelſtellers alle Nächte zerriß und die Vögel warnte, in ſeine Nähe zu kommen.

In dieſem Augenblick aber ſah ſie die Gefahr, die ihrem ganzen Volke drohte, wenn dieſe eigennützigen Menſchen das Wurzelreich entdeckten. Da mußten alle andern Rückſichten ſchweigen.

Ohne Aufenthalt ließ ſie ſich von den Kranichen geraden Weges in ihr Thal tragen, mochte daraus entſtehen, was da wolle. —

Auf der Nußwieſe, die noch jüngſt der Schauplatz ihres falſchen Glanzes und ihrer Thorheiten geweſen, war gerade an demſelben Tage das Volk der Wurzelmänner verſammelt. Auch ſie hatten die Prinzeſſin trotz ihrer Thorheiten noch nicht aufgegeben und wollten eben auf die Bitten ihres Vaters berathen, was man thun ſolle, um die Entführte aufzuſuchen.

Da ſenkten die Kraniche ſich mit dem Neſte herab; bald fiel die reuige Tochter ihrem hocherfreuten Vater um den Hals, und das ganze Volk hatte Mitleid mit ihr und vergab ihr aus Herzensgrunde.

In der Freude über ihr Wiederſehen wollte nun Alles ſich der unbefangenſten Luſt überlaſſen, aber die Prinzeſſin wies jede Heiterkeit zurück. Sie verkündete den Ihrigen die Gefahr, die ihnen drohe, von Menſchen entdeckt zu werden. Angſt und Schrecken überfiel das Wurzelvolk bei dieſer Nachricht. Nun war ſeines Bleibens in dieſem Walde nicht länger. Man beſchloß auf der Stelle das Thal zu verlaſſen und durch unterirdiſche Höhlen in ferne Gegenden auszuwandern.

Der Zug ſetzte ſich auch ſogleich in Bewegung. Zu gleicher Zeit erſchien aber auch ſchon auf der Höhe der Felſen hinter den dichten Hecken der Vogelſteller mit ſeiner Familie.

Waren dieſe Leute erſt erſtaunt geweſen, um wie viel mehr waren ſie es jetzt, als ſie die ſämmtlichen Wurzelmännchen in den Felſen verſchwinden ſahen.

Ganz erboßt darüber, daß er nicht hinzukommen konnte, griff der Vogelſteller in die Hecken und verſuchte auf jede Weiſe, ſie zu durchbrechen. Es half ihm Alles nichts, er brachte nur zerriſſene Hände davon.

„Ei du Himmel!“ rief er aus, „hätt' ich nur mein Beil hier und meine Netze, die Knirpſe da einzufangen! Der reichſte Mann von der Welt könnt' ich werden, wenn ich die in der Stadt verkaufte oder für Geld ſehen ließe!“ Darauf nahm er ſchnell ſeine Vogelpfeife hervor und fing an zu blaſen und Lockweiſen zu ſingen. Er dachte die Kleinen dadurch wie Vögel herbeilocken zu können. Auch das war umſonſt. Das ganze Völkchen zog vor ſeinen Augen

in den Fels. Die letzten kleinen Kerle lachten ihn noch obendrein aus, schnitten ihm spöttische Gesichter und machten ihm lange Nasen, und wie der allerletzte Zwerg in dem Berge verschwunden war, schloß sich dessen Oeffnung. Kein Mensch hat die Wurzelmännchen seitdem gesehen.

Reimsprüche.

Das Feuer hebt vom Funken an,
Vom Funken brennt ein Haus.
D'rum wo ein Funken schaden kann
Lösch' ihn bei Zeiten aus.

Kommt Einer aus der Ferne her
Wird ihm das Lügen gar nicht schwer.
Bleibt er zu Hause, wird er's lassen,
Man kann ihm auf die Finger passen.

Sei nicht ein Wind- und Wetterhahn
Und fang' nicht immer Neues an!
Was du dir wohl hast vorgesetzt
Dabei beharre bis zuletzt.

Dummheit.

Geht der Esel zum Löwen hin
Da kommt ihm keine Furcht in Sinn;
Das kommt von seiner Dummheit her,
Nicht weil er klug und tapfer wär'.

Hat Reichthum Leute schön gemacht?
Wohl nur zum Schein.
Hat Schönheit Leute klug gemacht?
Das kann nicht sein.
Hat Klugheit Leute gut gemacht?
Ich glaube: nein. —
Reich, schön und klug bringt Glück und Ehr',
Gut-sein ist mehr.

Dank mit dem Mund
Hat wenig Grund.
Im Herzen Dank
Ist guter Klang.
Dank mit der That
Das ist mein Rath!

Wer Viel anfängt zu gleicher Zeit
Macht Alles halb und Nichts gescheit.

Steh auf um Fünf, iß Mittag um Neun,
Zu Abend um Fünf, und zu Bett um Neun,
So wirst du ein Mann von Neunzig und Neun.

Zum Schluß.

Wenn am Weinachtsbaum die Lichter
Nach dem Fest erloschen sind,
Denkst du lange noch mit Freuden
An die Lust; nicht wahr, mein Kind?
Auch dies Büchlein ist zu Ende
Und es freute dich, nicht wahr?
Wie der Baum am Weinachtsabend,
Bracht' es lust'ge Gaben dar.

Und so wie du noch mit Freuden
Denkst an jenes Baumes Schein,
Mag dies Büchlein lange, lange,
Immer neu dein Herz erfreun.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Illustrirter Jugendschriftenverlag

von

Velhagen & Klasing

in

Bielefeld und Leipzig.

1. Für Mütter und kleine Kinder:

Der Kinder Lust.

Für Mütter und Kinder zusammengestellt

von

Gottlob Dittmar.

Mit Illustrationen von J. Simmler und Ludwig Richter

Mit Melodien.

Elegant gebunden mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein reicher Schatz der schönsten Kinder-, Kose- und Volkslieder, Kindergebete, kleine Erzählungen, Scherzfragen, Räthsel und Spiele. Für die Kinderstube und für Mütter, welche noch mit ihren Kindern singen und spielen mögen, ein treffliches Buch.

2. Für Mädchen und Knaben von 10—15 Jahren:

Der Schweizerische Robinson.

Schicksale einer Schweizerischen Pfarrersfamilie auf einer Insel im großen Ocean.

Nach J. D. Wyß

neu bearbeitet

von

J. Bonnet.

Mit 12 Illustrationen von F. Specht u. A. und einer Karte der Insel.

Elegant gebunden mit rothem Rücken und Goldtitel, ein starker, stattlicher Band.

Preis 1 Thlr. 25 Ngr.

Dieses alte Werk, wohl die schönste der Robinsonaden nach Defoe's Urrobinson, wird der älteren Generation aus ihrer Jugend in guter Erinnerung sein. In Deutschland unverdienter Weise vergessen, hat der Schweizerische Robinson in England und Frankreich bis auf diesen Tag immer neue Auflagen erlebt und wird hier mit auch der deutschen Jugend in prächtiger Ausstattung und in tüchtiger neuer Bearbeitung geboten.

Meister Schott und seine Familie.

Eine Erzählung aus der Belagerung von Straßburg

im Jahre 1870.

Der deutschen Jugend gewidmet

von

Robert Koenig.

Mit 8 Tonbildern und einem Plane der Belagerung.

Elegant gebunden, mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 Thlr.

Die rührende und ergreifende Familiengeschichte eines altstraßburgischen Hauses aus der Belagerung, seine innern Kämpfe deutschen und neufranzösischen Wesens untereinander, gelöst durch das Eingreifen alter Freunde aus den Reihen der Belagerer. Die edlen Frauengestalten des Buches machen es zu einer trefflichen Lektüre auch für Mädchen.

---

3. Praktische und anregende Beschäftigungsbücher für Knaben von 10—16 Jahren:

Des deutschen Knaben

Handwerksbuch.

Praktische Anleitung zur Selbstbeschäftigung und Anfertigung aller Art Arbeiten (auch Weihnachtsarbeiten) auf dem Gebiete der Pappearbeiten, Tischlerei, Drechslerei, Schnitzerei und Zimmermannsarbeit, zum Abgießen in Gyps, zum Bau von Drachen, Vogelhäusern, Thierbehältern ꝛc.

von

Barth und Niederley.

Mit vielen erläuternden Abbildungen.

Elegant geb. mit rothem Rücken und Goldtitel.

Preis 1 Thlr.

Das Buch der

Sammlungen.

Praktische Anleitung zum Anlegen, Ordnen und Erhalten aller Arten von Sammlungen (Schmetterlings-, Käfer-, Mineralien-, Pflanzen-, Hölzer- und anderen Sammlungen) zum Einrichten und Pflegen des Aquariums, Terrariums, Insektariums ꝛc.

Herausgegeben von Otto Klasing.

Mit zahlreichen erläuternden und anregenden Abbildungen.

Elegant geb. mit rothem Rücken und Goldtitel.

Preis 1 Thlr.

Verständige Eltern, die sich nicht damit begnügen wollen, wißbegierige Fragen ihrer Jungen abweisend oder gar nicht zu beantworten, werden die Bedeutung dieser Bücher nicht unterschätzen. In ihnen findet der geweckte Knabe Rath und Anleitung zu allen nützlichen Liebhabereien. Es ist bekannt, wie kurzathmig die Anläufe der Jugend in dieser Hinsicht zu sein pflegen. Die schönsten angefangenen Arbeiten bleiben liegen, die nützlichsten Sammlungen verkommen aus Mangel an Rath und Anleitung. Die Eltern können meist wegen Fehlen eigner Kenntniß nicht helfen. In diesen Büchern nun findet sich Rath und Anleitung, und die Verlagshandlung glaubt sich durch Anregung derselben ein Verdienst um die Knabenwelt erworben zu haben.

Des Deutschen Knaben-

Experimentirbuch.

Praktische Anleitung zum unterhaltenden und belehrenden Experimentiren auf den Gebieten der

Physik und **Chemie,**

von

Dr. H. Emsmann und **Dr. O. Dammer.**

Mit vielen Illustrationen.

Elegant gebunden mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Experimentirbuch soll zu häuslicher Fortarbeit anregen und zu belohnender Erholung von dem strengern Gange des Schulunterrichts in Physik und Chemie dienen. Zwei treffliche Fachmänner haben ihre Wissenschaft verwerthet, um in lehrreicher Stufenleiter vermittelst leicht ausführbarer, durchweg anziehender Experimente unvermerkt durch das Gebiet der betreff. Wissenschaft zu führen. Für naturwissenschaftlich gerichtete Knaben reiferen Alters ein sehr passendes Geschenk.

4. Geschichtliche Jugendschriften für Knaben von 10—14 Jahren:

Der große Krieg gegen Frankreich

im Jahre 1870—1871.

Der deutschen Jugend erzählt

von

Robert Koenig.

Mit 12 Tonbildern.

Zweite umgearbeitete Auflage in einem Bande.

Elegant geb. mit rothem Rücken und Goldtitel, ein stattlicher Band.

Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk des Daheimredakteurs ist ein treffliches Geschenk für Knaben, es wird den Geist warmer Vaterlandsliebe in ihren Herzen wecken und nähren.

Der alte Nettelbeck

und die Belagerung von Kolberg

im Jahre 1807.

Der deutschen Jugend erzählt

von

Robert Koenig.

Mit 6 Tonbildern und einem Plane der Belagerung.

Eleg. geb. mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 Thlr.

Die kernige Seemanns- und Heldengestalt des alten Nettelbeck war es wohl werth, von dem Verfasser in neuer, geschmackvoller Weise dem Herzen der deutschen Jugend näher gebracht zu werden.

Kaiser Wilhelm
der Siegreiche.

Sein Leben und seine Thaten.

Ein Buch für Deutschlands Volk und Jugend

von

W. Petsch.

Mit zahlreichen Tonbildern.

Elegant geb. mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein Buch, auf welches seitens des Verfassers und der Verlagshandlung Alles verwendet ist, um es zu einem Lieblingsbuche für Volk und Jugend zu machen. Ein geschmackvoll und zuverlässig geschriebenes Lebensbild des Deutschen Kaisers wird von Jedermann als ein schönes Geschenk dankbar begrüßt werden.

Unser Fritz.

Kronprinz Friedrich Wilhelms,

Generalfeldmarschalls des Deutschen Reichs,

Leben und Thaten.

Von

W. Petsch.

Mit 8 Tonbildern.

Eleg. geb. mit rothem Rücken u. Goldtitel.

Preis 1 Thlr.

Der eiserne Prinz.

Prinz Friedrich Karls v. Preußen,

Generalfeldmarschalls des Deutschen Reichs,

Leben und Thaten.

Von

W. Petsch.

Mit 8 Tonbildern.

Eleg. geb. mit rothem Rücken u. Goldtitel.

Preis 1 Thlr.

Lebendige, interessante, warm geschriebene Lebensbilder der beiden Prinzen, belebt durch zahlreiche unbekannte Einzelzüge. Eine erschöpfende Darstellung ihrer Thaten. Die deutsche Jugend wird in den beiden Männern Vorbilder der Thatkraft, eiserner Arbeit und treuester Pflichterfüllung sehen.

Helmuth Graf Moltke,

des Deutschen Reiches Generalfeldmarschall.

Ein Lebensbild für die deutsche Jugend.

Von

W. Petsch.

Mit 8 Tonbildern

Elegant gebunden mit rothem Rücken und Goldtitel.

Preis 1 Thlr.

Neben [illegible]ier Wilhelm das Lebensbild seines großen Schlachtendenkers, des greisen Moltke, da[illegible] Verfasser mit liebevollem Fleiß aus den oft sehr versteckten Quellen klar und interes[illegible] dargestellt ist

General von Werder,

der Vertheidiger Süddeutschlands

Ein Lebensbild für die deutsche Jugend.

Von

O. Höcker.

Mit 8 Tonbildern

Elegant gebunden mit rothem Rücken und Goldtitel.

Preis 1 Thlr.

Auch diese Heldengestalt aus großer Zeit reiht sich würdig den andern an. Das warm und anziehend geschriebene Buch wird gern willkommen geheißen werden, wo man sich dankbar jener schweren Entscheidungskämpfe und der Worte des Kaisers erinnert: „Werder gebührt die höchste Anerkennung und seinen tapferen Truppen."

Des deutschen Knaben

Friedrich Wilhelm Schulze

Fahrten und Abenteuer

im Kriege gegen Frankreich.

Von

W. Petsch.

Mit 8 Tonbildern.

Eleg. geb. mit rothem Rücken u. Goldtitel.
Preis 1 Thlr.

Robert des Schiffsjungen

Fahrten und Abenteuer

auf der Deutschen Handels- und Kriegsflotte

Von

M. Bischoff.

Mit 8 Tonbildern.

Eleg. geb. mit rothem Rücken u. Goldtitel.
Preis 1 Thlr.

Das erste dieser Bücher ist bei seinem ersten Erscheinen schon das Entzücken der deutschen Knabenwelt gewesen. Es ist eine sehr interessante, pädagogisch durchaus korrekte und motivirte Kriegsrobinsonade eines der vielen Knaben, die dem Heer nach Frankreich gefolgt waren. Das zweite ist ein Seitenstück dazu von der deutschen Flotte und wird nicht weniger Beifall finden.

---

5. Naturwiſſenſchaftliche und geographiſche Werke für die reifere Jugend von 12—16 Jahren:

Naturgeſchichte

der

deutſchen Vögel.

Mit beſonderer Berückſichtigung ihrer

Haltung und Wartung.

Von

Otto Klaſing.

Mit vielen Abbildungen.

Elegant gebunden mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 Thlr.

Keine trockene, ſchematiſche Naturgeſchichte, ſondern anregend und anekdotiſch belebt. Beſtimmt, die Kunde von und damit die Freude an der Thierwelt, beſonders der deutſchen Vogelwelt, bei der Jugend zu erwecken. Zugleich praktiſch belehrend über Haltung und Wartung der Stubenvögel.

Die Deutſchen Nordpolfahrer

auf der Germania und Hanſa.

Von

Dr. Richard Andree.

Mit 8 Tonbildern und 2 Karten.

Elegant gebunden mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 Thlr.

Dieſes treffliche Werk, von Autoritäten wie Petermann hoch anerkannt, entwickelt an dem Faden der neueſten deutſchen Polarexpeditionen, ihrer Erlebniſſe, Gefahren und Schrecken, die ganze Wiſſenſchaft vom Nordpol. Der Verfaſſer, eine Autorität auf geographiſchem Gebiete, beherrſcht wie Wenige das ganze Material.

Die Schweizerische Alpenwelt.

Für junge und alte Freunde der Alpen

von

M. A. Feierabend.

Mit 13 dreifarbigen Tonbildern.

Elegant gebunden mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 Thlr. 25 Ngr.

Ein prächtiges, stattliches Werk, das in durchweg anziehenden und oft ergreifenden Lebensbildern Natur-, Thier- und Menschenleben der Alpenwelt darstellt.

Der schwarze Erdtheil

und

seine Erforscher.

Reisen und Entdeckungen, Jagden und Abenteuer, Land und Volk in

Afrika.

Von

Dr. R. Böllner.

Mit zahlreichen Tonbildern und einer Karte.

Elegant gebunden mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 2 Thlr.

Ein starker, stattlicher Band, geziert mit einer Fülle interessanter Illustrationen und mit einer Karte, welche die neueste und beste über Afrika genannt zu werden verdient.

Das

Zeitalter der Entdeckungen.

Geschichte der großen Seefahrer und ihrer Entdeckungen von Heinrich dem Seefahrer bis auf Magelhaens.

Von

Dr. Th. Vogel.

Mit 12 Tonbildern und einer Weltkarte der Entdeckungen.

Elegant gebunden mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 Thlr. 25 Ngr.

Ein geographisch-geschichtliches Werk von allgemeinem Interesse und wissenschaftlicher Tüchtigkeit, für die reifere Jugend sehr geeignet. Behandelt die großen Entdeckungen, kühnen Fahrten und blutigen Thaten der Portugiesen, Spanier und nachfolgenden Nationen um die Wende des Mittelalters und der neueren Zeit. Sehr schön illustrirt und mit einer Karte von nicht gewöhnlichem Werth.

6. Neue Ueberſetzung von Walter Scott für Haus und Jugend.

Walter Scotts
ſchönſte Romane.

Neue Ueberſetzung von Robert Koenig.

Band I—III. Jeder Band mit 8 Tonbildern.

Preis elegant kartonnirt mit rothem Rücken und Goldtitel pro Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Preis elegant gebunden in Prachtband. Grün mit Gold und Schwarz
à Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Die einzelnen Bände enthalten:

Band I. Ivanhoe. Mit 8 Tonbildern. Preis gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.
kartonnirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Band II. Quentin Durward. Mit 8 Tonbildern. Preis gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.
kartonnirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Band III. Der Talisman. Mit 8 Tonbildern. Preis gebunden 1 Thlr. 20 Ngr
kartonnirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Es fehlte bisher in Deutſchland durchaus an einer feinen, lesbaren Ueberſetzung und anſtändigen Ausgabe dieſer für die Hausbibliothek ſowie für die reifere Jugend ſo unvergleichlich paſſenden Walter Scott'ſchen Meiſterwerke. In dieſen drei ſchönſten Romanen liegt der Anfang einer Ausgabe vor, die an Feinheit der Wiedergabe, ſowie an gefälliger Ausſtattung allen Anforderungen entſpricht, die man an einen „Familien-Walter Scott" ſtellen muß. Der Ueberſetzer hat es verſtanden, den ganzen Reiz und die anziehende Eigenthümlichkeit des Originals wiederzugeben.